Diogr C. Pantheon

244 c

2

D. W. Kaufmann fec. 1795.

Pantheon der Deutschen

Zweiter Theil.

Chemnitz 1795
beg Karl Gottlieb Hofmann.

216

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHEK
FRESENIUS

Dem erhabnen Schuz

Sr. Majestät

Friedrich Wilhelm

des Zweiten

Königs von Preussen

weihet

diesen zweiten Theil des Pantheons
der Deutschen

in tiefster Unterthänigkeit

der Verleger.

Allerdurchlauchtigster,

Großmächtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ew. Königl. Majestät haben mir einen entscheidenden Beweis Ihres hohen Beifalls zu der Unternehmung des gegenwärtigen Pantheons der Deutschen zu geben geruhet, indem Allerhöchst-Dieselben durch ein allergnädigstes Handschreiben mir gestatteten, Ihren glorwürdigen Namen diesem Werke vorzusezen.

Indem ich von dieser allergnädigsten Freiheit Gebrauch zu machen mich unterfange, wage ich es, den Ausdruk meiner tiefsten Devotion vor Ew. Königl. Majestät niederzulegen.

Ew. Königl. Majestät

Chemnitz
am 1. März 1796.

allerunterthänigster
Karl Gottlieb Hofmann.

Vorrede.

Die fast durchgängig gute Aufnahme des ersten Theils dieses Pantheons ist mir außerordentlich angenehm und schmeichelhaft gewesen. Bei Ansicht dieses zweiten Theils verhoffe ich auch, daß man mein Bestreben, mich dieser Aufmerksamkeit immer würdiger zu machen, nicht verkennen wird. Nur aber wünschte ich, daß das deutsche Publikum noch thätiger mitwirken möchte, so, daß ich noch weit mehr, als bisher geschehen, in den Stand gesetzt würde, die größtmöglichste Vollkommenheit bei diesem Na-

tionalwerk erreichen zu können. Jedoch ich lebe der guten Hofnung, daß die schon dafür so stark gewonnene Zuneigung nicht nur nicht erkalten, sondern vielmehr noch inniger und wärmer werden wird.

Es sind mancherlei Urtheile, Aufsätze und Recensionen über den ersten Theil erschienen. Ich habe mir alles gesammelt, und das Ganze macht einen seltsamen Contrast aus. Lob und Tadel wechselt da wunderlich mit einander ab. Ueber einiges habe ich mich im Reichsanzeiger erklärt. Hier ist nun der Ort nicht, dies zu wiederholen und mich auch über das übrige zu erklären. Denn es würde diese Erklärung zu weitläuftig ausfallen und gewiß fast selbst ein kleines Bändchen ausfüllen. Indessen hat mich doch die Lust angewandelt, dies Alles unter dem besondern Titel: Geschichte des Pantheons der Deutschen — einmal druk-

ken zu lassen, und wenn sich Käufer dazu finden sollten, es auch bei den künftigen Bänden fortzusetzen.

Manche gegründete Erinnerungen sind benutzt worden. Eine der vorzüglichsten davon, die mir sogleich gefiel, war die, daß doch jede Biographie oder Charakteristik ein Ganzes für sich ausmachen und nicht so durch drei verschiedene Aufsätze, wie im ersten Theil geschehen, zerstückelt seyn möchte. Bei Lessings und Leibnitzens Biographie ist dies auch hier schon befolgt worden, so wie es auch in den folgenden Theilen eben so genau wird befolgt werden. Nur beim Rudolph von Habsburg kam die Erinnerung zu spät. Denn der Aufsatz davon war damals schon abgedruckt; doch aber sind die Kupfer dahin zu stehen gekommen, wo ihrer im Texte selbst Erwähnung geschehen ist.

Noch eine andere Erinnerung und Aufforderung an mich, deren ich hier in vieler Rücksicht, und besonders zu meiner Rechtfertigung, gedenken muß, war auch die, daß ich nicht so viele, nicht gerade sechzehn Kupfer, wie ich versprochen, wohl aber wenigere, allein dafür auch sehr gute Blätter liefern sollte. Ich finde dieß auch sehr gegründet. Allein wem soll man's nun recht machen? Mancher, und ich muß es aus Erfahrung frei gestehen, der größte Theil des deutschen Publikums, will für sein Geld recht viel haben. Und vielleicht dürfte mir deshalb wohl gar mancher Käufer meines Pantheons abspringen, wenn er sehen sollte, daß ich bei einigen Theilen weniger Kupfer lieferte, als ich Anfangs versprochen habe. Doch ich will mich nicht irre machen lassen; ja ich habe in dem gegenwärtigen Theile schon ein Kupfer we-

niger geliefert, als in dem ersten, kann aber gewiß hier öffentlich die heiligste Versiche-rung ablegen, daß mir die gegenwärtigen funfzehn Kupfer ein ansehnliches mehr ge-kostet haben, als jene sechszehn im ersten Theile, wie solches Kunstkenner schon wer-den einsehen und beurtheilen können.

Bei denen, die sich über die lange Ver-spätigung dieses zweiten Theils sehr be-klagt haben, könnte ich mich mit vielen Gründen und Hindernissen, die ich zu be-kämpfen hatte, sattsam entschuldigen; ich will aber lieber davon schweigen, zumal ich jetzt gewiß versprechen kann, daß das Versäumte reichlich wieder eingehohlt wer-den soll, dadurch, daß der dritte Theil zu-verläßig in der nächstkünftigen Michaelis-messe erscheinen wird, auf den die zeither gewöhnlichen Bestellungen aber schlechter-dings zu Johannis müssen eingegangen seyn.

Der Inhalt dieses dritten Theils ist: 1) Kopernikus, von Herrn Hofrath Lichtenberg in Göttingen; 2) Churfürst Moritz von Sachsen von Herrn Professor Woltmann in Jena; 3) Ulrich von Hutten, vom Herrn Kanzleidirektor Wagenseil in Kaufbeuern, und endlich 4) Herrmanns Schlacht mit ihren Folgen, von Herrn Finanzsekretär Schlenkert in Dresden.

Ich kann auch nicht umhin, bei dieser Gelegenheit mehrern patriotischen Beförderern dieser meiner Unternehmung, die mich mit Rath und That unterstützt haben, meinen verbindlichsten Dank zu entrichten. Möchte sich doch ihre Anzahl immer noch mehr vermehren! Möchten doch Sie alle, die Sie dies lesen, aufgemuntert werden, unter Ihren Freunden nichts unversucht zu lassen, sich für dieses Pantheon zu in-

teressiren und es immer weiter zu verbrei-
ten! Welche Wonne würde es dann
nicht für mich seyn, wenn ich so thätig un-
terstützt, zur Belebung des sonst so allge-
mein beklagten verlöschten deutschen Pa-
triotismus meinen Theil mit beitragen
könnte. Und in dieser Rücksicht würde es
mir, und gewiß auch den übrigen Freunden
und Beförderern meines Pantheons, sehr
angenehm seyn, wenn die übrigen Käufer
dieses Werks, deren Namen noch nicht mit
sind vorgedruckt worden, mir selbige bald
wollten wissen lassen, damit ich sie den folgen-
den Theil[illegible] könnte vorsetzen lassen, um so-
nach der d[illegible]ren Nachwelt die Beförde-
rer kennen lernen zu lassen, deren thätigen
Mitwirkung und Beihülfe ich allein die
Ausführung dieser Unternehmung zu ver-
danken habe.

Uebrigens wage ich hier nochmals die

Wiederholung meiner schon an andern Orten gethanen Bitte an Teutschlands berühmte Schriftsteller, ihren Beitritt zu diesem Werke mir nicht zu versagen, durch den allein ich in den Stand gesetzt werden kann, die hier ausgeführte schon so allgemein für glücklich anerkannte Idee zur Befestigung unsers Nationalruhms und zur Belebung eines heilsamen Patriotismus immer mehr zu verfolgen.

Chemnitz, am 1. März, 1796.

Karl Gottlieb Hofmann.

Kupfererklärung.

Das Titelkupfer stellt das Lessingen zu Wolfenbüttel errichtet werdende Denkmahl, und die Titelvignette das Aeußere des Pantheons zu Rom vor.

Weil Herr Schubert in Meißen bei Entwerfung der zu Lessings Karakteristik gekommenen Kupferszenen sich mehr nach derjenigen Schilderung gerichtet hat, welche in dem bei Voß in Berlin 1793 herausgekommenen ersten Theil von Lessings Leben, herausgegeben von seinem Bruder, ausführlich vorgetragen wird, und es vielleicht nicht zu glauben ist, daß alle Leser des Pantheons auch jene Lebensbeschreibung Lessings sogleich bei der Hand haben werden, um sich von dem Inhalt der Vorstellung dieser beiden Kupferblätter gehörig unterrichten zu können, so verhoffe ich nichts Unzwekmäßiges zu unternehmen, wenn ich die

Stellen, auf die sich diese zwei Kupfer beziehen, hier mit abdrucken lasse. Die erste Stelle, welche das Kupfer Lessings Gehorsam gegen seine Aeltern schildert, steht S. 73 u. 74. und ist folgende:

„Die Mutter weinte bitterlich, und gab ihren „Sohn zeitlich und ewig verloren.“ (Nämlich über die von Leipzig aus erhaltene Nachricht, daß ihr Sohn nicht blos ein Komödienschreiber geworden sey, sondern auch mit lauter Komödianten umgehe.) „Der Vater „sah ihn am Rande des Verderbens, woraus er ihn „plözlich zu reißen für das Beste hielt. Er schrieb als„bald dem ausschweifenden Jünglinge: „Setze dich, „„nach Empfang dieses, sogleich auf die Post, und „„komme zu uns. Deine Mutter ist todtkrank, und „„verlangt dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.“ „Lessing ohne Bedenken macht sich auf, wie er steht „und geht, und siehe! es fällt ein starker Frost ein. „Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht; sie wünscht, so „sehr sie seine Zurükberufung betrieben, daß er dieses„mal nicht gehorchen möge: denn nun fällt ihr sein gu„tes, weiches Herz, sein Gehorsam und die Unbesorgt„heit für sich selbst ein, mit der er sich auf den Weg be„geben werde. Sie macht sich die bittersten Vorwürfe, „und fühlt, daß es doch besser gewesen sey, er wäre mit „Freigeistern und Komödianten weiter umgegangen,

„als auf dem Postwagen erfroren. Sie kann die Zeit „nicht erwarten, in der er kommen soll; tausendmal des „Tages ruft sie angstvoll sich tröstend aus: „Er wird „„nicht kommen! Ungehorsam lernt sich in böser Ge„„sellschaft!“ Aber er kommt, tritt in die Stube halb „erfroren. Man freuet sich, den zweimal verloren ge„gebnen Sohn wieder zu sehen, und ist nur besorgt, „daß ihm der ausgestandne Frost nachtheilig werden „möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann „die Mutter den Gedanken nicht bei sich behalten: „Warum bist du auch in der Kälte gekommen? Liebste „Mutter, Sie wollten es ja, antwortet er ganz harm„los, und klappert dabei an Händen und Füßen. Es „ahndete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und „ich freue mich herzlich darüber. Kur aus dem Ver„weise, der ihm zugedacht war, ward eine herzliche Un„terredung, wobei kein andrer Wortwechsel vorfiel, „als den der verschiedne Gesichtspunkt verursachte, aus „welchem beide Theile das Theater betrachteten.“

Die zweite Stelle, auf die sich das Kupfer: Les„sing beweist seine Urtheile, bezieht, steht S. 230. u. 31. „Den Rektor an der Marien-Magda„lenen-Schule besuchte er zuweilen auf der Bibliothek. „Leuschner hatte eine Commentatio super Elpisti„cis rectius explicandis zu Hirschberg 1750 heraus-

„gegeben, die Lessing irgendwo kritisirt hatte. Mit „dieser Kritik war aber der Verfasser unzufrieden, und „Lessing erfuhr es. Was hatte er zu thun? Er kam „einst mit seinem Freunde Klose auf die Bibliothek, „und zog einen Folianten und Quartanten nach dem „andern hervor, um ihm daraus sein Urtheil über ihn „zu beweisen. Leuschnern, einem sanften gefälligen „Manne, der nach keiner Art von Streit mit Lessin„gen sich sehnte, ward kalt und warm darüber. Sie „haben Recht; es ist nicht zu leugnen, sagte er bei je„dem Buche, und trug es mit eben so großer Geschwin„digkeit an Ort und Stelle, als es Lessing hervor„zog.“

Der Verleger.

Da das zu S. XVII gehörige Kupfer: Lessing beweist seine Urtheile, durch einen Unfall verunglückt ist, der Verleger sich's aber zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht hat, kein schlecht gearbeitetes Blatt aufzunehmen, so wird selbiges bei Ablieferung des dritten Theils zur Michaelis-Messe 1796 mit ausgegeben werden.

Fortgesetztes Verzeichniß

der patriotischen Beförderer

des

Pantheons der Deutschen.

Se. Majestät Friedrich Wilhelm der Zweite, König von Preussen.

Ihro Majestät Sophie Charlotte, Königin von Großbrittanien.

Se. Königliche Hoheit Friedrich Wilhelm Kronprinz von Preussen.

Se. Königliche Hoheit Prinz Ernst von Großbrittanien.

Se. Durchlaucht der regierende Herzog Karl zu Mecklenburg-Strelitz.

Se. Durchlaucht der regierende Fürst Friedrich Wilhelm Leopold zur Lippe.

Se. Hochfürstl. Durchlaucht Karl Anselm zu Thurn und Taxis.

Se. Durchlaucht Prinz zu Schwarzburg-Sondershausen, Chur-Hannövrischer Major.

Herr Aalderk, Hommes op de Landschaps Bunder Polder.

Die Kaiserl. privilegirte Akademische Kunst- und Buchhandlung in Augsburg.

Herr Buchhändler Albrecht in Wolfenbüttel.

" Joseph Allioli in Sulzbach in der Obern Pfalz.

" Stiftsrath von Ampach in Wurzen.

" Andreä, Direktor der geheimen Forst-Kanzelei in Berlin.

Die Andreäsche Buchhandlung in Frankfurt am Main.

Herr Johann Immanuel Anschütz, Hausverwalter des St. Georgenhospitals in Leipzig.

" Johann Gottfried Anton in Lauban.

" Hauptmann von Arentschild des 10ten Kavallerie-Regiments Prinz Wallis.

" Geheime Justiz- und Kammer-Gerichts-Rath von Arnim auf Heinrichsdorf in Westpreußen.

" Prediger W. Aschenberg in Kronenberg.

Die Augsburger Lesegesellschaft.

Herr Barmeier in Kassel.

" Johann August Bauer, der Rechtsgelahrheit Kandidat zu Eisenberg im Herzogthum Gotha.

" M. Johann Friedrich August Baumann in Leipzig.

Der Magistrat zu Bautzen.

Herr Buchhändler Beer in Leipzig.

" Inspektor Behm zu Tessin im Meklenburgischen.

Herr Beidek in Chemnitz.
= Artillerie-Kapitän Berger in Dresden.
= Kammerrath Bergmann in Rudolstadt.
= Andreas Bertoldi, Entrepreneur der Opera Buffa in Dresden.
= Bürgermeister Gottlob August Bescherer in Forst.
= Cassirer Beschorner in Dresden.
= Kammerdiener Bestelmeyer in Anspach.
= Organist und Schullehrer Billker zu Grethsyhl.
= W. von Blankenhagen, Assessor im Gerichtshofe Peinl. Sachen der Rigischen Statthalterschaft.
= Notarius Böhme in Güstrow.
= Buchhändler Bohn in Hamburg.
Die Herren Buchhändler Bohn und Comp. in Lübek.
= Buchbinder Boldeus in Norden.
= Kaufmann W. Borchers in Wener.
= Kammerherr von Borck auf Falkenburg in Westpreussen.
= Rittmeister von Borcke, Burg- und Schloßgesessen auf Regenwalde und Labes, auf Stargardt in Pommern.
= Chur-Hannövrischer General-Major von Botmer.
= Kaufmann Bredt genannt Wichelhausen in Barmen.
= Buchhändler Brönner in Frankfurt am Main.
= Diakonus Brükner in Marklissa.
= Conr. U. Busemann zu Böhmerwolde.

Die Herren Johann Carl Buvillier und Sohn in Frankfurt am Main.

Herr Lieutenant von Chatron.
= Diakon Christoph in Augsburg.
= Baron von Cloſter auf Philippsburg.
Fräulein Wilhelmine von Cloz zu Röthges am Raubschloß.
Herr Subrektor Clüſener in Detmold.
= D. Cober in Hamburg.
= Sekretär C. B. Coenring in Aurich.
Das Poſtamt in Coerlin.
Die Cottaiſche Buchhandlung in Tübingen.
Herr Forſtrath Cramer in Naumburg.
= Buchhändler Cruſius in Leipzig.
= Stadt- und Amtsſchreiber Cuhorſt in Liebenzell.

Herr Buchhändler Daenzer in Düſſeldorf.
= Buchhändler Dieterich in Göttingen.
= Dirkſen, der Theologie Kandidat in Grethſyhl.
= Paſtor Domke, in Ober-Pritſchen bei Fraustadt in Südpreußen.
= General-Accis-Inſpektor Drabitius in Forſt.
Die Herren Buchdrucker Dürr und Sohn in Leipzig.

Herr M. Georg Chriſtoph Eckart in Leipzig.
= Buchbinder Eckhoff in Emden.

Herr P. W. Eichenberg in Frankfurt am Main.
= Major von Einsiedel auf Scharfenstein.
= Carl Siegmund Emmerich, Churfürstl. Sächs. Floßmeister in Freyberg.
= M. Engel in Plauen.
= Amtsverwalter Engelschall in Oelßnitz im Voigtlande.
Die Herren Buchhändler Erhard und Löfflund in Stuttgart.
Fräulein Charlotte von Ernest auf Naundorf.
Herr Kaufmann Esche d. ält. in Chemnitz.
= Kaufmann Esche d. jüng. in Chemnitz.
= Commissionsrath Ettinger in Gotha.

Herr Land-Rath des Deutsch-Cronschen Kreises von Falkenhayn auf Lüben in Westpreussen.
= Kaufmann Feldhoff zu Mellmann.
Die Herren Buchhändler Felseckers sel. Söhne in Nürnberg.
Herr Georg Fischereder, Pfarrer in Oberöstreich.
= Kandidat Flamm in Dresden.
= Buchhändler Fleischer d. ält. in Leipzig.
= Buchhändler Fleischer d. jüng. in Frankfurt am Main.
Der Magistrat zu Frankfurt am Main.
= Kammerrath Frege in Leipzig.
= Kaufmann Johann Adam Fritzsch in Leipzig.
= Buchhändler Frommann in Züllichau.

Herr Kaufmann Garrels in Leer.
= Apotheker Gaupp zu Kirchheim an der Ek.
Die Herren Buchhändler Gehr und Comp. in Bres-
lau.
Herr Friedrich Benjamin Geller in Niesky bei Gör-
litz.
= von Gersdorf der Erste, Lieutenant und erster Adjutant im Königl. Preuß. Infanterie-Regiment Hiller von Gertringen.
= G. von Gilsa, Hessen-Casselscher Obrist und Chef des Land-Regiments Ziegenhayn.
= Oberamtmann von Glan auf Stickhausen.
= Ingenieur von Glan in Wener.
= Kaufmann C. L. Göbel in Schlingen.
= Goldhagen, der Apothekerkunst Beflissener in Leer.
Der Magistrat zu Görlitz.
Herr Buchhändler Heinrich Gräff in Leipzig.
= M. Grahl, Pastor in Waldkirchen.
= Buchhändler Grattenauer in Nürnberg.
= Kaufmann Grave in Bremen.
= geheime Commerzienrath von Grönefeld in Wener.
= Pastor Groskopf zu Varenholz.
= Kaufmann Großmann zu Reichenbach in Schlesien.
= D. Günz zu Schloß Waldheim.
= Gyra, macedonischer Kaufmann in Chemnitz.

Herr Kaufmann Haertel in Leipzig.
= Amtmann von Halem in Dortmund.
= Chur-Hannövrischer General-Major von Hammerstein.
= Regierungs-Sekretär Hann in Dresden.
Der Magistrat zu Hannover.
Herr Deichrichter Harringa in Hatzum.
= Buchhändler Hartknoch in Riga.
= D. Heinrichsohn in Wagrien.
= D. Heinsius in Sorau.
= Kaufmann Heker d. ält. in Chemnitz.
= Advokat B. Z. Helwig in Stralsund.
= Buchhändler Hertel in Leipzig.
= Karl Philipp Hesse in Hamburg.
= Administrator Heßling in Emden.
= Kaufmann J. G. Heuser in Kronenberg.
= Regierungs-Rath D. Heyd in Stuttgard.
= Karl Gottlob Heymann, Churfürstl. Hof-Küchschreiber in Dresden.
= Hofrath Heyne in Göttingen.
= Post-Direktor Hillingh in Emden.
= Buchhändler Hilscher in Leipzig.
= Buchdrucker Höfer in Zwickau.
= Kanzler und geheime Rath von Hoffmann in Dieskau.
= Jan Lubberts Holtkamp in die Bonder Hammerich.
= Major von Honsteette.
= Prediger Hoppe zu Victorbuhr.
= Buchhändler Horvath in Potsdam.

Herr Christian Friedrich Edler von Hummitzsch, Amts-Hauptmann der Herrschaft Forst und Pforten.

Herr Christian Friedrich Jacob, Kantor zu Lychen.
= Kaufmannsdiener Jemisch aus Plauen.
= Isehoeb, Königl. Post-Sekretär zu Reichenbach in Schlesien.
= Kaufmann Jung in Elberfeldt.
= M. Jurisch, Prediger in Schönstädt bei Weissensee.

Herr Schauspieler Kaffka.
= Buchhändler Kaffke in Stettin.
= Kaufmann Kellner zu Reichenbach in Schlesien.
= Hofjäger von Keßinger in Erödel.
= Postmeister Kestner in Detmold.
= Kaufmann Wilhelm Klotz in Calbe.
= M. Franz August Knaups aus Leipzig.
= Kaufmann J. A. Knecht in Schlingen.
= Sekretär Knoch in Detmold.
= Karl Koepke in Hamburg.

Sr. Excellenz der Königl. Kaiserl. wirkliche Kammerherr, Ritter des Maltheser-Ordens und Obrister Graf von Kolowrat Liebsteinsky zu Reichenau.

Herr Buchhändler Johann Friedrich Korn d. ält in Breslau.

Herr Buchhändler Wilhelm Gottlieb Korn d. jüng. in Breslau.
= Samuel Krauß aus Dresden.
= Kaufmann Fried. Christian Kreßner in Dresden.
= Buchhändler Krieger in Giessen.
= Buchbinder J. P. Krimmelbein in Elberfeldt.
= Kaufmann J. D. Krull in Emden.
= Amtshauptmann E. A. R. von Kyaw auf Haynewalde.

Herr Bürgermeister Landgraf in Hohenstein.
= Stadtkassier Langbein in Arnstadt.
= Kauf- und Handelsmann Leers in Gera.
Der Magistrat zu Leipzig.
Herr Johann Joachim Lopan in Hamburg.
Die Herren Buchhändler Lotter und Komp. in Augsburg.
Se. Excellenz Johann Karl Ludwig regierender Graf zu Löwenstein-Wertheim, Chur-Braunschweig-Lüneburgischer General-Major.
Der Magistrat der Kaiserl. freien Reichsstadt Lübek.
Herr J. O. Lüdersßen, Amtmann und Administrator Aerarii Senatus in Braunschweig.
= M. Ludwig in Rostok.
= Kaufmann Ludwig d. ält. zu Peterswaldau in Schlesien.
= Senator Lutteroth in Mühlhausen.

Herr Buchhändler Mäcken in Leer in Ostfriesland.
" Richter Maubach in Huekeswagen.
" M. Meiner in Freyberg.
" Pfarrer Mercklein in Alten Muhr.
" L. Mescher in Wener.
" M. Franz Jacob Theodor Meyer, Pastor zu Nusse.
" Oberförster Meyer zu Rothemühle in Pommern.
" Diakonus Meyland in Breitenbach.
" Kaufmann J. Moll in Lennep.
" J. G. Müller in Kronenberg.
" Friedrich Samuel Mursinna, privatisirender Gelehrter zu Halle im Magdeburgischen.

Herr Friedrich Nagel, der Theologie Kandidat aus Bahn in Pommern.
" J. G. Neef in Kronenberg.
" Major von Nehrhoff vom Regiment Prinz Anton in Grossenhain.
" Kaufmann J. Neviandt zu Mellmann.
" Kaufmann P. G. Neviandt zu Mellmann.
" Buchhändler Nicolovius in Königsberg.
" Niemeier zu Herbershausen.
" G. W. L. Nienaber, der Apothekerkunst Beflissener aus Vörden im Hochstift Osnabrück.

Frau von Nostitz.

Herr Karl Heinrich von Oesterlein, Sekretär des Rigischen Kriminal-Gerichtshofes.

Die Herren Buchhändler, Orell, Geßner, Füßli und Comp. in Zürch.

Herr Stadt-Kämmerer Otto zu Reichenbach in Schlesien.

Herr Vesperprediger Petsche, in Freyberg.

Die Herren Buchhändler Gebrüder Pfähler in Heidelberg.

Herr Carlo Antonio Piatti, italienischer Kaufmann in Meißen.

Die Pitrasche Buchhandlung in Berlin.

Herr Pohle, Evangelischer Pastor in Glatz.

= Postsekretär Pralle in Celle.

= Traugott Püschmann in Adorf.

= Buchhändler Karl Friedrich Putscher in Chemnitz.

Herr Christian Gottlieb Ramftler, Gräfl. Brühl. Rent-Amtmann zu Pförten.

= Johann Gottfried Raspe, Spediteur und Gasthalter im Reiter zu Leipzig.

= Freiherr von Rehden, Königl. Preuß. geheimer Kriegsrath, Herr der Herrlichkeit Rysum in Ostfriesland.

= Christian Ferdinand von Reiboldt, Amtshauptmann des Voigtländischen Kreises auf Taltitz.

= Amtmann Reinewald in Hükeswegen bei Elberfeldt.

= D. Reiniger in Grossenhain.

Herr Karl August Graf von Reisach, Maltheserordens Ritter, Churpfalzbaierscher Kämmerer und Oberjagdamts-Commissär in Nürnberg.

= Hofmedikus D. Reuß in Stuttgard.

= Amtsrath Ribbentrop zu Varenholz.

Die Richtersche Buchhandlung in Dresden.

Herr Kandidat Richter.

= Stadtschreiber Ritter in Zschopau.

= Gerichtsdirektor Roch in Lichtewalde.

= Nordorff, Königl. Stadt-Accise-Inspektor zu Reichenbach in Schlesien.

= C. W. Rössing in Leer.

= Buchhändler Rothe in Gera.

= Amtsrath Rötteken zu Barkhausen.

Frau Wittwe C. Rübel in Barmen.

Se. Excellenz Graf Eric Ruuth, General-Gouverneur in Schwedisch Pommern und Rügen, Reichsherr, Kanzler der Akademie zu Greifswalde, Ritter und Kommandeur der Königl. Orden, auch Ritter des Wasa-Ordens in Stralsund.

Herr Saarbach, Geograph zu Reichenbach in Schlesien.

= Peter von Sacken, Erbherr der Sentenschen und Riddeldorffschen Güter, Herr auf Frauenburg in Curland.

= M. A. Sallberg, Kabinetsprediger bei Sr. Excellenz Graf Ruuth in Stralsund.

= Regierungs-Registrator Schäfer in Dresden.

Die Schäfersche Buchhandlung in Leipzig.

Herr Lieutenant Schanz, des 7ten Churhannöverschen Kavallerie-Regiments.

= geheime Archivarius Scheibel in Schwerin.

= Kaufmann Gottlob Friedrich Scheibner d. jüng. in Chemnitz.

= Domainenrath Schelten in Leer.

= Ausmiener Schelten in Leer.

= August Scheppach, Churfürstl. Hof-Küchschreiber in Dresden.

= Buchhalter und Handl. Comp. Verwandter J. M. Schill in Calw.

= Regierungsrath Schlettwein auf Beseriz und Dahlen in Meklenburg-Strelitz.

Se. Excellenz Reichsgraf von Schmettow, Königl. Preuß. Kammerherr und Legationsrath zu Pommerzig in der Neumark.

Herr Diakonus Schmidt zu Emmendingen im Breisgau.

= Schmieder, Lieutenant beim Sächs. Artillerie-Corps in Meißen.

= Banco-Buchhalter Schnakenberg in Berlin.

= Lieutenant u. Regiments-Quartiermeister Schneider vom Regiment Prinz Anton in Grossenhain.

Die Herren Kunst- und Buchhändler Schneider und Weigel in Nürnberg.

Herr Bürgermeister Schnigenberg in Margonin.

= Kammerherr von Schönberg in Chemnitz.

= Major von Schönberg auf Wittgensdorf.

Se. Excellenz Graf von Schönburg.

Herr Gottlob Friedrich Schönherr in Altenburg.

Herr Brauherr Schönitz in Dresden.
= Kaufmann G. A. Schröder in Leer.
= Buchhändler Schröder in Braunschweig.
= Nicolaus Schubaek, Gelehrter in Hamburg.
= Postverwalter Schubart in Bremen.
= von Schueler, Lieutenant des Königl. Preuß. Füßilier-Bataillons von Pellet in Bunzlau.
= Deichvoigt Schulze in Hohenstorff an der Elbe.
= Schulze aus Mallaga.
= Schurig in Zwickau.
= Sprachmeister Schwarz in Dresden.
= Schwürtz, Königl. Preuß. Post-Kommissar und Kämmerer in Gleiwitz in Oberschlesien.
= Peruquier Seidel zu Reichenbach in Schlesien.
= Seif in Lemgo.
= Hofprediger M. Sensenschmidt in Rochsburg.
= Buchhändler Siegert in Liegnitz.
= Capitän von Simolin zu Jateln in Curland.
= Andreas Sinkenthaler zu Eperies in Ungarn.
Se. Excellenz Reichsgraf Julius von Soden, Kön. Preuß. Minister und Gesandte in Nürnberg.
Herr Capitän Heinrich von Stangen in Belzig.
Die Steinersche Buchhandlung in Winterthur.
Herr Karl Wilhelm Steinert in Chemnitz.
= Stoll in Dresden.
Se. Excellenz Graf zu Stollberg-Wernigerode d. ält.
Herr Johann August Stölzer auf Markliße, Schadewalde und beider Rittergüter Pertinenzien.
= Süßbrich zu Gnadenfrei in Schlesien.

Se. Excellenz Herr Kammerherr Graf Taube in Stralsund.

Herr Commissionsrath Johann August Thiele von Thielenfeld auf Kemnitz.

" Kaufmann M. Thome in Kronenberg.

Se. Excellenz Graf von Thurn und Valsasina, Churfürstl. Sächs wirklicher geheime Rath und Obristhofmeister bei Sr. Durchlaucht dem Prinzen Anton in Dresden.

Herr Karl Wilhelm Thurneysen in Frankfurt am Main.

" Buchhändler Troschel in Danzig.

Herr Rechnungsrevisor Ulmer in Anspach.

" Cornelius Unger d. jüng. in Eibenstok.

Die Herren Buchhändler Vandenhök und Ruprecht in Göttingen.

Frau Johanna Wilhelmina Sophia Vogel in Weissenfels.

Herr Joachin Gottfried Vogel, Buchbinder in Lauban.

" Buchhändler Franz Anton Vogelsänger in Troppau.

" Hauptmann Volger, 7ten Chur-Hannöverschen Cavallerie-Regiments.

Die Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Herr Kammer-Calculator Weber in Aurich.

Herr Weiße, Evangelisch Lutherischer Prediger in Wargonin.

= Kandidat C. G. Weitenkampf aus Walde im Meklenburgischen.

= Oberamtmann Wenkebach in Emden.

= Karl von Werder in Halle im Magdeburgischen.

= F. W. von Weyrauch, Russ. Kaiserl. Hofrath Gouv. Postdirektor und Ritter in Mitau.

= Finanz-Canzellist Wiemann in Dresden.

= Postmeister Wiesinger in Leer.

= Kaufmann Wischmann in Elberfeldt.

= Simon Joseph von Wisinger, Pfalzbaierscher Landes-Regierungs-Archivarius zu Amberg in der Obern Pfalz.

= Makler Mich. Wöbbe in Hamburg.

= Amtsverwalter Johann Gottlob Wolf in Oberrabenstein.

= Kaufmann Woltersdorf in Rostock.

= Kaufmann J. A. Wulfing in Barmen.

Herr D. Zahn, ausübender Arzt in Calw.

= Karl Georg von Zangen, Fürstl. Hess. Darmstädtischer Regierungsrath und Oberbeamte zu Langgäns.

Der Magistrat zu Zeitz.

Der Magistrat zu Zittau.

Bildniß

des

Kaisers Rudolph von Habsburg

mit

dessen Lebensgeschichte

im Umrisse.

Rudolph von Habsburg wurde am 1. Mai des Jahres 1218 in der Schweiz gebohren. Sein Vater, Albert der Vierte von Habsburg, starb auf einem Kreuzzuge nach Palästina im Jahre 1240. Rudolph wurde am Hofe des Kaisers Friedrichs des Zweiten, welcher ihn aus der Taufe gehoben hatte, erzogen. Er brachte seine Jugend in kriegrischen Uebungen zu, in denen er sich sehr hervorthat. Den Kaiser Friedrich begleitete er auf allen seinen Zügen vom Jahre 1230 bis zum Jahre 1242, in welchem er den Kaiserlichen Hof verließ.

Da seine angestammten Güter nicht beträchtlich waren, so suchte Rudolph, dem Geiste der damaligen Zeiten gemäß, während des, nach dem Tode des Kaisers Friederichs des Zweiten (1250) eingetretenen, Zwischenreiches sein Vermögen durch Gewaltthätigkeit und Raub zu vermehren. Bald beraubte er die Länder seines Vor-

munds, des Grafen von Lauzenburg, bald seinen Oheim den Grafen von Kyburg, bald die Grafen von Toggenburg, Rapperschwyl, oder Nidau, bald andere Edle und Prälaten. Den Hugo von Teuffenstein belagerte er in seinem Schloße, bestach die Besatzung, drang hinein, und durchbohrte den Ritter mit seinem Schwerte.

Im Jahre 1260 zog er, an der Spize eines Haufens tapferer Helvetier, dem Böhmischen Könige Ottokar zu Hülfe, schlug die Hungarn, verfolgte sie bis nach Presburg, und kehrte noch in demselben Jahre mit seiner Schaar nach seinem Vaterlande zurük.

Walther von Geroldsek war im Jahr 1261 zum Bischofe von Strasburg ernannt worden. Dieser rief Rudolph, in einem Streite, den er mit den Bürgern der Stadt Strasburg hatte, um Beistand an. Im folgenden Jahre (1262) führte auch wirklich Rudolph, gemeinschaftlich mit dem Bischofe, gegen die Stadt Strasburg Krieg. Allein er entzweite sich mit dem Prälaten, ließ sich von den Bürgern der Stadt Strasburg zu ihrem Schirmvogte wählen, und stritt an ihrer Spize

gegen den Bischof. Als dieser bald nachher starb, machte Rudolph mit seinem Nachfolger im Jahre 1263 Frieden, und in diesen wurde die Stadt Strasburg mit eingeschlossen. Der neu erwählte Bischof Heinrich mußte sich dazu verstehen, mit Bewilligung des Domkapitels, dem Grafen Rudolph die, von seinem Oheim Hartmann, Grafen zu Kyburg, dem Hochstifte Strasburg vergabten Güter seines Hauses wieder zurück zu geben, wogegen Rudolph die eroberten Städte dem Hochstifte zurück gab.

Bald nachher (am 27. November 1264) starb der alte Hartmann, Graf zu Kyburg und Landgraf zu Thurgau, Rudolphs Oheim. Mit ihm starb sein uralter Stamm aus, und Rudolph erbte alle seine beträchtlichen Güter.

Von dieser Zeit an war Rudolph in unaufhörliche Fehden verwickelt, in denen er sich Ruhm und Ansehen erwarb. Die Einwohner der Städte wurden damals von dem benachbarten Adel auf mancherley Weise gekränkt und beleidigt, ohne daß sie gegen diese Gewaltthätigkeiten an ihren Beleidigern sich hätten rächen, oder sich vor denselben Ruhe verschaffen können. Klagen konnten sie auch nicht,

weil während des Zwischenreiches die Gerechtigkeit nicht verwaltet wurde, indem bloß das Faustrecht galt, und jeder that was ihm gut dünkte. Es blieb ihnen daher kein anderes Mittel übrig, um sich Ruhe zu verschaffen, als sich unter den Schuz irgend eines mächtigen Edelmanns in ihrer Nachbarschaft zu begeben, der nachher alle ihre Fehden zu seinen eigenen machte, und jede Beleidigung, welche einer unter seinem Schutze stehenden Stadt angethan wurde, so rächte, als ob sie ihm selbst geschehen wäre. Die Stadt Zürich wählte zu ihrem Schirmvogte Rudolph von Habsburg, der sie gegen die Gewaltthätigkeiten eines stolzen Edelmanns, des Freiherrn von Regensberg beschützen sollte, dessen zahlreiche Burgen die Stadt umgaben, und dieselbe, nach dem eigenen Ausdrucke des Freiherrn, wie einen Fisch im Netze gefangen hielten. Im Jahre 1266 nahm die Fehde zwischen Habsburg und Regensberg ihren Anfang. Auf einer Seite waren Rudolph und die Stadt Zürich; auf der andern der Edle von Regensberg, nebst seinen Freunden, den Grafen von Toggenburg, Rapperschwyl, Nidau und Arberg, und den Edlen von Eschenbach und Ringgenberg. Innerhalb zweier Jahren hatte

Rudolph die meisten Schlösser des Herrn von Regensberg und seiner Verbündeten, theils durch List, theils durch Gewalt, eingenommen, so daß sich endlich Regensberg genöthiget sah, die Stadt Zürich um Frieden und um einen ruhigen Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern zu bitten, welches ihm auch im Jahre 1268 bewilligt wurde.

Im Jahre 1267 zog Rudolph gegen die Bürger von Basel, um sich an denselben, wegen eines seiner Ritterschaft angethanen Schimpfes, zu rächen. Die Gegend um die Stadt verheerten seine Krieger ganz, und die Stadt wurde belagert, so daß sich dieselbe genöthigt sah, um Frieden zu bitten. In den folgenden Jahren (von 1268 bis 1273) war Rudolph in einem beständigen Kriege mit dem Bischofe von Basel, dem er großen Schaden zufügte. Die Bürger der Stadt kämpften für ihren Bischof. In einem Ausfalle, den sie, unter Anführung ihres Bürgemeisters, des Ritters Hugo Marschall, thaten, war Rudolph in großer Gefahr gefangen zu werden. Nur sein schnelles Pferd rettete ihn. Rudolph gerieth darüber in große Erbitterung gegen die Stadt, und der bürgerliche Krieg wurde mit außerordentlicher Härte und Grausamkeit ge-

führt; so sehr daß den Kriegsgefangenen die Füsse abgehackt wurden. Basel ward eng eingeschlossen, und, wie ein berühmter Geschichtschreiber sich ausdrückt, alles wurde verwüstet, was sorgfältige Hausväter mit unschuldigem Fleisse über den Trümmern der vormaligen Raurachischen Pracht angebaut und gepflanzt hatten.

Auf kurze Zeit ruhten Rudolphs verheerende Krieger, von ihrer traurigen Arbeit ermüdet, aus, als die Nachricht im Lager ankam: Rudolph wäre zu Frankfurt am 30. September 1273 von den Kurfürsten zum Römischen Könige gewählt worden. Rudolph selbst erstaunte über die unerwartete Nachricht, welche nicht nur im Lager, sondern in ganz Helvetien, die lebhafteste Freude erweckte. Seine Unterthanen eilten nach Brugg, um seiner Gemahlinn zu ihrer Erhöhung Glück zu wünschen, und selbst die Bürger von Basel, die Feinde die er bekriegte, öffneten die Thore, ersuchten ihn, mit allen seinem Volke in die Stadt zu kommen, baten ihn um Verzeihung wegen aller Beleidigungen, und errinnerten ihn, wie aus einer gleichzeitigen, noch jezt vorhandenen, Urkunde erhellt, an den Vers:

Laedere qui potuit, aliquando prodesse valebit.

Rudolph söhnte sich großmüthig mit ihnen aus; versicherte ihnen, daß alle vormalige Feindschaft vergessen seyn sollte; befahl einen Landfrieden auszurufen; ließ die Kriegsgefangenen los; söhnte sich mit dem Bischofe, unter billigen Bedingungen, aus; und zog, in Begleitung des Helvetischen und Schwäbischen Adels, nach Aachen, um sich daselbst die Krone Karls des Großen aufsetzen zu lassen.

Im Jahre 1275 hatte Rudolph zu Lausanne eine Zusammenkunft und Unterredung mit dem Papste Gregor dem Zehenten, von welchem er sich als Deutscher Kaiser anerkennen ließ, und welchem er zugleich versprach, einen Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen. Da aber der Papst bald nachher (am 10. Januar 1276) starb, so hielt sich Rudolph seines Versprechens entledigt.

Zur Herstellung der Sicherheit, Ruhe und Ordnung in Deutschland, reisete Rudolph, bald nach seiner Krönung, im Südlichen Deutschland herum. Im Jahre 1274 hielt er seinen ersten Reichstag zu Nürnberg. Zwei Deutsche Fürsten, die mit Rudolphs Kaiserwahl unzufrieden waren, hatten es versäumt, sich, der hergebrachten Gewohnheit gemäß, innerhalb des ersten Jahres nach

seiner Krönung, von ihm das Lehen reichen zu lassen, und ihm den üblichen Eid der Treue zu schwören — diese waren: Ottokar, König von Böhmen, und Heinrich, Herzog von Niederbayern, welcher dem Könige Ottokar schmeichelte, damit ihn derselbe gegen seinen Bruder, den Pfalzgrafen, unterstützen möchte. Ueber die Gründe, welche den König Ottokar bewogen, der Kaiserwahl zu widersprechen, stimmen die Geschichtschreiber nicht überein. Einige behaupten, daß Ottokar für sich selbst die Kaiserwürde gesucht habe; andere melden: Ottokar habe es für beschimpfend gehalten, einen Mann als Kaiser über sich zu erkennen, welcher mehrere Jahre vorher, in dem Kriege gegen die Hungarn, unter seinen Befehlen gestanden hätte; noch andere behaupten: Ottokars Gesandte wären von den Kurfürsten bey der Kaiserwahl ausgeschlossen worden, weil damals die Böhmische Wahlstimme zweifelhaft gewesen sey, indem die Herzoge von Bayern auf zwei Kurstimmen (eine wegen Bayern, die andere wegen der Pfalz) Ansprüche gemacht hätten.

Was aber auch immer der Grund von Ottokars Abneigung gegen Rudolph gewesen seyn mag; so

war doch dieser Ottokar ein höchst gefährlicher Feind. Er, der mächtigste Deutsche Fürst, war König von Böhmen, Marggraf zu Mähren, Herzog zu Oesterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen, dabei ein tapferer Krieger, der sich schon durch manchen Sieg großen Ruhm erworben hatte. Gegen ihn sollte der Graf von Habsburg kämpfen; von ihm sollte er sich die Kaiserkrone erstreiten! Wohl mag damals Niemand geglaubt haben, daß Rudolph aus einem so ungleichen Kampfe siegreich zurückkommen würde: aber das Glück ist nicht immer auf Seiten des Mächtigern; und bei keiner Gelegenheit wird es deutlicher, als im Kriege, wie viel das Schicksal vermag, und wie unsicher die Berechnungen sind, die sich auf Wahrscheinlichkeit gründen.

Weder Heinrich von Niederbayern, noch Ottokar erschien auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1274. Sie erhielten eine neue Einladung nach Wirzburg, wo sie eben so wenig erschienen, und endlich eine dritte Ladung nach Augsburg auf den 15. Mai 1275. Hier kamen zwar ihre Abgesandten an, aber bloß um gegen Rudolphs Kaiserwahl zu protestiren, und dieselbe für ungültig zu erklären.

Nunmehr weigerte sich Rudolph den König Ottokar, der das Lehen nicht empfangen hatte, als Herzog von Oesterreich anzuerkennen. Die Reichsfürsten erklärten Ottokar in die Reichsacht, und entschieden, daß nicht Böhmen, sondern Bayern im Besitze der Kurstimme sei: Ottokar rüstete sich, seine Rechte mit gewaffneter Hand gegen Kaiser und Reich zu vertheidigen.

Bei dem Kriege, welchen Rudolph im Nahmen des Reiches jezt führen mußte, wurde er von den Reichsfürsten nur wenig unterstützt: es war damals schon beinahe eben so schwer als jezt, eine Reichs-Armee zu Stande zu bringen. Mit den wenigen Reichsfürsten, die sich bei ihm einfanden, zog der Kaiser dem Könige Ottokar entgegen. Doch versäumte Rudolph nicht, ehe er sich in einen bedenklichen Kampf mit einem so mächtigen Fürsten einließ, sich durch Bündnisse zu verstärken, und die Anzahl seiner Feinde zu vermindern. Er söhnte sich mit dem Herzoge Heinrich von Nieder-Bayern aus; ertheilte ihm die Reichs-Lehen; und versprach seine Tochter Katharina mit Otto, dem Sohne des Herzogs, zu vermählen, auch Oberösterreich als einen Brautschatz der Prinzessin mitzugeben.

Mit dem Grafen Mainhard von Tyrol und Görz machte Rudolph ein Bündniß, dessen Bedingungen waren: daß Rudolphs ältester Sohn, Albrecht, mit der Tochter des Grafen, Elisabeth, sich vermählen sollte, dagegen der Graf versprach, in Krain und Kärnthen einzufallen. Ein anderes Bündniß machte Rudolph mit dem Könige von Hungarn, welcher versprach Ottokar anzugreifen, wogegen Rudolph eine seiner Töchter dem Herzoge Andreas von Sclavonien, dem Bruder des Hungarischen Königs, zusagte.

Nun rückte der Kaiser, über Regensburg und Passau, in Oesterreich ein, und bemächtigte sich des ganzen Landes, die Städte Wien und Klosterneuburg ausgenommen. Wien wurde mehrere Wochen lang von Rudolph belagert, und vielleicht würde es ihm nicht gelungen seyn, sich derselbigen zu bemächtigen, wenn nicht der Graf Mainhard, nachdem er Krain, Kärnthen und Steiermark erobert, mit einer zahlreichen Armee sich vor Wien mit Rudolphen vereinigt hätte. Rudolph wollte, nach dieser Vereinigung, mit einer vergeblichen Belagerung nicht länger Zeit verlieren, sondern ohne Aufschub den König Ottokar in seinem Lager

angreifen. Ottokar war weit entfernt so etwas zu vermuthen; denn zwischen ihm und dem Kaiser floß die Donau, und ein solcher Strom schien in jenem Zeitalter, in welchem die Kunst Truppen über die Flüsse zu setzen noch unbekant war, ein unübersteigliches Hinderniß zu seyn. Allein Rudolph hatte, wie gleichzeitige Schriftsteller versichern, schon vorher die Schiffbrücken erfunden, und er bediente sich derselben bei dieser Gelegenheit, zum nicht geringen Erstaunen beider Armeen. Schon war die Brücke so weit fertig, daß seine Truppen anfiengen überzugehen, als Ottokar, der nunmehr erst einsah, mit was für einem Feinde er Krieg führte, sich zu Unterhandlungen erbot, die sich am 21. November 1276 mit einem Friedens-Schlusse endigten. Ottokar mußte dem Kaiser Oesterreich, Steiermark, Krain und Kärnthen abtreten, und wurde dagegen mit Böhmen und Mähren belehnt; auch mußte Ottokar fußfällig vor Rudolph um Verzeihung bitten.

Die Gemahlinn des Königs Ottokar war über die Bedingungen des geschlossenen Friedens höchst mißvergnügt. Sie machte ihrem Gemahle bittere Vorwürfe darüber, und ruhte nicht eher, als bis

derselbe am 11. November 1277 einen heftigen, mit Schimpfwörtern angefüllten, Brief an Rudolph schrieb, und dem Kaiser aufs Neue den Krieg erklärte. Jetzt wurde der Kaiser von den Reichsfürsten noch weniger unterstützt, als das erstemal, und die Macht, welche er dem Könige Ottokar entgegen setzen konnte, war sehr unbeträchtlich. Um sich die Wiener geneigt zu machen, erklärte er ihre Stadt für eine freie Reichsstadt, und zog dann mit dem Oesterreichischen, Helvetischen und Schwäbischen Adel, gegen Ottokar. Jenseits der Donau vereinigten sich auch die Hungarischen Hülfstruppen mit ihm. Am 26. August 1278 kam es zwischen beiden Armeen zu einer blutigen Schlacht, in welcher der Sieg lange Zeit unentschieden blieb. Endlich wurden die Böhmen in die Flucht geschlagen, und der König Ottokar blieb auf dem Schlachtfelde. Eine Folge dieser Niederlage war die Eroberung von Mähren, welches Rudolph sogleich in Besitz nahm. Bald nachher wurde ein neuer Friede geschlossen; und Rudolph, welcher die Macht seines Hauses bei jeder Gelegenheit durch Heirathen auszudehnen suchte, blieb auch hier diesem Grundsatze getreu. Der junge König von Böhmen (der

Sohn Ottokars) verlobte sich mit der Tochter des Kaisers Gutha; der Marggraf von Brandenburg, Otto mit dem Pfeil (einer der nächsten Anverwandten des jungen Königs von Böhmen) erhielt eine andere Tochter des Kaisers, die Prinzessin Hedwig, zur Gemahlinn; und Rudolph, der Sohn des Kaisers, verlobte sich mit Ottokars Tochter, der Prinzessin Agnes.

Ein ununterbrochenes Glück begleitete den Kaiser bei allen seinen Unternehmungen, und der große Stifter des Oesterreichisch-Habsburgischen Kaiserstammes verstand die Kunst, die Gelegenheiten, welche das Glück ihm darbot, zu Vergrößerung seines Hauses zu benutzen. Am 27. Dezember 1282 ließ er, auf dem Reichstage zu Augsburg, seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit Oesterreich, Steiermark, Krain und der Windischen Mark belehnen. In der That hatte auch der Kaiser das gegründetste Recht (in so fern man Eroberung für ein Recht gelten lassen will) auf diese Länder, die er allein, und beinahe ohne alle Hülfe von Seiten des Reiches, erobert hatte.

So wie aber das allwaltende, und die Begebenheiten der Menschen wunderbar lenkende,

Schicksal niemals zugiebt, daß das Glück der Sterblichen rein und ungetrübt sei; so wie es immer den Honigbecher desselben mit etwas Wermuth vermischt darreicht: so erfuhr auch Rudolph, gerade zu der Zeit, da ihm alles gelang, einen Unfall, welcher sein Herz mit Gram und Kummer erfüllte, und seine Freude mäßigte. Der Prinz Hartmann, sein dritter Sohn, sein Liebling, den er so hoch achtete, daß er ihm, und nicht dem ältesten, die Kaiserkrone nach seinem Tode zu hinterlassen wünschte, dieser hoffnungsvolle Prinz fuhr, in Begleitung vieler tapfern Ritter, den Rhein hinab, um sich zu seinem Vater zu begeben, und mit demselben sich des Sieges über den König Ottokar zu freuen. Unterhalb Breisach, da wo der Strom sich in mehrere Inseln theilt, bey dem Orte Rheinau, schlug der Kahn um — und Hartmann ertrank mit seinem ganzen Gefolge. Etwas unbestimmt ist die Zeit, wenn dieser Unfall sich ereignete. Daß sich derselbe am 20. Dezember 1282 solle zugetragen haben, wie die Geschichtschreiber melden, bleibt darum unwahrscheinlich, weil sieben Tage nachher, am 27. Dezember, Rudolph seine beiden andern Söhne mit Oesterreich belehnte.

Aus einem Briefe des Kaisers an den König von England Eduard, dessen Tochter Hartmann heirathen sollte, scheint zu erhellen, daß das Unglück zu Ende des Jahres 1281 sich zutrug.

Rudolphs Vorliebe für seinen Sohn Hartmann war nicht ungegründet. Hartmann zeichnete sich früh durch große Thaten aus, am meisten aber in dem Kriege gegen den Grafen Philipp von Savoyen. Philipp hatte, nach dem Tode seines Bruders Peter, die Landeshoheit über Savoyen erhalten. Er war einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, denn er besaß, außer seinen Erbländern, auch noch, vermöge seiner Gemahlinn, die Grafschaft von Hochburgund. Diesem Grafen von Savoyen hatten, während den Zeiten der Anarchie, die Berner Treu und Gehorsam geschworen, und ihn zu ihrem Schirmherrn angenommen, unter der Bedingung, daß der Vertrag aufhören sollte, sobald Deutschland wieder einen Kaiser haben würde. Als nun der Kaiser Rudolph im Oktober 1275 durch die Schweiz nach Lausanne reisete, um sich daselbst mit dem Papste Gregor dem Zehenten zu unterreden, beriefen sich die Berner auf ihren geschlossenen Vertrag, unterwarfen sich wieder dem

Kaiser und Reich, und sagten sich von dem Grafen Philipp los. Philipp war gleich bereit, seine Rechte gegen den Kaiser mit gewaffneter Hand zu behaupten. Schon rüstete er sich zum Kriege, als der Papst und der König Eduard von England die Vermittlung übernahmen, und den Streit beilegten. Allein einige Jahre nachher entstanden zwischen Philipp und Rudolph neue Streitigkeiten. Die Stiefsöhne Philipps von Savoyen, die Grafen von Hochburgund, Pfalzgraf Otto und sein Bruder Reinold von Mümpelgard, nahmen dem Bischofe von Basel die Stadt Bruntrut weg. Der Bischof klagte darüber bei dem Kaiser, und der Kaiser sandte den Grafen wiederholte Befehle, die eingenommene Stadt zurück zu geben. Die Grafen achteten dieser Befehle nicht. Da zog Rudolph gegen sie aus, nahm Mümpelgard ein, schlug ihre vereinigten Truppen, und verfolgte sie bis unter die Mauern der Stadt Besançon. Diese Stadt war stark befestigt, und Rudolph wollte nicht mit einer Belagerung viel Zeit verlieren. Er begnügte sich daher mit der Unterwerfung der Grafen, und hob die Belagerung im Jahre 1281 auf.

Indessen hatte Philipp, der Graf von Savoyen, der Stadt Freiburg im Uechtlande neue Zölle aufgelegt, und diese Stadt war klagend bei dem Kaiser eingekommen. Rudolph, der keine Ungerechtigkeit duldete, sandte den Bischof Wilhelm von Lausanne zu dem Grafen, um ihn zu bewegen, daß er von seinem Vorhaben, die Freiheiten der Stadt Freiburg zu kränken, abstehen möchte. Philipp, welcher damals vier und siebenzig Jahr alt, und schon seit fünf Jahren wassersüchtig war, gab dem Bischofe auf seine Vorstellungen schnöde Antwort. Dadurch sah sich Rudolph genöthigt, gegen den Grafen von Savoyen (1281) zu Felde zu ziehen. Er eroberte das Wadtland, kam bis nach Lausanne, und nöthigte den Grafen Philipp, um Frieden zu bitten. In diesem Zuge zeichnete sich Rudolphs Sohn, Hartmann, so sehr aus, daß ihm der König von England Eduard seine Tochter zur Gemahlinn versprach. Eben dieser Eduard war der Vermittler zwischen Rudolph und Philipp. Die Stadt Freiburg wurde entschädigt, und der Kaiser nahm von dem Grafen die Huldigung wieder an.

Graf Philipp von Savoyen war dessen ungeachtet noch nicht ruhig. Weder Alter noch Krankheit

vermochten seine Streitsucht zu mildern. Zwei Jahre nachher (1283) ließ er, durch seine Parthei zu Lausanne, sowohl den Bischof Wilhelm, als den ganzen dortigen Adel verjagen, und ihre Häuser zerstören. Rudolph befahl dem Grafen, diesen Frevel ernsthaft zu bestrafen. Als aber Philipp diesen Befehlen nicht gehorchte, sah sich Rudolph genöthigt, zur Herstellung des Kaiserlichen Ansehens in jenen Gegenden, gegen Philipp Krieg zu führen. Es kam bald zur Belagerung der Stadt Murten, bei welcher Rudolph, noch eben so wie er vormals in jüngeren Jahren gethan hatte, durch persönliche Tapferkeit sich auszeichnete. Murten ward eingenommen und der Kaiser zog jezt vor Payerne, um auch diese befestigte Stadt zu belagern: allein der König Eduard von England machte abermals den Vermittler, und es wurde im folgenden Jahre (1284) ein Friede geschlossen, in welchem der alte Philipp die Städte Murten und Payerne an Rudolph abtrat.

Auch mit dem Könige Karl von Sizilien, dem Bruder des Königs Ludwigs des Neunten von Frankreich, war Rudolph in Streitigkeiten gerathen. Während des langen Zwischenreiches hatte

der Papst Klemens der Vierte, welcher sich das Reichs = Vikariat anmaßte, Karln im Jahre 1267 den Titel eines Paciarius von Toskana beigelegt, und ihm die Verwaltung dieses Landes übertragen, jedoch unter der Bedingung: daß er durch einen Eid sich verbindlich machen mußte, wie er, sobald ein Römischer König ernannt, und von dem Papste bestätigt sein würde, diese Stelle wieder niederlegen wollte. Rudolph, welcher als Kaiser alles auf das strengste zurückforderte, was während des Zwischenreiches dem Reiche war entzogen worden, ermahnte auch zu wiederholten malen den König Karl, sein Versprechen zu halten. Karl hörte weder auf diese Ermahnungen, noch auf die Kaiserlichen Befehle. Vergeblich wandte sich Rudolph an mehrere Päpste nach einander, an Gregor den Zehenten, an Innocenz den Fünften, an Hadrian den Fünften und an Johann den Ein- und Zwanzigsten. Endlich brachte es Rudolph bei dem Papste Nikolaus dem Dritten (dem er manche Gefälligkeiten erwies und sogar das Exarchat im Jahre 1279 zurückgab) dahin, daß er den König Karl von Anjou, dieses verzärtelte Kind der Päpste, zwang, das Reichsvikariat über Tos-

kana nieder zu legen. Im folgenden Jahre (1280) mußte eben dieser Karl von Anjou, König von Sizilien, von Rudolph die Grafschaften Provence und Forcalquier zu Lehen annehmen. Rudolph vergab den Rechten und Ansprüchen des Deutschen Reiches nicht das Geringste; er behauptete daher auch diese Lehnsverbindung mit dem ehemaligen Burgundischen Reiche, ungeachtet die Verbindung selbst nur sehr schwach war, und höchstens darin bestand, daß der Vasall seinen Lehensherren, den Kaiser, nicht bekriegen durfte. Sobald Rudolph die Streitigkeiten mit Karl beigelegt hatte, befestigte er den geschlossenen Frieden durch eine Heirath, und gab seine Tochter Klementia dem französischen Prinzen Karl Martel, einem Enkel des Königs Karl von Anjou, zur Gemahlinn.

Die Vermählung der Prinzessin Klementia mit dem Prinzen Karl Martel, der nachmals König von Hungarn wurde, geschah im Jahre 1281, in dem nämlichen Jahre, in welchem der Prinz Hartmann ertrank. Rudolphs Gemahlinn, Gertrud von Froburg und Hohenberg, grämte sich über den Verlust ihres geliebten Sohnes und über die Entfernung von ihrer Tochter so sehr, daß sie

noch in demselben Jahre (1281) starb. Rudolph hatte sie im Jahre 1245 geheirathet, und zehen Kinder mit ihr gezeuget.

Die vorzüglichste Angelegenheit des Kaisers war die Herstellung der Ruhe und Sicherheit in Deutschland. Schon auf dem ersten Reichstage, den er im Jahre 1274 zu Nürnberg hielt, wurden einige Verfügungen gegen die Räubereien des Adels getroffen. Auf einem andern Reichstage, welcher zu Nürnberg im Jahre 1281 gehalten wurde, ließ er die Fränkischen Reichsfürsten einen Landfrieden beschwören, in demselben Jahre auch die Rheinischen Reichsfürsten zu Maynz, die Schwäbischen und Baierschen aber im Jahre 1286. Die widerspänstigen Edelleute, die sich des vermeinten Rechts zu rauben und zu plündern nicht begeben wollten, überzog er mit Krieg, und zerstörte im Jahr 1284 fünf von ihren Raubnestern in Schwaben.

Alle die Güter, welche während der Zeiten der Verwirrung und Anarchie unrechtmäßiger Weise von dem Reiche abgekommen waren, forderte Rudolph zurück. „Er zwang bereits im Jahre 1276 „den Marggrafen von Baden, Rudolph den Er-

„sten, den Grafen Eberhard von Würtemberg,
„und den Grafen von Freiburg, was sie von Reichs-
„gütern an sich gezogen hatten, herauszugeben.
„Im folgenden Jahre (1277) trug er die Verwal-
„tung der Reichsgefälle in Sachsen und Thüringen,
„namentlich in den Reichsstädten Lübek, Goslar,
„Mülhausen und Nordhausen, dem Kurfürsten Al-
„brecht von Sachsen und dem Herzoge Albrecht
„von Braunschweig, und, nach dessen Tod, den
„Marggrafen von Brandenburg, Johann, Otto
„und Konrad, auf, mit dem Befehle, die in die-
„sen Gegenden veräußerten Einkünfte, Güter und
„Gerechtsame des Reichs, wieder herbei zu bringen.
„Rudolph schonte in diesem Stücke auch der Bi-
„schöfe und Kirchen nicht, indem er unter andern
„den Erzbischof von Maynz nöthigte, den Bach-
„gau, den seine Vorfahren, nach Friedrichs des
„Zweiten Tod, an sich gezogen hatten, wieder an
„das Reich zu geben. Manchmal erlegte er den
„Pfandschilling, um verpfändete Reichsgüter wie-
„der herbei zu schaffen, wie z. B. mit dem Pleiß-
„ner-Lande geschehen ist.“

Im Jahre 1284 vermählte sich Rudolph zum zweitenmale mit der Prinzessin Isabella, Tochter

des Herzogs Hugo des Vierten von Burgund. Die Prinzessin war vierzehen, Rudolph aber sechs und sechszig Jahr alt. Ihrem Bruder, dem Johann von Chalons von Arlai schenkte er die Lehnsherrlichkeit über Neufschatel, wodurch lange nachher (im Jahre 1389) die Fürstenrechte über Neufschatel, durch eine Heirath, von dem Hause Chalons an das Haus Oranien gelangten.

Rudolphs Versuche, die Rechte des Reiches und das Kaiserliche Ansehen auch in Italien zu behaupten, blieben fruchtlos, und er war viel zu weise, als daß er, gleich seinen Vorfahren, die Italiener mit Gewalt der Waffen hätte zu bezwingen versuchen, und darüber alle die herrlichen Anstalten, die er bereits in Deutschland gemacht hatte, wieder hätte untergehen lassen sollen. Rudolph ist als Kaiser niemals in Italien gewesen, er ist nicht von dem Papste gekrönt worden.

Der Pfalzgraf Otto von Hochburgund, der doch bereits, mit seinem Bruder, dem Grafen Reinold von Mümpelgard, die Unüberwindlichkeit Rudolphs, nicht weniger als sein Stiefvater, der Graf Philipp von Savoyen, erfahren hatte, wagte es, sich mit dem Kaiser in eine neue Fehde ein-

zulassen. Rudolph forderte von ihm, im Nahmen des Reiches, die Stadt Besançon zurück. Otto weigerte sich dieser Zurückgabe, weil sich ihm diese Stadt so lange er leben würde unterworfen hätte. Rudolph zog gegen ihn, und lagerte sich am Flusse Doux. Otto wandte sich an Philipp den Schönen, König von Frankreich, und bat um Beistand. König Philipp ließ dem Kaiser sagen: wofern er sich nicht freiwillig zurückzöge, so würden ihn die mächtigen Waffen Frankreichs aus Burgund zu vertreiben wissen. Rudolph antwortete auf diese stolzen Worte nicht weniger stolz, und der Krieg wurde fortgesetzt. Es gelang den Burgundern, ihm die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden. Rudolphs Soldaten murrten. Er aber sprach: „Lasset uns muthig unsere Feinde angreifen; denn siegen wir, so erobern wir die Lebensmittel wieder, werden wir aber geschlagen und gefangen, so darf uns der Feind wenigstens nicht „Hungers sterben lassen.“ Der Kaiser setzte muthig über den Fluß, und griff die Burgunder an. Als diese sahen, daß die von Philipp dem Schönen versprochene Hülfe nicht kam, ergaben sie sich, und der Pfalzgraf sah sich genöthigt im Jahre

1289 von Rudolph zu Basel die Lehen zu empfangen. Der Graf von Chalons, Rudolphs Schwager, war Vermittler in dieser Fehde.

Weniger glücklich war Rudolph in einer Belagerung, die er gegen die Stadt Bern im Jahre 1289 unternahm.

Die Vermählung des Königs von Böhmen Wenzel mit der kaiserlichen Prinzessin Gutha hatte, wegen der Minderjährigkeit des Königs, noch aufgeschoben werden müssen. Sie gieng aber im Jahre 1286 vor sich und wurde mit außerordentlicher Pracht gefeiert. Der Kaiser bestätigte seinen Schwiegersohn in der Kurwürde und gab ihm die Stadt Eger, nebst einigen Schlössern in Meissen und Lausnitz, zum Heirathsgeschenk.

Kaum verlohnt es sich der Mühe, eines vorgeblichen Kaisers Friedrichs des Zweiten zu erwähnen, welcher im Jahre 1285 in Deutschland auftrat: da indessen diese Begebenheit zu ihrer Zeit großes Aufsehen machte, so darf dieselbe doch nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Es gieng unter dem gemeinen Volke in Deutschland eine Sage, daß Kaiser Friedrich nicht gestorben wäre, sondern daß sich derselbe irgendwo auf-

hielte, und dereinst wieder zum Vorschein kommen würde. Dieser Sage bediente sich ein Mann von geringem Stande, Nahmens Tile Kolup (andere nennen ihn Friedrich Holzschuh) um sich ein Ansehen zu geben. Er war lange Zeit an dem Hofe Friedrichs gewesen, und hatte auch einige Aehnlichkeit mit demselben: dieß bewog ihn, sich für den verstorbenen Kaiser auszugeben. Da er seine Rolle sehr gut spielte, von Rudolphs Feinden thätig unterstützt wurde, und in einem Zeitalter auftrat, in welchem der Hang zum Wunderbaren und Ausserordentlichen unter dem Volke sehr groß war: so gelang es ihm, sich in kurzer Zeit viele Anhänger zu erwerben. Er hatte Friedrichs Miene, Sprache und Gebehrden angenommen, und gab vor, daß er bis jezt in Palästina verborgen gewesen wäre. Anfänglich lachte Rudolph darüber, daß sein Vorgänger wieder von den Todten auferstanden war; allein die Sache wurde sehr ernsthaft. Mehrere Deutsche Städte, unter andern Neuß und Wetzlar, öffneten diesem Betrieger die Thore, erkannten ihn für den Kaiser Friedrich, und huldigten ihm. Dadurch wurde Tile Kolup so dreist, daß er sogar an den Erzbischof von Maynz

schrieb, und denselben einlud, auf seine Seite zu treten. Jetzt sah Rudolph ein, daß es Zeit wäre dem frechen Betrieger Einhalt zu thun. Er hob die Belagerung der Stadt Colmar, vor deren Mauern er sich befand, auf, und zog mit seinem Heere vor Wetzlar, wo Tile sich damals aufhielt. Die erschrockenen Einwohner der Stadt erklärten nunmehr dem Tile, daß sie ihn nicht länger innerhalb ihrer Mauern behalten könnten. Tile verließ die Stadt, und überlieferte sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade. Rudolph ließ ihn lebendig verbrennen. Hierin erkennt man freilich die Mäßigung nicht, die Rudolph bei andern Gelegenheiten zeigte. Da aber keine Lobrede auf den Kaiser, sondern eine unpartheiische Schilderung seiner Thaten und Handlungen, der Zweck unserer Arbeit ist, so durfte auch dieser Zug nicht übergangen werden.

Zu Anfang des Jahres 1287 sandte der Papst Honorius der Vierte seinen Legaten, Johann von Tusculum, nach Deutschland, um daselbst für den Päpstlichen Hof Geld einzutreiben. Honorius wandte sich an Rudolph, und ersuchte ihn, daß er seine Forderungen unterstützen möchte. Der Kaiser war darzu eben nicht sehr geneigt, doch wagte

er es nicht, dem Papste in seinem Ansuchen gerade zu entgegen zu sein. Er berief die geistlichen Fürsten und Prälaten zu Wirzburg zusammen. Hier versammelten sie sich in der Domkirche, und der Päpstliche Legat verlangte von ihnen, daß sie, zur Unterstützung des heiligen Stuhls, auf vier Jahre den zehenten Theil ihrer Einkünfte dem Papste abtreten sollten. Die geistlichen Herren waren weit davon entfernt, einem solchen Begehren zu willfahren. Der Bischof Konrad von Tull stand auf, und widersetzte sich kühn dem Verlangen des Legaten. Er behauptete, daß der Papst gar kein Recht hätte, eine solche Forderung zu machen, und berief sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung. Der Päpstliche Legat wurde hierüber so erbittert, daß er drohte, den Bischof sogleich in den Bann zu thun. Die übrigen Prälaten nahmen sich ihres Kollegen an, der Legat bestand auf seinem Rechte, und die Prälaten auf dem ihrigen. Die Erbitterung von beiden Seiten gieng so weit, daß das Leben des Legaten in Gefahr gerieth. Laut rief er um Hülfe; seine Begleiter verließen wehklagend die Kirche, und schrien in den Straßen: die Deutschen Prälaten hätten den Legaten todtgeschlagen.

Der Kaiser befand sich zu Wirzburg, er hatte aber der Versammlung nicht beigewohnt, weil er es weder mit dem Papste noch mit den Prälaten verderben wollte. Als er den Lärm hörte, sandte er seinen Hofmarschall, nebst einigen Trabanten seiner Leibwache, nach der Domkirche, um den Legaten gegen alle Gewaltthätigkeiten zu beschützen. Mit Mühe retteten sie ihn aus den Händen der erzürnten Bischöfe. Endlich vermittelten die Erzbischöfe von Köln und Trier die Sache dahin, daß dem Papste der Zehente auf ein paar Jahre bewilligt wurde. Den muthigen Bischof von Tull beraubte der Papst seines Bisthums, und verwies ihn lebenslänglich in ein Kloster.

Nicht ganz seinem großen und gerechten Karakter gemäß, verfuhr Rudolph gegen das Stift von St. Gallen. Der Hauptzweck Rudolphs während seiner ganzen Regierung war, Vergrößerung der Macht seines Hauses, und Erhebung desselben zum Range der ersten in Europa. Nun war aber das Haus Kyburg, dessen Güter Rudolph geerbt hatte, dem mächtigen Stifte von St. Gallen lehnspflichtig. Rudolph beschloß daher, den Abt von St. Gallen zu erniedrigen, um dadurch

der Grafschaft Kyburg Vortheil zu verschaffen. Dieses System befolgte der Kaiser so lange er lebte, bei mehreren auf einander folgenden Aebten. Auch war er so fest entschlossen, dasselbe auszuführen, und St. Gallen um alle Macht zu bringen, daß er sogar denjenigen seinen Zorn fühlen ließ, die sich des Stifts annahmen. Als Wilhelm von Montfort (1281) zum Abt erwählt wurde, waren, durch Rudolphs beständige Fehden, die Gebäude des Klosters verfallen, die Gegend um dasselbe verheert, und sein Schatz mit sechszehnhundert Mark Schulden belastet. Abt Wilhelm von Montfort ließ es sich ernstlich angelegen sein, dem Stifte wieder aufzuhelfen, und zog sich dadurch die Ungnade des Kaisers zu. Rudolph behandelte ihn mit großer Härte. Als nun die Schwäbischen Ritter sich des Abts annahmen, und demselben ihre Theilnehmung bezeugten, weil er aus einem der ältesten Schwäbischen Häuser abstammte, wurde Rudolph hierüber sehr erbittert. Unter dem Vorwande des gebrochenen Landfriedens fiel er in Schwaben ein, verheerte ihr Land, zerstörte ihre Burgen, und verbot Jedermann, bei Reichspflicht, ihnen beizustehen, oder sich ihrer anzunehmen.

Rudolph berief im Jahre 1291 einen Reichstag nach Frankfurt, in der Absicht, die Kaiserkrone in seinem Hause zu befestigen, und seinen Sohn Albrecht zum Römischen König wählen zu lassen. Der Kaiser hatte um so viel größeres Recht, zu hoffen, daß die Reichsfürsten seinem Verlangen entsprechen würden, da ein ähnliches Begehren keinem seiner Vorgänger abgeschlagen worden war. Ganz gegen alle Erwartung des Kaisers wurde seine Bitte von den Kurfürsten nicht bewilligt. Sie fürchteten sich vor der Macht des Hauses Habsburg, die ihnen gefährlich zu werden schien. Vorzüglich war dem Kaiser der Kurfürst von Maynz, Gerard von Eppenstein, entgegen, weil Rudolph, wie oben gemeldet, das Bachgau, welches sich die Kurfürsten während der Anarchie mit Unrecht zugeeignet hatten, dem Reiche wieder zuwandte. Die Kurfürsten beriefen sich auf die Dekretalen der Päpste, in denen es hieß: „daß wofern ein „Bruder dem andern folgte, die Wahlfreiheit der „Fürsten zu Grunde gehen, und es den Anschein „bekommen würde, als ob die Kaiserwürde durch „Erbfolge, und nicht durch freie Wahl, erhalten „werde.“

Mißvergnügt verließ Rudolph Frankfurt, reisete in den Elsaß, und wurde dort krank. Er vermuthete, daß sein Ende nahe wäre, und eilte daher nach Speier, um an dem Begräbnißorte seiner Väter zu sterben. So weit kam er nicht: er starb zu Germersheim, der Stadt die er selbst gestiftet hatte, am 15. Julius 1291. Ein Jahr vorher (am 11. Mai 1290) war sein Sohn Rudolph gestorben: der Kaiser hinterließ, außer seinem Sohne Albrecht, Erzherzog von Oesterreich, und seinem Enkel, Johann von Schwaben (gebohren 1289) keine männlichen Erben.

„So hoch," sagt der Helvetische Tacitus, „so „hoch stieg ein Graf, aus einem Stamme, welchen „vor ihm wenige Völker nennen gehört hatten, „daß, nachdem er, durch Oesterreich und Elsaß, „Hochdeutschland wie umfaßt, und hier Französi„schen, dort Slawischen Fürsten, seine Freund„schaft wünschenswerth, und seine Waffen furchtbar „gemacht, nach ihm, innerhalb dreißig Jahren, „sein Sohn und Enkel den Thron der Deutschen, „und Einer den Thron des Reiches der Tschechen „in Böhmen besessen, der Marggraf zu Meißen sie „wegen Thüringen fürchtete, und Hungarn, Bayern

„und Schwaben, mehrmals, und ohne Unterlaß,
„durch Kriege oder Unterhandlungen beunruhigt
„wurden. Durch die Weisheit Eines Mannes,
„durch Rudolph, kam das Haus Habsburg in fünf-
„hundertjährige hohe Gewalt; und endlich über
„Nationen, von welchen Er nie gewußt, in Ländern,
„deren Dasein er nicht wähnte. So oft hat Euro-
„pa von keinem andern Hause für die allgemeine
„Freiheit gefürchtet; und im Laufe des höchsten
„Glückes wurde Habsburg allemal durch sich selbst
„unterbrochen — durch den Mangel weiser Mäßi-
„gung, der Kunst Rudolphs.“

Charakteristik

des

Kaisers Rudolph von Habsburg

entworfen

von

Christoph Girtanner

geheimen Hofrath zu Göttingen.

Unweit des Städtchens Brugg im Kanton Bern in der Schweiz liegen, auf der Spitze eines frei stehenden, mit Bäumen und grünem Gesträuche dicht bewachsenen, Berges, welcher sich über ein anmuthiges und fruchtbares Thal erhebt, die Trümmern des alten Schlosses Habsburg. Unten im Thale fließt die Aar langsam und feierlich, drängt sich zwischen zweien schroffen Felsen tobend hindurch, und gleitet dann wiederum sanft dahin, durch die reizenden Fluren, in welchen sich mit ihr die Reuß, und bald nachher auch die Limmat, zwei wasserreiche Flüsse, vereinigen. Hier, auf diesem romantischen Hügel, welcher sich über die lachenden Gefilde erhebt, hier war einst das Stammhaus des Grafen Rudolph von Habsburg. Diese verfallenen Mauern, jetzt eine Zuflucht der Eidechsen, der Schlangen und

der Nachteulen, diese Ruinen, von dem ewigen Grün des Epheus bekränzt, waren einst die Wohnung jenes großen Mannes, der auf sein Zeitalter sowohl, als auf die Nachwelt, einen so entschiedenen Einfluß hatte, und der es verdient, daß das dankbare Deutschland in seinem Pantheon eine Ehrensäule ihm setze.

In dem Dunkel ungewisser Sagen und unbestimmter Zeitrechnung verliert sich der Ursprung des Geschlechts der Habsburg. Die Schmeichler des Oesterreichischen Hauses haben es gewagt, zu behaupten, daß sie den Stammvater desselben am Pontus Euxinus entdeckt hätten, und daß sich schon beim Strabo von den Habsburgern Nachricht fände. Diese elenden Menschen, ohne Sinn für wahres Verdienst, glaubten den großen Rudolph dadurch zu ehren, daß sie ihm eine lange Reihe barbarischer Vorfahren andichteten. Sie hielten, verkehrt genug, dafür, es gereiche Rudolphen zum Verdienste, eine Menge verdienstloser Voreltern gehabt zu haben, da doch diese Voreltern, wenn sie auch ganz zuverlässig bekannt wären, in den Augen des philosophischen Geschichtschreibers erst dadurch einigen Werth bekommen

würden, daß der große Rudolph aus ihnen entsprungen war. Die Ahnen adeln niemals den Mann; aber der Mann, dessen Namen die Muse der Geschichte in den Tempel der Unsterblichkeit schreibt, adelt seine Ahnen.

Das dreizehnte Jahrhundert, das Jahrhundert Rudolphs, war das Zeitalter des Streites zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, zwischen den Päpsten und den Kaisern. Könige und Fürsten kämpften damals gegen den Despotismus der Kirche; und während dieses Kampfes wurden die Keime der Aufklärung, welche hie und da schon aufgegangen waren, gewaltsam zertreten und vernichtet. Die alten klassischen Schriftsteller, deren Studium so großen Einfluß auf die Sitten und die Denkungsart der vorigen Jahrhunderte gehabt hatte, wurden jetzt auf den hohen Schulen nicht mehr gelesen, und die damaligen Gelehrten studirten, statt dieser erhabenen Muster des Geschmacks, eine erbärmliche, trockne, scholastische Philosophie, deren höchster Zweck es war, über alles disputiren, alles vertheidigen, und alles widerlegen zu können. Männer, welche man in jenem Zeitalter bewunderte, welche damals groß und berühmt hießen,

gestanden es laut, daß sie alle andere Wissenschaften, außer der Logik, verachteten; und auch von dieser Wissenschaft wollten sie bloß die Disputirkunst, die Dialektik beibehalten. Die Schriften des Aristoteles, welche man in fehlerhaften Uebersetzungen las, erhielten beinahe göttliches Ansehen. Dem Mönche Albert wurde sogar der Nahme des Großen beigelegt, weil er zuerst alle Werke des Aristoteles, in Uebersetzungen wie sie damals zu haben waren, las; einen Kommentar über dieselben schrieb; und die scholastische oder Aristotelische Philosophie in die Schulen einführte. Nächst den Büchern des Aristoteles waren die unverständlichen, mit dem größten Unsinne angefüllten, Schriften der Araber das vorzügliche Studium der Gelehrten jenes finstern Zeitalters; und dieses Studium der Arabischen Schriftsteller verpflanzte den, in wärmeren Himmelsstrichen entstandenen, Aberglauben nach dem kälteren Europa. Sterndeuterei, Goldmacherkunst, Zauberei, Wahrsagerkunst, Magie, Geisterbeschwörung, Schatzgräberei, Talismane, Amulete: dieß waren die Gegenstände, mit deren Untersuchung die größten Köpfe jener Zeiten sich beschäftigten.

Christlicher Aberglaube gesellte sich noch zu dem heidnischen. Albert selbst behauptete: er hätte Erscheinungen, Offenbarungen, und Versuchungen des Satans. Auch rühmte sich Albert eines ganz besonderen Beistandes der heiligen Jungfrau, deren Lobpreisungen einen ganzen Band seiner zahlreichen Werke anfüllen. Ja, dieser Mann, dem sein Zeitalter den Beinahmen des Großen beilegte, war unverschämt genug, zu versichern: die Jungfrau Maria hätte ihm in eigener Person für seine, auf sie verfertigte Lobgedichte gedankt, und sie hätte die besondere Gnade gehabt, sich ihm zur genauesten Besichtigung darzustellen, als er sich vorgenommen, alle körperlichen und geistigen Schönheiten der Mutter Gottes zu schildern. Damals zweifelte Niemand an der Wahrheit dieser Behauptung. *a*) Alberts Schüler, Thomas von Aquino und Petrus Hispanus (nachmaliger Papst Johann der Einundzwanzigste) trugen noch mehr zum Verfall ächter Wissenschaften und Kenntnisse sowohl, als zur Beförderung einer abgeschmackten Disputirkunst bei.

---

a) Vit. Albert. Magn. auf der letzten Seite.

Der letztere besonders erfand die Kunst, alles zu läugnen, alles zu behaupten, gegen die unumstößlichsten Wahrheiten Zweifel vorzubringen, und die offenbarsten Unwahrheiten zu vertheidigen. Er war der größte Sophist seines Zeitalters, und lehrte öffentlich die Wissenschaft, den bestimmtesten Ausdrücken einen falschen Sinn unterzuschieben, und die Worte der Gegner zu verdrehen. Er behauptete und bewies umständlich: der Antichrist und die Schimäre wären Brüder; der Esel des Antichrists wäre ein Sohn der Schimäre; Nichts und Niemand könnten sich in einem Sacke beißen, u. s. w. Wenn man die Geschichte jenes Zeitalters aufmerksam studirt, so geräth man in Zweifel, ob die Vorsehung dem Menschen, als sie ihn mit der Vernunft begabte, ein nützliches oder ein schädliches Geschenk gemacht habe, weil man mit Schrecken sieht, wie nahe Vernunft und Wahnsinn an einander gränzen, und daß es sogar Zeiten gab, in denen die größten Köpfe alle mehr oder weniger wahnsinnig waren. Schriftsteller, die richtig, zierlich und geschmackvoll geschrieben hätten, gab es in jenem barbarischen, sophistischen, scholastischen Jahrhunderte gar nicht, da doch noch

im zwölften Jahrhunderte Schriftsteller dieser Art nicht selten gewesen waren. *b*)

In eben dieses traurige Zeitalter, in das dreizehente Jahrhundert, fällt die Entstehung der Bettelmönche. Die einzige Absicht der Mönchsorden war bisher gewesen, sich durch Kasteiungen und geistliche Uebungen selbst vollkommener, und des Himmelreichs, nach den verkehrten Begriffen die man von demselben hatte, desto würdiger zu machen. Jetzt aber entstanden die Bettelmönche, zwei neue Orden, die es sich zum einzigen Geschäfte machten, das Volk zu unterweisen, zu predigen, und die Ketzer zu bekehren. Dominikus Gusman, ein Spanier stiftete den Dominikanerorden; Franz von Assisi, ein Italiener, den Franziskaner-Orden. Beide Stifter machten es sich sowohl, als allen ihren künftigen Ordensbrüdern, zur unverbrüchlichen Pflicht, ihren Unterhalt zu erbetteln. Diese geistlichen Bettelorden breiteten sich in kurzer Zeit ungemein aus.

---

b) Quoique nous ayons cité divers auteurs du douzieme siecle, qui ont écrit avec élégance, soit en vers soit en prose, nous n'en pouvons alléguer aucun du treizième. Crevier T. 1. S. 306.

Die Bettelmönche lasen Messe, hörten Beichte, ertheilten Ablaß, predigten, zogen überall herum, und lebten auf Kosten der gutherzigen, abergläubigen Dummheit.

Jeder dieser Orden hatte seinen General zu Rom; und durch diesen General bekam der Papst den unmittelbarsten Einfluß in alle Länder und Gegenden der ganzen Christenheit. „Wollte von die„ser Zeit an," sagt ein berühmter Schriftsteller, c) „ein Papst in irgend einem Reiche Unruhen anrich„ten, wer war ihm dazu geschickter, als diese Bet„telmönche? Kein anderer Geistlicher und kein „anderer Mönch kam so unter dem niedrigsten Volke, „und so weit und breit herum, als Franziskaner „und Dominikaner. Bischöfe und reiche Benedik„tiner = Mönche konnten, bei so vielen liegenden „Gründen, die sie hatten, gegen die Gnade und „Ungnade der Könige nicht ganz gleichgültig sein. „Sie wagten es also nicht, nach jeder Laune des „Pabstes sich zu empören: aber der Mönch, dessen „ganzes Vermögen eine braune Kutte oder ein

---

c) Spittlers Kirchengeschichte. S. 309.

„Bettelsack war, konnte nichts verlieren; er konnte „trotzen, wie Diogenes in seiner Tonne.“

Die Päpste, welche einsahen, wie nützlich die Bettelmönche ihrem Ansehen wären, nahmen sich ihrer thätig an, und schenkten ihnen immer größere und ausgedehntere Privilegien. *d*) Die Bettelmönche machten eine Art von stehender Armee aus, welche immer bereit war, die Vorrechte und das Ansehen des Papstes, oder des Päpstlichen Stuhles, zu behaupten, zu vertheidigen und auszudehnen.

Aber die Begünstigung, welche die Päpste den Bettelmönchen auf alle Weise angedeihen ließen, wurde bald von diesen gemißbraucht. Sie mißhandelten die Weltgeistlichen, indem sie dieselben alles Ansehens bei dem Volke beraubten und sich ihre Einkünfte zueigneten; sie thaten Eingriffe in die Rechte der Bischöffe; indem sie sich weigerten unter ihnen zu stehen; sie drängten sich zu Lehrstellen auf den berühmtesten Universitäten, vorzüglich

---

d) Die Privilegien, welche die Päpste Gregor der IX und Innocenz der IV den Bettelorden ertheilten, findet man im Matthaeus Paris. ad ann. 1246. S. 466.

auf den hohen Schulen Oxford und Paris; und weigerten sich, den akademischen Gesetzen unterwürfig zu sein: ja sie stiegen bald zu den ersten Würden in der Kirche empor, und bemächtigten sich der Erziehung der Jugend beinahe allein. Vergeblich kamen laute und wiederholte Klagen vor den Päpstlichen Stuhl; vergeblich wurden diese Klagen von Königen und Fürsten unterstützt: die Päpste waren taub gegen diese Beschwerden; sie mußten ihren ergebenen Bettelmönchen Nachsicht gewähren, weil der Nutzen, den sie durch dieselben erhielten, so außerordentlich groß war. Diese Mönche erpreßten ungeheure Summen für den Römischen Stuhl. Sie brandschatzten, im Nahmen des Papstes und für denselben, Kirchen und Klöster, und verkauften Ablaß. Ein berühmter alter Geschichtschreiber sagt: die Päpste hätten ohne Aufhören, sowohl in Italien als im Auslande, Geld zusammen gerafft, und sie hätten die Bettelmönche und Prediger nicht, wie Christus, zu Menschenfischern, sondern zu Geldfischern gemacht. e)

e) Matth. Paris. ad ann. 1247. S. 492.

Auch dadurch hatten die Bettelmönche auf das Zeitalter ihrer Entstehung, auf das dreizehnte Jahrhundert, einen höchst nachtheiligen Einfluß, daß sie, als Erzieher der Jugend, sich der besten Köpfe, theils durch List und Ueberredung, theils durch Gewalt bemächtigten, um dieselben ihrem Orden einzuverleiben. Auf diese Weise entzogen sie der guten Sache der gesunden Vernunft und der Aufklärung diejenigen, welche in der Folge die eifrigsten Vertheidiger und Beförderer derselben hätten werden können. Die Unverschämtheit, mit welcher sie ihre Zöglinge in Mönche verwandelten, war so groß, daß die Eltern nicht ohne Besorgniß ihre Söhne nach den höhern Schulen sandten, ja daß viele die ihrigen, um sie dieser Gefahr nicht auszusetzen, lieber zu Hause behielten, und sie das Feld bauen ließen. *f*)

Die Bettelmönche waren dabei so unwissend, daß sie auf den Universitäten nicht einmal der, zur Erlangung des Doktor-Huthes nöthigen, Prüfung auszusetzen sich getrauten. Sie ließen sich oh-

---

f) Anton. a Wood historia et antiquitates vniversitatis Oxoniensis. Man sehe, was in diesem Werke Armachan, ein gleichzeitiger Schriftsteller, S. 81 sagt.

ne Prüfung den Doktortittel geben, und verlangten hierin ein eigenes Vorrecht, welches man ihnen endlich, obgleich nicht ohne Schwierigkeit, zugestand. Dagegen nannte man diese Doktoren der Bettelmönche spottweise, Wachsdoktoren (Doctores cereatos) weil sie, statt der Gelehrsamkeit, bloß Doktordiplome hätten, die mit Wachs gesiegelt wären. Auch wurde bald nachher das Mönchslatein in ganz Europa zum Sprichworte. Mit Recht sagt der große Leibnitz: „das „dreizehnte Jahrhundert war das dummste nach „Christi Geburt. Damals verschwanden schnell „die guten Schriftsteller. Die Bettelmönche, „welche zu jener Zeit entstanden, zogen alles an „sich, und verbrannten bald nachher diejenigen lebendig, die nicht, so wie sie, Irrthümer lehrten, oder „in Unwissenheit lebten. In Deutschland war das „zehente Jahrhundert ein goldenes Jahrhundert, „wenn man es mit dem dreizehenten vergleicht.“ g)

Nicht nur verfielen die gründlichen Wissenschaften in diesem Jahrhunderte gänzlich, sondern es wurden auch noch dem menschlichen Geiste von den

---

g) Leibnitii introduct. in script. Brunsvicens. ad §. 63.

Päpsten Fesseln angelegt, um ihn in dem kühnen Fluge zu hemmen, den er in den verflossenen Jahrhunderten bereits angefangen hatte. Das fürchterliche und unmenschliche Tribunal der Inquisition richtete seinen blutigen Thron in diesen traurigen Zeiten zuerst auf. Kaum waren die Bettelmönche entstanden, als sie sich auch, um sich bei den Päpsten beliebt zu machen, erboten, Irrthümer und Ketzereien auszurotten. Vorzüglich übernahmen die Dominikaner dieses Geschäft.

Der Nahme Ketzer kommt in der Deutschen Geschichte zuerst im dreizehnten Jahrhunderte, in einem Edikte vor, welches Kaiser Friedrich der Zweite zu Rom bei seiner Krönung im Jahr 1220 erließ. Bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gab es im Abendländischen Europa nur Eine Kirche, Eine Meinung in Religionssachen. Von Sekten war keine Rede, weil Niemand prüfte, Jedermann blindlings glaubte. Allein zu Ende des zwölften Jahrhunderts, als das Licht der gesunden Vernunft zu dämmern anfieng, stand im südlichen Frankreich, unter Anführung eines Kaufmanns zu Lyon, Petrus Waldus, eine Sekte auf, die den Päpstlichen Stuhl ernst-

lich besorgt machte. Die Waldenser (so nannte man diese Neuerer) behaupteten: es fände sich in der Bibel nichts von den angemaßten Vorrechten und Vorzügen des Papstes, auch fände man darin weder die Lehre vom Fegfeuer, noch die Lehren von Anrufung der Heiligen, von Seelmessen, vom Ablasse; oder von dem Verbote der Priesterehe. Diese neue, vernünftige Lehre erhielt im südlichen Frankreich sowohl, als in Italien, eine sehr beträchtliche Menge von Anhängern, und der Graf von Toulouse erlaubte denselben auf seinem Gebiete ihren Gottesdienst nach selbst erwählter Art zu feiern.

In jenen rohen Zeiten glaubte man noch, daß man Meinungen durch Feuer und Schwert ausrotten könnte, und daß man irgend einen gefährlichen, oder gefährlich scheinenden, Satz ganz von der Erde vertilgen könnte, wofern man nur alle diejenigen umbrächte, die denselben behaupteten. Man wußte damals noch nicht, daß Verfolgung Märtyrer erzeugt, daß der Widerstand dem Drucke gleich ist, und daß die Zahl der Anhänger einer jeden Sekte gerade in dem Verhältnisse zunimmt, als man strenger gegen sie verfährt. Der sanfte

Geist der Menschlichkeit und Duldung war damals ganz von der Erde verschwunden, und der Despotismus der Päpste schnaubte Rache gegen jeden, der es auch nur wagte, an ihrer Befugniß zu tyranniſiren im mindesten zu zweifeln. Recht erwünscht war daher dem Papste Innocenz dem Dritten die Entstehung des Ordens der Dominikaner. Er befahl ihnen, über die Reinigkeit der Lehre zu wachen, und die widerspänstigen Ketzer auszurotten. — So entstand die Inquisition, als im Jahre 1233 der Dominikanerorden von dem Papste die Vollmacht erhielt, überall die Ketzer aufzuspüren, und dieselben, ohne alle weitere gesetzmäßige Formalitäten, lebendig zu verbrennen.

Auch verübten die Päpste in jenem Zeitalter ungeheure Gewaltthätigkeiten gegen die Geistlichen in ganz Europa. Unter dem Vorwande eines Kreuzzuges, forderten sie, durch ihre Abgesandten, unter Androhung des Kirchenbanns, beträchtliche Summen als Beisteuer. Dergleichen Erpressungen wurden so oft wiederholt, daß sich endlich in mehrerern Ländern Europens der Adel und die Geistlichkeit den Anmaßungen des Papstes wider-

setzten, ohne jedoch mit ihrem Widerspruche durchdringen zu können. Wagten es die Fürsten, dem Adel ihrer Länder gegen den Papst Beistand zu leisten, so brachte bald ein fürchterliches Interdikt den Widerspänstigen zum Gehorsam. Durch das Interdikt (eine Erfindung des Papstes Innocenz des Dritten) wurden ganzen Ländern und Völkern alle Gottesdienstlichen Handlungen untersagt. „Ein schauervoller Anblick," sagt Herr Spittler, „wenn ein ganzes Land mit dem In„terdikte belegt wurde. Aller äußere Gottesdienst „mußte auf einmal aufhören; die Altäre wurden „entkleidet; alle Statuen der Heiligen, alle Kreuze „wurden zu Boden geworfen; keine Glocke tönte „mehr; kein Sacrament wurde ausgetheilt; kein „Todter kam auf die heilige Erde des Gottesackers, „sondern wurde, ohne Gebet und Gesang, in un„heiliges Land eingescharrt; Ehen wurden nicht vor „dem Altare, sondern in dem Todtengarten einge„segnet. Niemand durfte den andern auf der „Straße grüßen; jeder Anblick sollte verkündigen, „daß das ganze Land ein Land des Fluches sei. „Welchen unauslöschlich tiefen Eindruck mußte „das nicht auf ein Zeitalter voll Aberglaubens ma-

„chen, welches den ganzen Gottesdienst in jene äus-
„sere Zeremonien setzte? Wie mußte ein Volk nicht
„seinen Regenten verfluchen, der durch seine Sün-
„den ein ganzes Land auf solche Art um zeitliche
„und ewige Glückseligkeit brachte?“ *h*)

In eben diesem Jahrhunderte des Aberglaubens wurde auch, im Jahr 1215, die Transsubstantiation zum Glaubensartikel erhoben.

Was aber, mehr als alles andere, der Macht der Päpste einen fürchterlichen Zuwachs verschaffte, das waren die Kreuzzüge. Die Kreuzfahrer, eine versammelte Menge aus allen Gegenden Europens, standen unmittelbar unter den Befehlen des Papstes, für welchen, als für den sichtbaren Statthalter Christi, sie zu streiten bereit waren. Das Gelübde der Kreuzfahrer, Palästina den Händen der Ungläubigen zu entreißen, war ein heiliges Gelübde, zu dessen Erfüllung die Päpste zwingen, und dessen Ausführung sie, im Namen Christi, nach Gefallen lenken konnten. Könige und Fürsten hatten bei diesem heiligen Kriege keine Gewalt über ihre mitziehenden Unterthanen,

---

h) Spittlers Kirchengeschichte. S. 306.

sie waren selbst leidende Werkzeuge in der Hand des Papstes, dem die Personen, das Eigenthum und die Eroberungen der Kreuzfahrer, unmittelbar untergeben waren. Wollte irgend ein Fürst an dem Kriege keinen Theil nehmen; schützte er die Entvölkerung seines Landes, oder Mangel an Geld vor; so war er dennoch nicht vermögend seine Unterthanen zurück zu halten. Diese behaupteten: daß in einer Sache, in welcher es darauf ankäme, das Ansehen Gottes und der Kirche gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, bei welcher ewige Belohnungen und himmlische Kronen den Theilnehmern versprochen wären, alle menschlichen Verhältnisse und Pflichten aufhörten, und daß man Gott mehr gehorchen müßte, als den Menschen. Die Fürsten wagten es nicht, dem abergläubigen Fanatismus ihrer Unterthanen Einhalt zu thun, und sich den Befehlen des Papstes zu widersetzen; denn in einem solchen Falle wurden durch ein fürchterliches Interdikt die Unterthanen gegen ihren Monarchen aufgewiegelt, die Armeen verließen seine Fahne, und sogar seine Freunde betrachteten ihn, als einen aus der Kirche ausgestoßenen, mit Abscheu.

Außerdem war in diesem Zeitalter die Macht der Deutschen Kaiser sehr gesunken, und die Macht ihrer Vasallen, der Deutschen Fürsten, war in eben dem Maaße gestiegen. Die Herzoge, die Grafen und die Markgrafen, vormals abhängig von dem Willen des Kaisers, und von ihm nur auf eine bestimmte Zeit zum Oberhaupte eines gewissen Reichslandes bestellt, machten sich allmählich von dem höchsten Oberhaupte des Reiches unabhängig und behielten ihre Würde sowohl, als die ihnen anvertrauten Ländereien, eigenthümlich, erblich. Dieß gelang ihnen vorzüglich nach den Zeiten Ottos des Großen, während der engen Verbindung zwischen Deutschland und Italien.

Nichts hat vielleicht mehr dazu beigetragen, die Fortschritte der Kultur in Deutschland aufzuhalten und zu verzögern, als diese Verbindung zwischen Italien und Deutschland; so sehr sich auch Otto darüber freuen mochte, daß er nun wieder den Titel eines Römischen Kaisers trüge, und daß er, eben so wie vormals Karl der Große, die Longobardische Krone auf sein Haus gebracht hätte.

Diese Römische Kaiserkrone brachte Otto den Großen und seine Nachfolger in engere Verhältnisse und in nähere Verbindung mit dem Papste; sie nöthigte Otto und seine Nachfolger zu öfteren Reisen nach Italien, zu einer langen Abwesenheit von Deutschland; und sie war die erste Veranlassung zu der Unabhängigkeit, in welche sich die Deutschen Fürsten von den Kaisern setzten: eine Unabhängigkeit, wodurch die Kaiserwürde in ein bloßes Schattenbild von Größe verwandelt wurde. Deutsche Armeen wurden, eine nach der andern, nach Italien geführt; dadurch ward Deutschland entvölkert und gerieth gänzlich in Verfall.

Die feineren Italiener, welche die rauheren Deutschen verachteten, trugen unwillig das Deutsche Joch. Sie konnten nicht anders, als mit gewaffneter Macht, zum Gehorsam gezwungen werden. Sobald die Deutschen Truppen Italien verließen, empörten sich die Italiener; sobald diese Truppen abermals erschienen, unterwarfen sie sich wieder, und fielen abermals ab, sobald jene Truppen sich wieder nach Deutschland zurückzogen. Waren die deutschen Kaiser in Italien, so empörten sich ihre Vasallen, die deutschen Fürsten;

waren sie in Deutschland, so empörten sich die Italiener. An Ruhe, an Frieden war, unter solchen Umständen, gar nicht mehr zu denken.

Um diese Zeit fiengen auch die Päpste an, mit den Kaisern zu wetteifern und immer neue, ungegründete Forderungen zu machen. Otto der Große hatte mit der Geistlichkeit und mit dem Volke zu Rom ausdrücklich, durch einen besonderen Vertrag, festgesetzt: daß kein Papst gewählt und eingeweiht werden sollte, ohne die Genehmigung des Kaisers. Von dieser Abhängigkeit suchten die Päpste sich zu befreien. Sie arbeiteten daran unaufhörlich von Gregor dem Siebenten bis zu Alexander dem Dritten, welchem es endlich unter Kaiser Friedrich dem Ersten gelang. Weit schwerer wurde es ihnen, auch den zweiten Plan auszuführen, der darin bestand, nicht nur das geistliche, sondern auch das weltliche Oberhaupt der Erde zu sein, und das Abendländische Kaiserthum, wie ein Lehen, nach Gefallen zu vergeben, oder zurück zu nehmen. Die Deutschen Kaiser widersetzten sich einer so kühnen Anmaßung des Papstes, und den heftigsten Streit darüber führte der große Kaiser Frie-

drich der Zweite, der Pflegevater Rudolphs von Habsburg. Es sei uns erlaubt, dieses ausführlicher zu entwickeln.

Schon zu Anfang des eilften Jahrhunderts wollte der Papst Benedikt der Achte eine solche Anmaßung durchsetzen. Er übergab dem Kaiser Heinrich dem Zweiten einen goldenen Apfel, mit dem Bedeuten, daß er sich von nun an als den Herrn der Welt anzusehen habe, daß er sich aber dabei errinnern müße, wem er diesen großen Vorzug verdanke, nemlich dem Papste. Benedikt gieng mit Heinrich den Vertrag ein: daß künftig die Papstwahl der Einwilligung des Kaisers nicht bedürfen solle, um rechtmäßig zu sein; daß kein Fürst Kaiser sein sollte, ehe er nicht von dem Papste dafür anerkannt wäre, und aus seinen Händen die Krone empfangen hätte; und daß ein Deutscher Kaiser sich erst nach der vom Papste geschehenen Krönung Römischer Kaiser schreiben, vorher aber Römischer König nennen sollte. Kaiser Heinrich der Dritte schaffte diesen Vertrag ab, und es wurde die Papstwahl wieder von den Kaisern abhängig. Allein unter der Minderjährigkeit Heinrichs des Vierten machte

sich der schlaue Papst Gregor der Siebente (Hildebrand) die Umstände zu Nutz, suchte die Papstwahl abermals von dem Kaiser unabhängig zu erhalten, that sogar den Kaiser Heinrich den Vierten in den Kirchenbann, und erklärte, daß von nun an die Kaiserwürde nicht mehr erblich, sondern daß das Deutsche Kaiserthum ein Wahlreich sein sollte. Diese Streitigkeiten zwischen den Päpsten und den Kaisern dauerten fort bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, als Friedrich der Zweite den Kaiserthron bestieg.

Damals saß Innocenz der Dritte auf dem Päpstlichen Stuhle. Er brachte das weltliche Ansehen der Päpste auf den höchsten Gipfel der Macht, und war, im eigentlichen Sinne des Worts, Herr der christlichen Welt. Kaiser, Könige und Fürsten, zitterten vor seinen Bannstrahlen, und ganze Nationen fürchteten sich vor seinem Interdikte. Ihm folgte Honorius der Dritte, mit welchem Papste Kaiser Friedrich der Zweite den Kampf um die Herrschaft der Welt begann. An dem Hofe dieses großen Kaisers, der in den Wissenschaften seine Erholung suchte, und an wahrer Gelehrsamkeit sowohl, als an Bildung

des Verstandes, die meisten seiner Zeitgenossen weit übertraf, wurde der junge Rudolph von Habsburg erzogen. Friederich hatte ihn zu Zürich aus der Taufe gehoben, und vertrat bei ihm Vaterstelle, als Rudolphs Vater auf einem Kreuzzuge in Palästina umgekommen war. Rudolph folgte dem Kaiser auf allen seinen Zügen in Italien, und bildete sich schon frühe in den damals so allgemein geschätzten Ritterkünsten.

Die Sitten der Deutschen in jenem Zeitalter waren äußerst roh. Unter dem Adel galt das Faustrecht, das Recht des Stärkern. Die Ritter lebten unter sich in beständiger Fehde und nährten sich von Straßenraub. Alle Berge und Hügel waren voller Raubschlösser, deren adeliche Bewohner die Landstraßen unsicher machten. Die Söldner, oder Soldaten, welche damals von den Fürsten auf eine bestimmte Zeit in Dienst genommen, und dann wieder entlassen wurden, begiengen ungestraft die größten Ausschweifungen. Wo sie durchzogen, da raubten sie und plünderten. War man ihrer Dienste nicht mehr benöthigt, so wurden sie zwar entlassen, allein sie trennten sich nicht. Einer unstäten räuberischen Lebensart ge-

wohnt, zogen sie haufenweise umher, verheerten das platte Land, plünderten Städte und Dörfer, oder bemächtigten sich fester Burgen und Raubschlösser, aus denen sie Ausfälle thaten, und die benachbarte Gegend brandschatzten. Ein Französischer etwas späterer Schriftsteller schildert die Unthaten dieser Söldner mit sehr lebhaften Farben: „Sie verzeh„ren, oder nehmen nicht bloß," sagt er, i) „sondern „zerstören auch sehr vieles, was sie gar nicht nu„tzen können. Kein Huhn, oder Hahn, kein Kalb, „oder Lamm, oder Rind, oder anderes Stück Vieh, „bleibt unverschont. Der arme Bauer wäre noch „glücklich, wenn die Räuber sich mit dem begnüg„ten, was sie in seiner Hütte oder seinem Stalle „vorfänden: sie zwingen ihn aber noch überdieß „durch die schrecklichsten Mißhandlungen, daß er „in die Stadt gehen, und seinen Gästen Gewürze, „fremde Weine, Schuhe, Stiefel und Kleider „kaufen muß, wenn er gleich nicht so viel hat, daß „er sich selbst, sein Weib und seine Kinder, erhal„ten und bedecken kann. Neben der Zusammen-

---

i) Nicolai de Clemangii, opera omnia. S. 56. Man sehe auch Meiners über die Sitten und Verfassungen des Mittelalters. Bd. I. S. 533.

„schleppung von Eßwaren ist die erste Arbeit von „Kriegern, die plötzlich, wie ein Ungewitter, in ein „Dorf einbrechen, daß sie alle Schränke und Ki„sten, alle Zimmer, Keller und Winkel, mit Ge„walt öffnen und auf das genaueste durchsuchen, „um Sachen von Werth, welche sie finden, mit gie„riger Hand an sich zu reißen. Sie führen daher „gewöhnlich Wagen bei sich, auf welche sie ihren „Raub packen; und ich selbst habe oft gesehen, „daß sie ganze Dörfer so rein ausgeplündert „hatten, daß auch nicht einmal ein Salzfaß, „oder eine Lampe, ja daß im härtesten Winter „den Einwohnern nicht einmal die grobe Sack„leinewand übrig geblieben war, in welche sie „ihre Leiber eingewickelt hatten. Alles Hausge„räth, alles Vieh und alle Frucht, welche die „Räuber nicht mitnehmen können, oder wollen, „müssen die Besitzer um willkührliche Preise lösen, „oder man vernichtet die eine und das andere auf „die muthwilligste Art. Vor dem Aufbruche ist „nichts gewöhnlicher, als daß sie Männer, Wei„ber und Kinder, nackt aus ihrem Lager hervor zie„hen, und mit dem Degen in der Faust so lange „bedrohen, oder so lange martern, bis diese zuletzt

„auch ihr Leben gekauft, oder kleine Schätze, wel-
„che sie verborgen hatten, entdeckt haben. Da
„diese Ungeheure selbst Klosterjungfrauen entehren,
„so kann man leicht denken, mit welchem Frevel sie
„die Weiber und Töchter des wehrlosen Landmanns
„schänden. — Sobald irgend ein Kriegszug ange-
„kündigt wird, so laufen aus den Städten alle bö-
„sen Schuldner, alle Hurer, Spieler und andere
„nichtswürdige Menschen, und alle Mörder und
„Räuber aus ihren Schlupfwinkeln zusammen,
„um ihre Dienste anzubieten. Gleich nachdem sie
„sich gemeldet haben, kündigen sie dem Bürger und
„Landmann, den Klöstern und Kirchen den Krieg
„an. Und nun wagt es keine obrigkeitliche Person
„mehr, ihre Gewaltthätigkeiten zu bestrafen, oder
„zurück zu halten.“

In einem Zeitalter, in welchem der betriebsa-
me Bürger und der fleißige Landmann theils von
adelichen Straßenräubern, theils von den gemie-
theten Söldnern, ungestraft geplündert wurde,
mußten Handel und Gewerbe natürlicher Weise
sehr leiden. Am meisten aber litt der Ackerbau.
Seit dem eilften Jahrhunderte waren die, bis da-

hin freien, Landleute zu Leibeigenen gemacht wor=den. Sie hatten nun kein Eigenthum, und die Frucht ihrer Arbeit gehörte nicht ihnen, sondern ih=rem Tyrannen, der sie nicht besser behandelte, als die Neger von den Westindischen Pflanzern behan=delt werden. Im dreizehnten Jahrhunderte er=hielten zwar die Bauern einen Theil ihrer verlohr=nen Freiheit wieder, wenigstens wurden ihnen die drückendsten Ketten der Sklaverei abgenommen; allein es dauerte dennoch lange, es verflossen Jahr=hunderte, ehe sich der Bauer irgend ein sicheres Eigenthum verschaffen konnte. Die unaufhörli=chen Fehden der Fürsten und Edelleute unter sich ließen den Bauern nicht empor kommen. „Aller „Verbote von Kaisern, Königen und Konzilien un=„geachtet, waren die offnen Dörfer und die wehrlo=„sen Bauern immer die ersten, an welchen man „seine Rache übte, oder in welchen man seinen „Feinden zu schaden suchte. Die Deutschen lern=„ten es nur zu früh von den rachgierigen Italie=„nern, nicht nur die Dörfer zu verbrennen, und „die Getreidefelder zu verwüsten, sondern auch so=„gar die Weinberge auszurotten, die Fruchtbäu=„me umzuhauen, und dadurch den unschuldigen

„Landmann auf viele Jahre zu Grunde zu rich=
„ten.“ *k*)

Dieses rohe Zeitalter, in welchem man so we=nig Achtung für Leben und Eigenthum der Staats=bürger hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf die Sitten und die Denkungsart Rudolphs von Habsburg. Er war in seiner Jugend heftig, auffahrend, und empfindlich gegen jede, auch noch so geringe Beleidigung. Mit seinem Oheim, dem Grafen von Lauzenburg, gerieth er in Zwist, und verwüstete seine Dörfer. Bald nach=her zog er gegen einen andern seiner Oheime, den Grafen Hartmann von Kyburg, nahm ihm sei=ne Ländereien weg, und nöthigte ihn, dieselben durch eine beträchtliche Geldsumme wieder von ihm auszu=lösen. Ein Edelmann, Hugo von Teuffen=stein hatte ihn durch ein unvorsichtiges Wort be=leidigt. Rudolph rächte sich, indem er die Burg dieses Ritters wegnahm, und ihn selbst um=brachte.

Unzählige Fehden hatte Rudolph mit den benachbarten Rittern und Städten nach dem Tode

---

k) Meiners Ebendas. Bd. 3. S. 76.

des Kaisers Friederich, während des langen Zwischenreiches, während der Zeiten der Anarchie, der Gesetzlosigkeit und des Faustrechts. In einem traurigern Zustande hat sich Deutschland niemals befunden, als damals, wo nur die Macht des Stärkern galt, und die gekränkte Unschuld vergeblich um Hülfe flehte. Es sei erlaubt, mit wenigen Worten zu erzählen, auf welche Weise Deutschland in diesen traurigen Zustand verfiel.

Mit dem Papste Honorius dem Dritten begann der Kaiser Friederich der Zweite, wie bereits ist bemerkt worden, den Kampf um die Herrschaft der Welt. Doch brach dieser Kampf nicht in offenbare Mißhelligkeiten aus. Der Papst und der Kaiser schonten sich gegenseitig, weil sie sich gegenseitig vor einander fürchteten. Doch erklärte Friederich in Sizilien dem Legaten des Papstes: daß er eher seine Krone daran wagen, als irgend eine Schmälerung seiner Kaiserlichen Rechte sich von dem Papste gefallen lassen würde. *l*) Honorius starb, und sein Nachfolger auf dem Päpstlichen Stuhle, Gregor der

l) Fazellus decad. II. l. 8. Cap. 2. fol. 448.

Neunte, verfuhr ohne Schonung gegen den Kaiser. Ein verunglückter Kreuzzug Friederichs gab dem Papste Veranlassung, seinen Bannstrahl gegen den Kaiser zu schleudern, das Interdikt über Friederichs Länder auszusprechen, und dieses allen Europäischen Fürsten kund zu thun. Friederich wandte sich demüthig und flehend an den Papst, aber vergeblich. Es blieb ihm also kein anderes Mittel übrig, als sich mit Gewalt zu widersetzen. Er schrieb an die meisten Europäischen Fürsten, und stellte ihnen vor, daß seine Sache die gemeinschaftliche Sache der Könige wäre; daß sie alle so wie er von dem Römischen Stuhle würden behandelt werden, wofern sie ihm nicht in Behauptung seiner Rechte beistünden. *m*)

Nichts konnte den erbitterten Papst besänftigen, nicht einmal ein neuer Kreuzzug nach Palästina, den Friederich unternahm. Siegreich und als gekrönter König von Jerusalem kehrte Friederich nach Italien zurück, aber alle Versuche

---

m) An den König von England schrieb er: Tunc tua res agitur, paries cum proximus ardet. Matth. Paris. S. 293.

mit dem Papste sich auszusöhnen, waren fruchtlos. Endlich verglichen sich beide, und der Päpstliche Bann wurde aufgehoben. Doch war die Versöhnung nur scheinbar. Durch das zahlreiche Heer der Bettelmönche ließ der Papst Friederichs Unterthanen gegen ihren Kaiser aufwiegeln, und that bald nachher, aus nichtigen Gründen, den Kaiser abermals in den Kirchenbann. Gregor nannte den Kaiser: einen Atheisten, einen Ketzer, und einen Mahomeddaner. Es ist schwer einzusehen, wie der Kaiser alle diese drei Nahmen zugleich verdienen konnte. Gregors Beschuldigungen waren so ungerecht, daß selbst Ludwig der Heilige, König von Frankreich, sich des Kaisers gegen den Papst annahm. *n*) Und doch war der heilige Ludwig gewiß nicht geneigt, einen Ketzer oder Atheisten zu vertheidigen; denn er erklärte sich einst gegen seinen Freund Joinville folgendermaßen: „Wenn ein Laie gegen den christlichen Glauben „schmähen hört, so muß er die Sache Gottes nicht „bloß mit Worten, sondern mit dem Degen ver„theidigen, und muß den Degen jedem Ungläubi-

n) Matth. Paris. S. 464.

„gen so weit in den Leib stoßen, als er nur hinein „gehen will.“ o)

Friedrichs Gedult war jetzt zu Ende. Der Vorurtheile seines Jahrhunderts ungeachtet, versuchte er jetzt mit dem Papste den Kampf auf Tod und Leben. Er fiel in den Kirchenstaat, bedrohte die Stadt Rom, und hielt den Papst in derselben gefangen. Es hieng nur von ihm ab, Rom zu erobern, sich der Person des Papstes zu bemächtigen, und dem Päpstlichen Uebermuthe auf ewig ein Ende zu machen. Er that es nicht, er schonte aus religiösen Gründen des sichtbaren Oberhauptes der Christenheit, und ließ dem Papste Zeit, sich von seinem ersten Schrecken wieder zu erholen. Bald nachher starb Gregor der Neunte.

Lange blieb der Päpstliche Stuhl unbesetzt. Endlich fiel die Wahl der Kardinäle auf Cölestin den Vierten, der nach ein paar Wochen starb, worauf eine neue Verwirrung entstand, der endlich durch die Wahl des Papstes Innocenz des Vierten ein Ende gemacht wurde. Dieser Papst setzte sogleich den Kampf fort, den seine

---

o) Joinville vie de St. Louis. S. 11.

Vorgänger mit Friedrich angefangen hatten. Die Deutschen Kaiser von dem Päpstlichen Stuhle abhängig zu machen, dieß war der Zweck, nach welchem er unermüdet strebte: die Mittel denselben zu erreichen waren ihm gleichgültig; denn alle menschlichen Gefühle und Empfindungen hatte Innocenz schon lange bei sich zum Schweigen gebracht.

Auf sehr harte Bedingungen, die der Papst ihm vorschrieb, söhnte sich Kaiser Friederich mit der Kirche aus. Innocenz stellte sich freundlich, schwor aber in seinem Herzen dem Kaiser den Untergang. Er sandte Schaaren von Bettelmönchen aus, welche die Deutschen und Italiener gegen den Kaiser aufwiegeln mußten, und hielt zugleich die dem Kaiser versprochenen Absolutionsbriefe zurück. Noch fürchtete er sich vor den Kaiserlichen Truppen, die in der Nähe von Rom lagen: doch entgieng er auch diesen, durch eine heimliche Flucht über das Meer nach Genua, von wo er nach Lyon reiste, daselbst ein Konzilium hielt, und den fürchterlichsten Kirchenbann gegen den Kaiser aussprach. Alle diejenigen, die dem Kaiser beistehen würden, sollten verflucht sein; die Unterthanen sollten ihres, dem Kaiser geleiste-

ten, Eides entbunden sein; die Deutschen Fürsten sollten eine neue Kaiserwahl vornehmen; und er selbst, der Papst, wollte über Sizilien, als oberster Lehensherr, einen andern König setzen.

Friederich war zu groß von Karakter, als daß das Unglück ihn hätte beugen können. Zu Turin erfuhr er seine Absetzung. „Noch habe „ich," rief er zornig aus, „meine Krone nicht ver„lohren, und kein Papst, keine Versammlung der „Geistlichkeit soll, ohne blutigen Kampf, mich der„selben berauben! Von nun an hat der herrschsüch„tige Papst weder Gehorsam noch Frieden von mir „zu erwarten!" *p*) Der Kaiser schrieb sowohl an Ludwig den Heiligen, König von Frankreich, als an Heinrich den Dritten, König von England, Briefe, in denen er den Geist des Priesterthums vortrefflich schilderte, und diese beiden Monarchen zu seinem Beistande aufforderte. *q*) Allein Heinrich und Ludwig hiengen noch an dem Aberglauben und den Vorurtheilen ihres Zeit-

---

p) Matth. Paris. S. 595.

q) Matth. Paris. S. 596. wo man diese Briefe nachlesen kann.

alters, und fiengen nunmehr an in vollem Ernste zu glauben, daß Friederich ein Ketzer wäre, der sich gegen die Kirche, und gegen das sichtbare Oberhaupt derselben, den Papst, vergangen hätte. Indessen versuchte doch Ludwig, den Papst mit dem Kaiser auszusöhnen, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Der Papst hatte den Untergang Friederichs geschworen, und nichts konnte ihn abhalten, seinen Plan auszuführen. Er veranlaßte eine Verschwörung am Hofe Friederichs, und eine Empörung in dem, Friedrich zugehörigen, Königreiche Neapel. Die Verschwörung wurde noch durch einen Zufall entdeckt, und man fand die Bulle, durch welche der Papst die Verschwornen zur Empörung gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn angereitzt hatte. Friederich ließ diese Bulle öffentlich bekannt machen, damit die übrigen Monarchen lernen möchten, wessen sie sich von dem Papste zu versehen hätten.

Dennoch gelang es dem Papste, die Deutschen zur Empörung gegen den Kaiser zu bringen. Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, entschloß sich: „zur Ehre Gottes und der Kirche und „zum Besten der Christlichen Religion," die Kai-

ferliche Krone anzunehmen. Dieser Pfaffenkönig, (so nannte man ihn) wurde aber bald nachher bei Ulm von Friederichs Heer geschlagen, und starb vor Gram.

Endlich unterlag Friederich den mancherlei Unglücksfällen, die gegen das Ende seines Lebens Schlag auf Schlag ihn trafen, worunter auch der gehört, daß er unter seinen ältesten, innigsten und vertrautesten Freunden, Feinde und Verräther entdeckte, die im Solde des Papstes standen und auf sein Verderben sannen. Er starb am 13. Dezember 1250 auf seinem Schlosse Fiorentino in Capitanata. Nach dem Tode des Kaisers fiel die Rache des Papstes auf dessen hinterlassene Söhne; das Schwäbische Haus Hohenstaufen gieng unter; und der letzte Sprößling desselben, der unglückliche Konradin, starb am 29. October 1268 auf dem Blutgerüste.

Nach Friederichs Tode gerieth Deutschland in die gröste Verwirrung. Drei und zwanzig Jahre lang dauerte die Anarchie. Während dieser Zeit war weder Leben noch Eigenthum der Deutschen sicher. Ein jeder that was er wollte. Ungestraft überwältigte der Stärkere den Schwä-

chern; das Faustrecht war allgemeine Sitte; Ausgelassenheit und Zügellosigkeit herrschten überall; die Gerechtigkeit war nicht einmal mehr im Schatten vorhanden; der Adel plünderte und beraubte den friedlichen betriebsamen Bürger; Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Kenntnisse, verschwanden; der geringe Anfang der Kultur und Aufklärung in Deutschland gieng verlohren; Aberglaube und Dummheit gewannen die Oberhand; das Volk verfiel in eine gänzliche Unwissenheit, während die Adelichen, sich blos in den halsbrechenden Ritterkünsten übend, alle Uebungen des Geistes verachteten; die Tochter des Himmels, die Dichtkunst, welche kaum erst unter den Minnesingern zu keimen angefangen hatte, wurde durch das elende Geleier der Meistersänger entweiht; und die Nachfolger Hildebrands beherrschten von Rom aus die christliche Welt.

Auch Rudolph von Habsburg lebte, dem Geiste dieses traurigen Zeitalters gemäß, in beständigen Fehden mit Freunden und Nachbarn. Durch Gewaltthätigkeit und Raub vermehrte er sein Vermögen. An der Spitze eines zahlreichen Haufens auserlesener Krieger streifte er in Deutsch-

land und Helvetien hin und her. Der Ruf seiner kriegerischen Thaten verbreitete sich in entfernte Gegenden. Er wurde mehr gefürchtet, als geliebt. Jedermann suchte seine Freundschaft, um vor seiner gefährlichen Feindschaft sicher zu sein. Auch die Helvetischen Stände begaben sich unter seinen Schutz, und flehten um seinen Beistand. So ausgebreitet war der Ruhm von Rudolphs Tapferkeit und Heldenmuth, daß Ottokar, der König von Böhmen, und der mächtigste unter den Deutschen Fürsten, ihn ersuchen ließ, in seiner Armee gegen Bela den Vierten, König von Ungarn, zu streiten. Niemals schlug Rudolph ein solches Anerbieten aus. Er eilte, an der Spitze einer Schaar ausgesuchter und tapferer Helvetier, nach Böhmen, vereinigte sich mit der Armee des Königs Ottokar, und schlug die Hungarn gänzlich, so daß sie außer Stande sich befanden, den Krieg ferner fortzusetzen, und daß Rudolph noch in demselben Jahre mit seinen tapfern Soldaten aus diesem glorreichen Feldzuge nach seinem Vaterlande, der Schweiz, zurück kehren konnte.

Unter denen, die um Rudolphs Freundschaft sich bewarben, befand sich auch Walther von

Geroldseck. Als dieser zum Bischofe von Strasburg ernannt wurde, ließ er den Grafen Rudolph einladen, seinen feierlichen Einzug in die Stadt zu begleiten. Rudolph erschien, an der Spitze von tausend auserlesenen Helvetischen Reitern. Er gab dem Bischofe die besten Worte, und dieser zählte fest auf Rudolphs Freundschaft. Er fieng, im Vertrauen auf dieselbe, einen Zwist mit den Bürgern der Stadt Strasburg an, welcher, nach damaliger Sitte, sich bald in einen Krieg verwandelte. Der Bischof rief Rudolph zu Hülfe, auch die Bürger der Stadt ersuchten ihn um seinen Beistand gegen den Bischof. In dergleichen Fällen war Rudolph niemals zweifelhaft; er berechnete schnell und schlau, was sein eigener Vortheil erheische, und dann war seine Wahl entschieden. Dießmal schien es ihm vortheilhaft, die Parthei des Bischofs zu nehmen. Es hatte nämlich Rudolphs Oheim von mütterlicher Seite, der Graf Hartmann von Kyburg, seine Länder, die ihm Rudolph weggenommen hatte, durch eine beträchtliche Summe Geldes wieder einlösen müssen. Rudolph war der nächste Erbe dieser Länder, weil der Graf von Kyburg in einer kinderlosen Ehe leb-

te. Wegen des Unrechts, welches Rudolph ihm gethan hatte, war aber der Graf so entrüstet, daß er beschloß dieses Erbe seinem Neffen zu entziehen, und alle seine Länder dem Bisthum Strasburg schenkte. Als nun der Bischof von Strasburg um Hülfe bei Rudolph ansuchte, hielt dieser es für eine gute Gelegenheit die ihm entzogenen Länder wieder zu erhalten: er versprach Hülfe, unter der Bedingung, daß ihm der Bischof die Schenkungs-Urkunde des Grafen von Kyburg zurück geben sollte. Der Bischof versprach es, und Rudolph leistete ihm Beistand. Die Bürger von Strasburg wurden geschlagen, und nun zögerte der Bischof sein Wort zu halten. Rudolph, hierüber aufgebracht, trat jetzt auf die Seite der Stadt gegen den Bischof. Die Bürger von Strasburg wählten ihn zu ihrem Schirmvogte. Mit ihnen vereinigt schlug er die Truppen des Bischofs überall, und nahm dem Priester mehrere Städte weg. Dieser starb vor Gram. Ein neuer Bischof wurde gewählt, und Rudolph, der seinen Vortheil niemals aus den Augen verlohr, opferte jetzt das Interesse der Bürger von Strasburg seinem eigenen auf. Er gab dem neugewählten Bischofe die er-

oberten Städte zurück, wogegen er die Schenkungs-Urkunde erhielt, und, da sein Oheim, der Graf von Kyburg, um eben diese Zeit starb, die beträchtlichen Ländereien desselben in Besitz nahm.

Kaum war dieser Krieg im Elsaße geendigt, als schon Rudolph Gelegenheit fand, oder suchte, sich neue Lorbeern zu erwerben. Die Stadt Zürich hatte, um sich vor der herrschenden Anarchie zu schützen, den Herrn von Regensberg zu ihrem Schirmvogte gewählt. Regensberg schlug das Anerbieten aus, und gab die stolze Antwort: „Wofern Zürich sich mir unbedingt unterwirft, so will ich sie als mein Eigenthum schützen; „wo nicht, so will ich sie selbst unterwerfen.“ Nun wählten die Zürcher Rudolph zu ihrem Schirmvogte. Darüber gerieth Rudolph in eine Fehde mit dem Herrn von Regensberg. In diesen kleinen Kriegen jenes rohen Zeitalters behielt weniger Kraft, als List die Oberhand. Der verschmitzteste war der Mächtigste. Mit einer weit geringeren Macht demüthigte Rudolph den stolzen Herrn von Regensberg, dem er an List und Gewandtheit weit überlegen war. Der Herr von Regensberg, vormals zu übermüthig, die ihm angebotne Schirm-

herrschaft zu Zürich anzunehmen, sah sich genöthigt, um Erlaubniß zu bitten, den Ueberrest seines Lebens innerhalb der Mauern dieser, vorher von ihm verschmähten, Stadt zubringen zu dürfen.

Bei einem öffentlichen Freudenfeste, welches zu Basel gefeiert wurde, begab sich der Adel aus der ganzen benachbarten Gegend dahin, und belustigte sich mit Turniren und mit ritterlichen Spielen. Der Wein erhitzte die Köpfe, und die edeln Ritter nahmen sich mit den Weibern und Töchtern der Bürger von Basel unanständige Freiheiten heraus. Die schönen Baselerinnen waren nicht spröde; sie erwiederten Liebkosung mit Liebkosung. Graf Rudolph von Habsburg, ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, that auch was seine Ritter thaten. Die eifersüchtigen Bürger von Basel waren zwar höchst aufgebracht, sie wagten es aber nicht, sich zu rächen, so lange sich Rudolph innerhalb der Mauern ihrer Stadt befand. Kaum aber hatte er sich entfernt, als sie über die Ritter herfielen, einige derselben tödeten, andere verwundeten, und die übrigen nöthigten die Stadt zu verlassen. Die beleidigten Edeln forderten Rudolph zur Rache gegen die Stadt Basel

auf, und Rudolph war auch sogleich geneigt dazu. Er war damals im Kriege mit dem Abte von St. Gallen, Berchthold von Falkenstein, begriffen, der ihn bei Wyl erwartete, um ihm ein Treffen zu liefern.

Die Abgesandten der Ritterschaft fanden Rudolph an der Spitze seiner Truppen, im Begriffe dem Abte entgegen zu ziehen. Sobald er hörte, was zu Basel vorgefallen wäre, sprach er: „Wer „zwei Kriege zu gleicher Zeit zu führen hat, der „muß den einen gütlich beilegen, und den andern „männlich ausführen.“ Mit diesen Worten befahl er sein Pferd zu satteln, und ritt, in Gesellschaft dreier vertrauter Freunde, nach Wyl. Als er daselbst ankam, war es schon finster, und der Abt von St. Gallen saß eben bei Tische. Rudolph ließ sich melden. Unbegreiflich schien es dem Abte, daß sein Feind, mit dem er Krieg führte, sich selbst unbewaffnet in seine Hände überliefern sollte. Rudolph trat in den Speisesaal, setzte sich neben den erstaunten Abt, und sprach: „Herr Abt von St. Gallen, ich komme hieher um „Frieden zu machen und uns zu versöhnen. Wir

„beide wollen gemeinschaftlich geschworne Räthe „wählen, und diese sollen unseren Streit entscheiden; „zwischen dem Abte von St. Gallen und dem Gra„fen von Habsburg soll kein Krieg sein.“ r) Der Abt, welcher sich von seinem Erstaunen noch nicht erholt hatte, war nicht vermögend, auf diese Worte, die Rudolph mit der ihm eigenen Ueberredungskunst sprach, zu antworten. Nun fuhr Rudolph fort: „Herr Abt von St. Gallen. Das „Ansehen des Adels fällt täglich mehr; täglich wer„den die Bürgerschaften trotziger, frecher und un„verschämter. Wir müssen diesen übermüthigen „Pöbel züchtigen. Die Fehde mit Basel ist nicht „mein allein; sie ist des ganzen Adels: darum zie„het Ihr mit mir in diesen Krieg.“ — Der Abt ließ sich um so viel leichter dazu bewegen, weil ihm der Bischof von Basel vor kurzem einige Fässer Wein hatte wegnehmen lassen. Rudolph und der Abt machten nicht nur Friede, sondern Rudolph verstand sogar die Kunst, den Abt aus einem Feinde in einen Bundesgenossen zu verwandeln. Beide zogen gemeinschaftlich gegen Basel, und Ru-

---

r) Tschudi.

dolph rächte blutig die seinen Rittern angethane Schmach.

Auf eine solche Weise verband Rudolph, mit großer persönlicher Tapferkeit, mit List, Gewandtheit und mit einer schlauen Politik, die seltene Kunst, die Umstände zu benutzen, und sich alle drei Stände, welche damals mit einander in unaufhörlichem Kampfe begriffen waren, zu Freunden zu machen. Rudolph von Habsburg nahm keine entschiedene Parthei weder für den einen noch für den andern Stand. Wer ihn um Hülfe anrief, dem half er, sobald er seinen eigenen Vortheil dabei fand; das heißt, sobald Ruhm, Ehre oder Vermögen, dabei zu erwerben stand. Bald vertheidigte er die Städte gegen den Adel, wie die Stadt Zürich gegen den Herrn von Regensberg; bald die Städte gegen die geistlichen Fürsten, wie die Stadt Strasburg gegen ihren Bischof; bald den Adel gegen die Städte, wie zu Basel; bald die Geistlichen gegen die Städte, wie einst zu Strasburg. Rudolphs Ehrgeiz war unbegränzt, und es ist zweifelhaft, ob er nicht schon damals weit aussehende Plane auf den Kaiserlichen Thron gemacht habe. Nichts war groß genug für Ru-

dolph, um nicht darnach zu streben; nichts klein genug, um es zu verachten. Mit dem Geiste des Zeitalters genau bekannt, stellte er sich fromm und andächtig, um sich die Geistlichen zu Freunden zu machen. Dem Erzbischofe Werner von Maynz gab er einst das Geleit von Strasburg bis über die Alpen. Ein andermal begegnete er einem Priester, welcher mit der Hostie durch ein sumpfiges Feld gieng. Rudolph stieg vom Pferde, und bot dasselbe dem Priester an. Als nachher der Priester das Pferd zurück geben wollte, weigerte sich Rudolph es anzunehmen, unter dem Vorwande: es gezieme ihm nicht auf einem Pferde zu reiten, welches seinen Herr Gott getragen habe. s) Dieser Priester wurde bald nachher Kaplan des Kurfürsten zu Mainz, und lobte diesem, bei einer Kaiserwahl so viel geltenden, Prälaten Rudolphs Frömmigkeit, wie Rudolph voraus gesehen und berechnet hatte.

Rudolphs unbegränzter Ehrgeitz wurde unterstützt durch ein seltenes Glück, welches alle seine

---

s) Kriegen Chron. manuscript. Tschudi. Ioh. Vitodur.

Unternehmungen begleitete; er verstand aber auch in hohem Grade die große Kunst, sich seines Glückes zu seinem Vortheile zu bedienen.

Von seiner List und Schlauheit erzählen die ältern Geschichtschreiber manche einzelne Züge, aus denen wir einige herausheben wollen, welche sowohl die Art, wie damals Krieg geführt wurde, als auch den Karakter Rudolphs bezeichnen. *t*)

Einst zog er vor die Burg Balderen bei Zürich. In einiger Entfernung von der Burg ließ er im Gebüsche dreißig Fußknechte sich verstecken; näherte sich mit seinen Reisigen der Burg; forderte die Besatzung heraus; floh mit seiner Schaar; als jene einen Ausfall that; und ließ sich von ihr verfolgen, während die versteckten Fußknechte sich der offenen unbesetzten Burg bemächtigten, und ihm dieselbe überlieferten.

Auf ähnliche Weise setzte sich Rudolph in Besitz der, dem Herren von Regensberg zugehörigen, Festung auf dem Uetliberge. Der Herr von Regensberg hatte zwölf weiße Pferde und eben so

---

t) Meisters Rudolph von Habsburg. S. 21 ff. Müllers Geschichte der Schweiz. Bd. 1. S. 494.

viel weiße Jagdhunde. Rudolph schaffte sich eine gleiche Anzahl weißer Pferde und Hunde an, und versteckte sich mit denselben in der Nähe des Schlosses, zu einer Zeit, da er wußte, daß Regensberg mit seinen Pferden und Hunden ausgezogen wäre. Bald nachher näherte sich, auf Rudolphs Befehl, ein bewaffneter Haufe von Zürchern mit fliegenden Pannern dem Schlosse. Sobald man das Panner und den Haufen in der Ferne erblickte, eilte Rudolph mit den weißen Pferden und Hunden so schnell als möglich dem Schlosse zu. Die Zürcher eilten ihm nach, als verfolgten sie ihn. Die Wache des Schlosses, welche die weißen Pferde und Hunde erblickte, öffnete das Thor, in der Meinung, daß ihr Herr vor den Zürchern fliehe. So wurde die Festung erobert.

Bei der Verwirrung, in welcher damals das deutsche Reich sich befand, entschlossen die Kurfürsten sich endlich, einen Kaiser zu wählen. Die Nothwendigkeit einer solchen Wahl hatten sie zwar schon lange eingesehen, allein sie konnten über die Wahl selbst nicht einig werden. Der künftige Kaiser mußte nicht nur ein Mann von großer Tapferkeit und von edlem Karakter sein, sondern er

sollte auch dabei nicht zu viel Macht durch eigene Güther besitzen, damit es ihm nicht etwa einfiele, die Deutschen Fürsten zu demüthigen, und das Ansehen der alten Kaiser wieder herzustellen. Die Fürsten verlangten einen Mann zum Kaiser, der schwächer wäre, als sie selbst, vor dem sie sich nicht zu fürchten brauchten, der sich aber vor ihnen fürchten müßte: sie wollten, mit Einem Worte, wie ein alter Schriftsteller sich ausdrückt, kein wirkliches, sondern nur ein gemahltes Haupt. *u*) Bei eben diesem Schriftsteller findet man ein geheimes Schreiben des Bischofs Bruno von Ollmütz an den Papst Gregor den Zehenten, worin der Bischof die damalige Lage von Deutschland schildert. Der Bischof schreibt: die geistlichen sowohl, als die weltlichen Fürsten Deutschlands, fürchteten sich vor der Gewalt eines Kaisers; sie wollten zwar durch die Güte des heiligen Geistes einen gütigen Kaiser, durch die eingebohrne Weisheit Gottes des Vaters einen weisen Kaiser, allein sie verleugneten gleichsam die dritte Person der Gottheit, nemlich die Macht;

---

u) Raynald. ad ann. 1273.

sie wollten keinen mächtigen Kaiser, da doch Wollen und Wissen ohne Können wenig nütze, und nichts ersprießlicher sei, als die Macht eines Einzigen, gesetzt auch, daß dieselbe zuweilen ein wenig ausarte. x)

Dem Papste war, aus mancherlei Gründen, daran gelegen, daß der Kaiser = Thron endlich wieder besetzt werde. Im Jahre 1273 erließ er ein Breve an die sieben Deutschen Kurfürsten, worin er erklärte: wofern sie nicht noch in dem laufenden Jahre einen Kaiser wählten, so würde er selbst einen wählen, und den Sitz des Abendländischen Reiches nach Italien verlegen. Nun versammelten sich die Kurfürsten zu Frankfurt am Mayn. Mehrere Kandidaten zur Kaiserwürde wurden vorgeschlagen, und die Wahl war zweifelhaft, als der Kurfürst von Maynz, Werner von Falkenstein (eben der, dem Rudolph das Geleit bis über die Alpen gegeben hatte) auftrat, und Rudolph von Habsburg vorschlug. Auch der Burggraf von Nürnberg Friederich empfahl Rudolph den Deutschen Fürsten so sehr,

---

x) Ebendaselbst.

daß sie ihn einmüthig zum Kaiser wählten. Nur Ottokar, der König von Böhmen, war dagegen. Dieser hatte drei Jahr vorher die ihm angebotne Kaiserkrone ausgeschlagen; jetzt aber war er anderen Sinnes geworden, und verlangte nunmehr, auf Zureden seiner Gemahlinn, die gerne Kaiserinn sein wollte, die Kaiserkrone für sich: allein die Deutschen Fürsten waren weit entfernt, einen so mächtigen König zum Kaiser über sich zu ernennen; Ottokars Widerspruch blieb ohne Wirkung, und Rudolph wurde einstimmig zum Kaiser ernannt. Andere Schriftsteller behaupten: Ottokars Gesandten seyen gar nicht von den Kurfürsten zur Wahl gelassen, sondern dagegen Bayern als ein Kurfürstenthum anerkant worden. y)

Rudolph war damals mit dem Bischofe von Basel in einem Kriege begriffen, und befand sich in seinem Lager vor dieser Stadt, als Heinrich von Pappenheim ankam, und ihm die beinahe unglaubliche Nachricht brachte, daß er zum Kai-

---

y) Schmidts Geschichte der Deutschen. Dritter Theil. S. 340. Aus dem Schreiben des Papstes an den Erzbischof von Salzburg (bei Raynald. ann. 1274. n. 56) scheint jedoch dieses nicht zu erhellen.

ser gewählt wäre. Bald nachher langte der Graf von Hohenzollern und Burggraf von Nürnberg Friederich mit dem Kurfürstlichen Diplome an. Sonderbar und unbegreiflich waltet das Verhängniß über die Begebenheiten und Schicksale einzelner Menschen und ganzer Staaten. Ein Burggraf von Nürnberg, einer der Stammväter des Königlich Preußischen Hauses, betrieb am eifrigsten die Erhebung des Stammvaters des Hauses Oesterreich zum Kaiserthrone: das Haus Oesterreich hatte den Anfang seiner Größe eben dem Hause zu danken, aus welchem nachher sein bitterster und unversöhnlichster Feind, Friederich der Einzige, entsprang!

Als die frohe Nachricht in Rudolphs Lager ankam, brach das ganze Heer in ein lautes Freudengeschrei aus. Das Jauchzen der tapferen Krieger wurde in der belagerten Stadt vernehmlich gehört, aber unbegreiflich war den Einwohnern die Ursache desselben. Ueber ihre Siege hatten Rudolphs Gefährten eben nicht Ursache zu jubeln; denn der Bischof hatte sich bisher sehr gut vertheidigt, und war eben im Begriffe, Rudolph zurück zu schlagen. Endlich kam die Nachricht in die Stadt, Rudolph sei Kaiser. Da rief der Bischof überlaut aus:

„nun wünsche ich, himmlischer Vater, daß dieser „Landstreicher es sich niemals einfallen lassen möge „auf deinen Thron zu steigen, sonst würde wahr„scheinlich seine Allverwegenheit über deine All„macht siegen!“ z) Aus dieser Rede des Bischofs erhellt, wie verhaßt damals Rudolph, wegen seiner vielen Fehden, in denjenigen Gegenden war, die seinen Thaten zum Schauplatze dienten.

Der Bischof ergriff das Kruzifix, gieng an der Spitze seiner Geistlichen dem neuen Kaiser entgegen, und bat um Frieden. Rudolph empfieng ihn freundlich und zuvorkommend. Statt daß er, in den vorigen Kriegen mit Basel, die Stadt gebrandschatzt und die Vorstädte verbrannt hatte, machte er jetzt Friede unter den billigsten Bedingungen. Er hob die Belagerung auf, stellte in der Stadt, welche durch innere Unruhe in Verwirrung gerathen war, die Ruhe wieder her, und schenkte derselben neue Vorrechte und Freiheiten. Rudolphs Freunde wunderten sich darüber, daß er, der vorher so heftig gewesen, nun auf einmal, seitdem er Kaiser war, so sanftmüthig geworden wäre.

---

z) Révolutions de la haute Allemagne.

V. Füninger del. Cl. Kohl sc. Vienna 1793.

Kaiser Rudolphs Gegenwart des Geistes.

Rudolph aber, ein wahrhaft großer Mann, und daher eben so wenig im Glücke übermüthig, als im Unglücke verzagt, gab ihnen zur Antwort: „oft „habe ich in meiner auffahrenden Hitze gethan, „was mich nachher gereute, aber niemals noch ha„be ich bereut, was ich in Sanftmuth that.“

Nach aufgehobner Belagerung zog Rudolph den Rhein hinunter nach Frankfurt, und von da, in Begleitung der Kurfürsten und Fürsten, nach Aachen, wo er, unter lautem Frohlocken, zum Kaiser gekrönt ward. Bei der Krönung sollte der Kaiser, wie seine Vorgänger, auf das Zepter Karls des Großen schwören: allein dieses Zepter fand sich nicht; es war während den Zeiten der allgemeinen Verwirrung und Anarchie verlohren gegangen. Mehrere anwesende Fürsten erklärten: sie könnten die Wahl nicht für gültig erkennen, und Rudolph die Huldigung nicht leisten, auch keine Lehen annehmen, wofern nicht das verlohrne Zepter herbei geschafft würde. Mit großer Gegenwart des Geistes zog sich Rudolph aus dieser Verlegenheit, indem er ein Kruzifix ergriff, dasselbe in die Höhe hob, und dabei ausrief: „hier, hier ist mein Ze„pter!“ Auf diese Weise endigte er den Streit der

Fürsten, die unter sich darüber uneinig waren, ob der Kaiser ohne Zepter Lehen ertheilen könne, oder nicht: er ertheilte die Lehen mit dem Kruzifix.

Die Kurfürsten scheinen mit ihrer getroffenen Kaiserwahl sehr zufrieden gewesen zu sein. Der Kurfürst von Kölln schrieb an den Papst: „Rudolph sei rechtgläubig, verehre die Kirchen, „liebe die Gerechtigkeit, sei klug und fromm, sei „mächtig, sowohl durch seine eigenen Kräfte, als „durch seine Verwandtschaft mit vielen Mächtigen, „er sei bei Gott beliebt, habe eine angenehme Ge„sichtsbildung und einen abgehärteten Körper, auch „sei er glücklich im Kriege gegen die Treulosen.“ *a*)

Nun hatte Deutschland einen Kaiser, wie seit langer Zeit keiner gewesen war. Dieser Kaiser war im eigentlichen Sinne ein Deutscher. Er hatte nicht, wie seine Vorfahren, Besitzungen in Italien, die ihn genöthigt hätten, sein Vaterland zu verlassen, um die Ruhe und das Glück desselben dem Besitze fremder Länder aufzuopfern. Auch zeigte sich Rudolph der erhabenen Stelle, zu welcher er so unerwartet gelangte, in jeder Rück-

---

a) Man findet dieses Schreiben beim Herrgott.

ſicht würdig. Er blieb ſich ſelbſt gleich; er wurde nicht übermüthig; ſeine Sanftmuth und Herablaſſung war vielmehr noch gröſſer als vorher. Gleichzeitige Schriftſteller haben mehrere Züge dieſer Art uns aufgezeichnet. Er ſchrieb an die Zöllner, bald nach ſeiner Erhebung zur Kaiſerwürde: „Das „Geſchrei der Armen iſt vor meine Ohren gekom„men; ich höre, daß Ihr die Reiſenden zu Abga„ben zwingt, die ſie nicht bezahlen ſollen, daß Ihr „denſelben Laſten auflegt, die ſie nicht ertragen „können. Haltet Eure Hände zurück von dem un„gerechten Gute, und nehmet was Euch zukommt; „denn Ihr ſollt wiſſen, daß ich mit aller meiner „Macht mich beſtreben werde, Frieden und Recht „zu handhaben, welche unter allen Gaben des „Himmels die köſtlichſten ſind.“ *b*) Als die wachthabenden Kriegsleute einen armen Mann verhinderten vor den König zu kommen, gab er ihnen einen Verweis, und ſagte: „bin ich denn König, „um eingeſchloſſen zu leben.“ *c*) In einem Dorfe unweit Baſel ſtieg er bei einem reichen Gerber ab,

---

b) Cod. Rudolph. S. 51.

c) Müllers Geſchichte der Schweiz. Bd. 1. S. 504.

ließ sich von demselben bewirthen, und brachte mehrere Stunden mit ihm zu. Ein andermal kam er verkleidet zu einem Becker, und scherzte mit der Frau, die er allein zu Hause antraf. Sie bat ihn wegzugehen, aber er gieng nicht: da wurde sie böse, schimpfte auf ihn, und goß endlich Wasser auf ein im Zimmer stehendes Becken mit glühenden Kohlen, so daß der verkleidete Kaiser durch Rauch und Dampf zum Hause hinausgetrieben wurde. Rudolph lachte darüber, und rächte sich dadurch, daß er sich als Kaiser zu erkenen gab. *d*)

Wegen dieser herablassenden Freundlichkeit und Leutseligkeit wurde Rudolph allgemein geliebt, und ganz Deutschland freute sich darüber, daß die Krone Karls des Großen einem so edeln und verdienstvollen Manne zu Theil geworden wäre.

Sobald Rudolph die Kaiserwürde erhielt, war es sein wichtigstes Geschäft, sich den Papst zum Freunde zu machen. Er hatte in seiner Jugend, als er sich an dem Hofe Friederichs des Zweiten aufhielt, hinlänglich gesehen, wie sehr die

---

d) Lipsius in monit. Dornav. Meister. Annal. Colmar.

Feindschaft des Papstes einem Kaiser das Leben unangenehm zu machen im Stande sei; nichts war ihm daher angelegener, als mit dem Papst gut zu stehen, und sich von ihm als Kaiser anerkennen zu lassen. Er sah vorher, daß diese Anerkennung Schwierigkeit finden würde; denn der König Alfonsus von Kastilien, welcher, während des Zwischenreiches, von einigen Kurfürsten zum Kaiser war gewählt worden, würde, das sah man voraus, jetzt mit seinen Ansprüchen hervortreten. Daß er an dem Römischen Hofe eine große Parthei für sich haben werde, schien um so viel wahrscheinlicher, da es hinlänglich bekannt war, daß Alfonsus kein Geld spare, um seine Zwecke zu erreichen, indem man wußte, was für außerordentlich große Summen er nach Deutschland geschickt hatte, um sich bei der Kaiserwahl die damals feilen Stimmen der Kurfürsten zu erkaufen. *e*)

Die Gesandten Rudolphs kamen zum Papste Gregor dem Zehenten nach Lyon, woselbst dieser Papst gerade damals beschäftigt war, eine

---

e) Man sehe Butkens trophées du Duché de Braban T. 1. Preuves S. 95.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Kirchenversammlung zu halten. Gregor schien nicht ungeneigt, Rudolphs Verlangen zu entsprechen. Alfonsus erhielt durch seine Gesandten davon Nachricht und beschwerte sich bei dem Papste. Dieser aber antwortete: „unzählige Bedürf„nisse der Welt, vorzüglich aber des Deutschen „Reiches und des heiligen Landes, erforderten, daß „das Geschäft der Kaiserwahl endlich einmal zu „Ende gebracht würde; die ganze Kirchenversamm„lung hätte, gleichsam mit Einer Stimme, diesen „ihren Wunsch zu erkennen gegeben; und die öffent„liche Meinung, welche weder des Papstes noch „der Römischen Kirche schonte, auch gegen beide „nicht nur gemurrt, sondern laut geschrien hätte, „machte es zu gefährlich, die Anerkennung des Kai„sers noch länger aufzuschieben.“ *f*)

Die Bedingungen, welche der Papst den Gesandten Rudolphs vorlegte, ehe er diesen als Kaiser anerkennen wollte, waren außerordentlich hart. Rudolph sollte auf die Verlassenschaft der verstorbenen Bischöfe Verzicht thun; er sollte die gänzliche

---

f) Raynald ad ann. 1274. n. 51. Schmidts Geschichte. Bd. 3. S. 250.

Wahlfreiheit der Domkapitel bestätigen; er sollte die Appellationen nach Rom gestatten; die, von dem Papste geschehene, Einziehung der Mark Ancona und des Herzogthums Spoleto gut heissen; die Güter der Römischen Kirche, und die Güter der Vasallen derselben, weder im ganzen noch einzeln angreifen, und auch nicht zugeben, daß ein anderer dieselben angreife; die Inhaber dieser Güter selbst dann nicht annehmen, wenn sie sich freiwillig dem Kaiser und Reich unterwerfen wollten; kein Amt, oder Würde, weder im Kirchenstaat überhaupt, noch zu Rom besonders, ohne Erlaubniß des Papstes, unter irgend einem Vorwande bekleiden; und dem Papste gegen einen Jeden beistehen, der die Güter der Römischen Kirche anzugreifen sich unterstehen möchte: ferner sollte Rudolph dem Könige Karl von Sicilien und dessen Erben nichts zu Leid thun; denjenigen, die zu Feindseligkeiten gegen den König Karl geneigt sein möchten, weder mit Rath noch That, weder öffentlich noch heimlich beistehen; das Königreich Sicilien, welches König Karl von dem Papste zu Lehen trage, nicht anfallen; sich dasselbe weder ganz, noch zum Theil zueignen; diejenigen, welche dem

Könige Karl gegen den Kaiser Friederich den Zweiten und dessen Nachkommen beigestanden, auf keinerlei Weise verfolgen, sondern vielmehr sich ihnen günstig bezeigen; auch seinen eigenen Vasallen, falls sie gegen den Einen oder andern dieser Punkte handeln würden, Einhalt thun. Endlich sollte sich auch Rudolph anheischig machen, die weltlichen Deutschen Fürsten schwören zu lassen, wie sie sich aus allen Kräften dahin verwenden wollten, daß Rudolph alle obigen Punkte getreu erfülle, und wie sie ihm keinen Beistand leisten wollten, wenn er jemals einen der versprochenen Punkte nicht zu halten sich einfallen lassen könnte. g)

Rudolphs Gesandte, der Propst Otto von St. Guido in Speier und der Burggraf Friederich von Nürnberg, machten nicht die mindesten Einwendungen gegen die Forderungen des Papstes. Sie unterzeichneten alles, um nur die Anerkennung des Papstes, an welcher ihnen so viel gelegen war, recht bald zu erhalten. Gregor der Zehente war aber ein viel zu unredlicher Mann, als daß

---

g) Man sehe Schmidts Geschichte der Deutschen. Bd. 3. S. 351. 352.

er sein Versprechen hätte halten sollen. Sobald er sah, daß Rudolphs Gesandte alles bewilligten, was er von ihnen verlangt hatte, machte er neue Forderungen, und verschob die Anerkennung des Kaisers immer weiter hinaus. Wahrscheinlich unterhandelte er während dieser Zeit mit dem Könige Alfonsus von Kastilien. Endlich, nach einem langen Aufschube, schrieb der Papst an Rudolph: er hätte zwar nicht ohne Ursache bis jetzt noch angestanden ihm den königlichen Titel zu ertheilen, doch ernennte er ihn jetzt, nachdem er die Sache mit seinen Kardinälen wohl überlegt, zum Römischen König. *h*) „Rudolph hatte keineswe„ges verlangt," sagt ein berühmter Geschichtschreiber, *i*) „daß ihm der Papst den Titel eines Rö„mischen Königs erst ertheilen, und ihn dazu „ernennen solle, sondern vermöge seiner Wahl „und Aachner Krönung schon sich berechtigt gehal„ten, denselben, so wie seine Vorfahren, zu füh„ren. Am wenigsten dachte man in Deutschland „daran, daß etwas Neues von Seiten des Römi-

---

h) Raynald ad ann. 1274. No. 55.

i) Schmidts Geschichte der Deutschen. Bd. 3. S. 354.

„schen Hofes dadurch wolle gesucht werden, wie es „sich in den folgenden Zeiten gezeigt.“

Ungeachtet jetzt Rudolph vom Papste als Römischer König anerkannt war, unterhielt dennoch der Papst noch immer eine genaue Freundschaft mit dem Könige Alfonsus von Kastilien. Ja er hatte sogar mit ihm zu Beaucairé eine Zusammenkunft und Unterredung. Was er dem Könige bei dieser Unterredung versprach, um ihn wegen des verlohrnen Kaiserthums zu beruhigen, ist nicht bekannt geworden, doch reiste Alfonsus sehr vergnügt von Beaucaire wieder nach Hause, wo er, so wie vorher, sich den Titel eines Kaisers, oder Römischen Königs, beilegte. Die Ausführung der Plane, die er mit dem Papste verabredet hatte, wurde durch einen Krieg verhindert, den er, bald nach seiner Rückkunft nach Spanien, mit den Mauren und Arabern zu führen sich genöthigt sah.

Rudolph hatte ebenfalls eine persönliche Zusammenkunft und Unterredung mit dem Papste zu Lausanne. Hier bestätigte er was seine Gesandten vorher in seinem Nahmen versprochen hatten, und beschwor alle Punkte in die Hände des Papstes. Als Kaiser wurde er jetzt von dem Papste

anerkannt. Gregor drang in ihn, daß er einen Kreuzzug nach Palästina unternehmen möchte, ja er machte dieses zur einzigen Bedingung, unter welcher er Rudolphs Krönung bewilligen würde. Rudolph war auch zu diesem Zuge sogleich bereit, wenigstens stellte er sich, als ob er es wäre. Er schrieb sogar an den Papst: „ich bin um soviel „mehr geneigt zu einem Kreuzzuge nach dem heili„gen Lande, da mir unaufhörlich die Gebeine mei„nes Vaters im Sinne liegen, welche in Palästina „ruhen, und welche auf einem, zu Ehren des Ge„kreuzigten unternommenen, Zuge, so weit entfernt „von dem Grabe ihrer Väter, der Erde sind anver„traut worden.“ *k*) Wahrscheinlich war es dem Kaiser nicht Ernst, als er dieses versprach; wenigstens hat er niemals die mindeste Anstalt gemacht, dieses Versprechen zu erfüllen. Rudolph war über die Vorurtheile seines Zeitalters wenigstens zum Theil hinweg: er hatte die Residenzstadt des Oberhaupts der Kirche, das üppige Rom, zu genau und zu lange in der Nähe gesehen, als daß sein aufgeklärter und scharfblickender Geist nicht den

---

k) Rudolph epist. XII. ap. Cenni T. 2.

wahren Werth der geistlichen Possenspiele hätte einsehen sollen; als daß er nicht hätte einsehen sollen, wie er in Europa alles verlieren würde, wofern er sich entschlösse, nach Asien zu ziehen. Es lag aber dem Papste soviel daran, den Kaiser auf einen Kreuzzug nach Palästina zu senden, um alsdann in Europa freie Hände zu haben; er hatte so oft erklärt, ein Kreuzzug müßte während seiner Regierung schlechterdings geschehen, daß er wahrscheinlich den Kaiser Rudolph würde gezwungen haben, das gethane Versprechen zu erfüllen, wenn er nicht auf seiner Rückreise nach Rom zu Arezzo gestorben wäre. Nach dem Tode des Papstes hielt sich Rudolph seines Versprechens für entledigt.

Der so unvermuthete Tod des Papstes verhinderte auch die Krönung Rudolphs zu Rom. Die Nachfolger Gregors ersuchten selbst den Kaiser, sich zu Rom nicht krönen zu lassen, weil sie befürchteten, daß diese Krönung zu Streitigkeiten mit dem Könige Karl von Sizilien Gelegenheit geben, und Italien in einen neuen Krieg verwickeln möchte. *l*)

---

l) Schmidts Geschichte. B. 3. S. 378.

Recht ernstlich ließ sich Rudolph es jetzt angelegen sein, Deutschland zu beruhigen. Bald nach seiner Krönung zu Aachen schrieb er an alle Vasallen: „wie er nunmehr, mit Gottes Hülfe, dem „schon seit langer Zeit zu Grunde gerichteten gemeinen Wesen den Frieden verschaffen, und die bis „dahin Unterdrückten in Schutz zu nehmen gedenke, „wozu er sich die Mitwirkung der Stände verspreche.“ *m*) Redlich hat Rudolph Wort gehalten. Seine ganze achtzehnjährige, für Deutschland so wohlthätige, Regierung war ein Commentar dieser Worte. Er brachte wieder Ordnung in die ungeheure Verwirrung, in welcher sich damals Deutschland befand; er führte Gerechtigkeit und Frieden in einem Lande wieder ein, aus welchem sie seit einer ganzen Generation verbannt gewesen waren. Er reisete selbst in Deutschland herum, und war in Herstellung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit äußerst thätig.

Als Deutscher Kaiser war Rudolph in ganz Deutschland anerkannt, ausgenommen von Ottokar, dem Könige von Böhmen, und von dem

---

m) Ebendas. S. 357.

Herzoge Heinrich von Niederbaiern, dem Freunde des Königs Ottokar. Hartnäckig weigerte sich Ottokar, den Kaiser Rudolph anzuerkennen, oder von demselben sich das Lehen reichen zu lassen. Als der Burggraf von Nürnberg, Friederich von Hohenzollern, dieser thätige Freund Rudolphs, im Nahmen der Stände des Reichs, den König Ottokar aufforderte, Rudolph als Kaiser anzuerkennen, rief er aus: „da sei Gott vor, daß „Euer Rudolph, der noch gestern mein Knecht „war, nunmehr heute König der Deutschen sein „sollte!“

Ein Jahr nach seiner Krönung hielt Rudolph den ersten Reichstag zu Nürnberg. Ottokar erschien nicht. Er wurde nach Augsburg beschieden. Dort erschien endlich in seinem Nahmen der Bischof Bernhard von Seccau, und dieser erklärte, in Gegenwart der anwesenden Fürsten: die Wahl Rudolphs wäre ungültig, und Ottokar würde ihn niemals als Kaiser anerkennen. Ottokar wurde hierauf von dem Reichstage in die Reichsacht erklärt, und Rudolph zog gegen ihn aus. Als Ottokar die ernsthaften Anstalten Rudolphs sah, und die Vorkehrungen, die der Kaiser

machte ihn anzugreifen, hielt er es nicht für gut, seinen Widerspruch weiter zu treiben; er sandte den Bischof Bruno von Ollmütz in Rudolphs Lager und erbot sich zu einem Vergleiche. Ein Waffenstillstand ward geschlossen, und vier Schiedsrichter wurden gewählt. Die beiden Könige hielten eine Unterredung und schlossen einen Vertrag, dessen Hauptbedingungen waren, daß Ottokar vor Rudolph fußfällig um Verzeihung bitten mußte, und daß er auf Oesterreich sowohl, als auf die übrigen, seit kurzem an sich gebrachten, Reichsländer Verzicht that. Dagegen versprach Rudolph: daß alle, gegen den König Ottokar ergangene, Achtserklärungen, Excommunikationen, Interdikte, u. s. w. aufgehoben sein sollten; daß er den König Ottokar mit Böhmen und Mähren belehnen wollte; daß die Geisseln und Gefangenen von beiden Seiten freigelassen werden sollten; daß alles, was beide Theile einander abgenommen hätten, zurück gegeben werden sollte; und daß zwischen beiden künftig ein dauerhafter und aufrichtiger Friede unterhalten werden sollte, zu dessen Befestigung des Kaisers Sohn Rudolph die Tochter Ottokars Agnes heirathen, und Ottokars Sohn

Wenzel mit der Tochter des Kaisers Gutha sich vermählen würde.

Bei dieser Zusammenkunft erschien der stolze Ottokar in einem prächtigen Anzuge und mit einem glänzenden Gefolge. Rudolph, welcher gewöhnlich sehr einfach gekleidet war, hatte dießmal, um Ottokar zu demüthigen, vorzüglich schlechte Kleider angezogen. Er sagte zu den Umstehenden: „oft schon hat Ottokar meines grauen Rockes gespottet; so mag denn dieser graue Rock seinen „Purpur beschämen!“ *n*) Wirklich beschämte der graue Rock den Purpur, als der König von Böhmen sich genöthigt sah, fußfällig um Verzeihung zu bitten.

Ottokar zog mit seiner Armee nach Prag zurück. Hier fand er seine Gemahlinn, eine stolze Dame, die ihn ganz beherrschte. Aeußerst aufgebracht darüber, daß der König sich in einen Vergleich eingelassen hatte, ohne wenigstens eine Schlacht zu liefern, empfieng sie ihren Gemahl mit folgender Anrede: „Da bist du wieder! Als „König zogst Du aus, als Knecht kommst Du zu-

---

n) Ann. Colmar. S. 42. Albert. Argentin. S. 1co.

rück! Wo, mein schöner Held, wo ist Deine Beu-
„te? wo ist Dein Siegeskranz? Deine Feigher-
„zigkeit ist Schuld, daß wir nun alle leibeigen, daß
„wir nicht besser sind, als die Lastthiere! Warum
„führtest Du einen so zahlreichen Haufen aus gegen
„Rudolph? wozu? was wolltest du damit? Nicht
„wahr, Du nahmst eine große Anzahl von Krie-
„gern mit, auf daß desto mehrere Deinen herrli-
„chen Triumph unter Rudolphs Gezelt sehen möch-
„ten? Schäme Dich Deiner Feigheit! Du, ein
„mächtiger König, willigst in eine Verschwägerung
„mit dem armseligen Grafen! Wie ein Knecht
„wirfst Du Dich vor demjenigen auf die Kniee, der
„noch vor kurzem dein eigener Knecht war! Du
„bist ein Mann mit einem Weiberherzen; hier aber
„steht vor Dir ein Weib mit einem Mannes-Her-
„zen. Ergreife Du Spindel und Rocken, und
„gieb mir das Schwerdt; ich will statt deiner Kö-
„nig sein!“ o)

---

o) Meisters Rudolph. S. 54 Herr Meister führt zwar den Schriftsteller nicht an, aus welchem er diese Unterredung genommen hat, und ich habe dieselbe in keiner mir bekannten Quelle finden können: dessen ungeachtet sind diese Vorwürfe ganz im Karakter der Königin, und Hr. Meister ist ein zu

Diese Vorwürfe seiner Gemahlinn brachten Ottokar auf. Er hielt den geschlossenen Vertrag nicht, ließ seine Tochter, welche den Kaiserlichen Prinzen Wenzel heirathen sollte, in ein Kloster sperren, und sandte gedungene Meuchelmörder aus, den Kaiser zu ermorden. Auch schrieb er an den Kaiser einen Brief, in welchen er heftige Schimpfworte einmischte.

Rudolph erfuhr zu Baden in der Schweiz, daß Ottokar sich gegen ihn zum Kriege rüste. Sogleich versammelte er seine Truppen, zog über die Donau, und lagerte sich auf dem Markfelde, woselbst bald nachher auch Ottokar mit einem weit zahlreicheren Heere ankam. Rudolph theilte seine Truppen in fünf Kolonnen, und stellte sich an die Spitze seiner Landsleute, der Schweizer. Als nun alle in Schlachtordnung standen, trat der Kaiser auf einen erhabenen Ort, und hielt eine Rede an seine Soldaten. „Freunde und Brüder," so sprach er, „heute ist der Tag des Sieges oder des „Todes. Ich, Euer König, werde mit Euch sie-

---

genauer Geschichtschreiber, als daß er sich erlauben sollte, eine solche Rede zu erdichten.

„gen oder sterben. Heute wird der Himmel die „tapferen und redlichen Deutschen an den treulosen „Böhmen rächen. Meine getreuen Zürcher habe „ich an die Spitze Eurer Reihen gestellt: diese „behaltet beständig im Auge; sie werden Euch leh„ren wie man siegen muß.“

Durch diese Anrede mit Muth erfüllt, erwarteten Rudolphs Krieger begierig das Zeichen zum Angriffe. Zwei Brüder, die Merenberger genannt, warfen sich vor dem Kaiser auf die Kniee, und versprachen, den König Ottokar mitten im Getümmel der Schlacht aufzusuchen, auch denselben mit ihren eigenen Händen umzubringen.

Ottokar munterte seinerseits ebenfalls seine Krieger durch eine Rede zum Kampfe auf; und ihm versprach ein Pohlnischer Ritter, Herbot von Füllenstein, daß er entweder den Kaiser Rudolph mit eigener Hand durchbohren, oder in der Schlacht seinen Tod suchen wolle.

Der Kampf war blutig. Von beiden Seiten wurde mit größter Hartnäckigkeit und Tapferkeit gestritten. Lange blieb der Sieg zweifelhaft. Endlich gelang es den Böhmen, einen Theil der deutschen Armee zurück zu treiben. Der Kaiserli-

che Hauptmann von Pfannenberg wurde getödtet; dadurch gerieth die Kriegsschaar, welche er angeführt hatte, in Unordnung, so daß sie die Flucht nahm. Rudolph, der mit dem Blicke eines geübten Feldherrn das Schlachtfeld übersah, bemerkte kaum die seinem Heere drohende Gefahr, als er schon an der Spitze seiner tapfern Zürcher herbei eilte und die vordringenden Böhmen mit gewohnter Tapferkeit zurück schlug. Der Ritter Füllenstein, welcher überall den Kaiser mit den Augen suchte, erblickte ihn jetzt. Wüthend schlug er sich durch die Wache, die den Kaiser umgab, drängte sich zu ihm, und durchbohrte das Pferd, auf welchem Rudolph saß. Der Kaiser fiel; er bedeckte sich aber im Fallen mit seinem Schilde, damit er nicht zertreten würde. Bald raffte Rudolph sich wieder auf und focht zu Fuß mit dem Ritter. Die getreuen Gefährten des Kaisers eilten herbei. Berchthold Kapler brachte ihm ein anderes Pferd, schlug den Pohlnischen Ritter zu Boden und nahm denselben, in Gesellschaft zweier Edlen, Walthers Barons von Ramschwag und Ulrichs von Wintersburg, gefangen. Die Böhmen wurden geschla-

V. Kininger del. A. Kohl sc. Viennæ 1795.

Kayser Rudolph vergiebt grossmüthig seinem über =
wundnen Feinde

gen, und der König Ottokar blieb, von den Merenbergern getödtet, mit achtzehn Wunden durchbohrt auf dem Schlachtfelde. *p*) Ottokar wehrte sich mit so ausgezeichnetem Muthe, daß selbst Rudolph ihm das Zeugniß gab: er hätte, auch nachdem die Seinigen bereits zerstreut gewesen wären, mit der Stärke eines Riesen, und mit bewundernswürdiger Tapferkeit sich vertheidigt.

Nach der Schlacht wurde der Ritter von Füllenstein gebunden vor den Kaiser geführt. Der Gefangene erwartete, aus dem Munde Rudolphs sein Todesurtheil zu vernehmen. Rudolph sah ihn eine Zeit lang stillschweigend an, und entließ ihn mit den Worten: „da sei Gott vor, daß ich „die Christenheit eines so tapferen Ritters beraube. „Meine Wundärzte sollen seine Wunden heilen; „dann mag er gehen wohin er will.“ — So großmüthig vergab der Held seinen überwundenen Feinden!

Rudolph wurde nach diesem glorreichen Siege von ganz Deutschland als Kaiser anerkannt; und nunmehr suchte er sein Ansehen zu befestigen, und

---

p) Lazius commentar. in Geneal. Austriac. Meister.

sein Haus durch Heirathen mächtig zu machen. Drei von seinen Töchtern verheirathete er an Kurfürsten, und die drei andern an Könige. Auch ließ er zu Augsburg von den Reichsfürsten seinen ältesten Sohn Albrecht mit dem Erzherzogthume Oesterreich, und seinen zweiten Sohn Rudolph mit dem Herzogthume Schwaben belehnen.

Jezt machte es sich Rudolph zu seinem vorzüglichsten Geschäft, in Deutschland die öffentliche Ruhe und Sicherheit herzustellen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg ward die Verabredung getroffen, daß die Raubschlösser der Adelichen überall zerstört und geschleift, daß Wege und Landstrassen gesichert, und daß Ruhe in ganz Deutschland sein sollte. Bald nachher wurde zu Nürnberg ein Landfrieden auf fünf Jahre beschworen. Fürsten und Stände mußten schwören: daß keiner gegen den andern Gewalt brauchen wolle; daß, wenn Einer einen Anspruch an Jemand zu haben glaube, er denselben bloß durch rechtliche und gütliche Mittel wolle suchen geltend zu machen; daß auch alle diejenigen, die in dem Landfrieden begriffen wären, sich dem Uebertreter desselben widersetzen, und dem

Angegriffenen beistehen wollten. q) Zu Maynz ließ Rudolph von den Fürsten und Ständen des Reichs den Landfrieden des Kaisers Friederichs des Zweiten auf fünf Jahr erneuern. Auch in den folgenden Jahren ward mehrmals der Landfrieden aufs Neue beschworen. Beinahe zweihundert adeliche Raubnester wurden in Deutschland geschleift. Der Kaiser reisete beständig im Reiche umher, um überall Recht und Gerechtigkeit selbst zu verwalten.

Die Schwäbischen Edelleute waren unzufrieden darüber, daß ihnen Rudolph das Rauben und Plündern, bisher ihre einzige Beschäftigung, nicht länger gestatten wollte. Funfzehen Grafen, der Graf Eberhard von Würtemberg an ihrer Spitze, verbanden sich mit einander gegen den Kaiser, und beschlossen: ferner, so wie bisher, ihre Gewaltthätigkeiten fortzusetzen. Rudolph zog gegen diese Verbündeten zu Felde. Der Graf Eberhard von Würtemberg machte ihm vorzüglich viel zu schaffen. Vergeblich gab sich Rudolph Mühe, diesen wilden Grafen, dessen Leib-

---

q) Schmidts Geschichte Bd. 3. S. 383.

spruch war: Gottes Freund, und aller Welt Feind, zu zähmen, und denselben sittsam, menschlich und vernünftig zu machen. Durch Gewalt konnte er ihn zwar bisweilen eine Zeit lang im Zaume halten, aber die räuberische Gemüthsart des Grafen erhielt bald wieder die Oberhand. Rudolph entschloß sich, diesen verwilderten Menschen außer Stand zu setzen, der Gesellschaft ferner schädlich zu sein. Er zerstörte dem Grafen viele von seinen Raubnestern, und belagerte ihn endlich in seiner Hauptstadt Stuttgard, welche Belagerung er so lange fortsetzte, bis der Graf Eberhard sich auf Gnade und Ungnade ergab. Die Mauern der Stadt wurden niedergerissen und alle Festungswerke derselben zerstört; der Graf aber mußte versprechen, innerhalb zweier Jahre Niemand feindlich anzufallen. Dieß zu halten war dem Grafen, der des Straßenraubes von Jugend auf gewohnt war, unmöglich: er fieng bald wieder seine vorige Lebensart an.

Ueberhaupt verfuhr Rudolph mit allen, die den Landfrieden brachen, äußerst strenge. Einst verurtheilte er zu Ilmenau selbst neun und

zwanzig gefangene adeliche Straßenräuber, und ließ sie hinrichten.

Gegen St. Gallen behielt Rudolph lebenslänglich einen heimlichen Groll, den er bei jeder Gelegenheit zeigte. Die Macht und der Reichthum dieses Stiftes erweckten seinen Neid, und waren ihm um so mehr verhaßt, da der Abt von St. Gallen, wegen einiger Ländereien, die Rudolph als Graf von Kyburg besaß, sein Lehensherr war. Der Abt von St. Gallen, Berchthold von Falkenstein, war im Jahre 1271 gestorben. Er hatte, wie oben erzählt worden ist, gemeinschaftlich mit Rudolph gegen Basel gestritten, und war, wie der Papst von ihm urtheilte, ein besserer Fürst als Abt. r) St. Gallen wurde sehr gedrückt unter seiner Regierung, und den Bürgern der Stadt war er so verhaßt, daß sich lange Niemand fand, der seinen Leichnam zur Erde bestatten wollte. Arme Leute schleppten denselben die Treppe hinab, und man opferte kein Geld zu Seelmessen für ihn. Berchtholds Nachfolger, den

---

r) Küchenmeister gesta monasterii Sanct. Gall.

Abt Ulrich von Güttingen, berief Rudolph an seinen Hof, und verleitete diesen Verschwender zu so großen Ausgaben, daß er nicht nur den ganzen Schatz des Stifts St. Gallen ausleerte, sondern noch überdieß, zur Bezahlung seiner Schulden, die, zu St. Gallen gehörigen, Herrschaften Grüningen und Ittingen verkaufen mußte. Abt Ulrich starb bald nachher. Auf ihn folgte Rumbold von Ramstein, ein schwacher und furchtsamer Fürst. Nicht nur gab er freiwillig, was man von ihm forderte, sondern er wehrte sich auch nicht, wenn ihm Länder und Herrschaften mit Gewalt weggenommen wurden. Rudolph befolgte auch unter der Regierung dieses Abtes, unverrückt seinen Plan, der darin bestand, das Stift St. Gallen allmählig seines Reichthums und seiner Macht zu berauben. Er nöthigte den Abt Rumbold, Walthern von Ramschwag, welcher, wie oben bemerkt worden ist, in der Schlacht gegen Ottokar dem Kaiser das Leben gerettet hatte, zum Kastvogt der Abtei anzunehmen. Dieses Amt verwaltete Ramschwag auf eine sehr drückende Weise. Was der Abt seinen Unterthanen noch übrig ließ, dessen beraubte sie der Kastvogt. Einst

nahm dieser Kastvogt den Bürgern der Stadt St. Gallen alle Leinwand weg, welche auf den Bleichen um die Stadt ausgebreitet lag. Sie klagten es zwar dem Abte, allein dieser wagte es nicht, den Vogt des Kaisers wegen dieser Gewaltthätigkeit zur Rede zu stellen; furchtsam schwieg er stille. Nach dem Tode des Abts Rumbold wurde Wilhelm von Montfort gewählt. Jetzt war das Land St. Gallen verwüstet, entvölkert, und stark verschuldet. Dennoch verfuhr Rudolph mit diesem Abte noch gewaltthätiger, als mit dessen Vorfahren. Als er sich von dem Kaiser zu Augsburg belehnen ließ, verlangte Rudolph, daß er, so wie seine Vorgänger, großen Aufwand machen sollte. Montfort, welcher es sich ernstlich angelegen sein ließ, St. Gallen wieder aufzuhelfen, weigerte sich dessen. Das verdroß den Kaiser. Unter einem nichtigen Vorwande befahl er seinen Unterthanen, feindselig gegen St. Gallen zu handeln, und das Land zu verheeren. Der Abt war genöthigt Frieden zu suchen. Er begab sich zum Kaiser nach Albegg. Rudolph spielte eben Schach, als ihm der Burggraf von Nürnberg meldete: der Abt von St. Gallen sei da. Der Kaiser stand auf

vom Tische, redete den Abt mit harten Worten an, und sprach: „was mir von Euch geschehen ist, „Herr Abt von St. Gallen, das ist mir noch von „Niemand geschehen, seitdem ich König bin.“ Der Abt fiel auf die Kniee, und bat um Verzeihung. Rudolph stellte sich, als vergäbe er dem Abte, und nöthigte ihn zur Tafel: allein der Kaiser that es nur, um den Abt noch mehr zu demüthigen und zu kränken. Nach der Mahlzeit sprach er zu seinem Sohne: „Rudolph, reichet Eurem Lehnsher„ren, dem Abte von St. Gallen, das Waschbe„cken.“ — Dieß war ein sehr unedler Spott, wenn die Worte anzeigen sollten, wie hoch nunmehr, durch das Glück, Habsburg über St. Gallen erhaben sei, von dem es Lehen trug, und von dem es vormals froh war, Frieden zu erhalten. In dieser Sache vergaß Kaiser Rudolph, wie ein großer Geschich:schreiber vortreflich bemerkt, *f*) die Billigkeit, welche Gewaltigen gegen Unglückliche geziemt, und ohne welche das Haus Habsburg, sowohl vor Rudolph, als noch zu seiner Zeit, nicht schwer auszurotten gewesen wäre. Der Kaiser fieng um

---

f) Müllers Geschichte der Schweiz. Bd. 1. S. 455.

diese Zeit an, in seinem Glücke etwas übermüthig zu werden.

Rudolph that Vorschläge zum Frieden; aber diese Vorschläge konnte der Abt unmöglich annehmen, weil der Kaiser die Abtretung ansehnlicher Ländereien verlangte. Nunmehr erklärte Rudolph den Abt in die Reichsacht, und kam selbst nach St. Gallen, um ihm einen Nachfolger zu wählen. Rudolph gab zu, daß die ihn begleitenden Truppen in dem Gebiete des Abts Dörfer und Städte verheerten und zerstörten. Der Abt floh, und versteckte sich zu Bregenz am Bodensee, wo er bis nach dem Tode des Kaisers blieb: dann sandten die Bürger von St. Gallen einige angesehene Männer an ihn, welche ihm verkündigten, sein Feind der Kaiser sei gestorben, und ihn frohlockend nach St. Gallen zurückbrachten.

In seinem Alter wurde Rudolph schwach, unthätig, und allzu nachgiebig gegen seinen habsüchtigen, zänkischen und ehrgeizigen Sohn Albrecht, der ihn ganz beherrschte, und ihn zu mancherlei Ungerechtigkeiten verleitete, welche seinem Ruhme nachtheilig waren, und durch welche er die Liebe und Anhänglichkeit der Deutschen, die er sich in ei-

nem so hohen Grade erworben gehabt hatte, im Alter zum Theil wieder verlohr. Daher konnte auch Rudolph von den Kurfürsten, aller seiner Bemühungen ungeachtet, nicht erhalten, daß sie seinen Sohn Albrecht zum Römischen Könige gewählt hätten. — Dem alten Kaiser Rudolph verweigerten die Kurfürsten, was sie andern Kaisern vor ihm bewilligt hatten: ein auffallender Beweiß, daß sein Ansehen sehr gesunken war.

Der letzte Krieg, den Rudolph führte, war ein Krieg in Helvetien mit der Stadt Bern. Der Aberglaube jener Zeiten haßte und verfolgte überall die Juden. Dieß geschah auch zu Bern. Unter dem Vorwande, daß ein Christenkind verlohren gegangen wäre, und daß dasselbe wahrscheinlich von den Juden würde gemartert und umgebracht worden sein, wurden einige Juden so lange gefoltert, bis sie die Mordthat eingestanden. Nachdem sie hingerichtet waren, wurden alle übrigen Juden auf ewig aus der Stadt verbannt. Die Juden, welche damals, im ganzen Deutschen Reiche, als des Reichs Kammerknechte, unmittelbar von dem Kaiser abhiengen, wandten sich an Rudolph. Sie

klagten über die Bedrückungen und Verfolgungen, welche sie unschuldiger Weise hätten erleiden müssen, und verlangten Gerechtigkeit und Genugthuung gegen die Stadt Bern. Rudolph versprach, ihnen Recht zu verschaffen. Er kassirte das Urtheil der Obrigkeit zu Bern, als ungerecht und nichtig, und verurtheilte die Berner zu einer ansehnlichen Geldstrafe. Sie weigerten sich, diese Strafe zu bezahlen. Nun zog Rudolph gegen sie zum Kriege. Zweimal griff er an, und zweimal wurde er zurückgeschlagen. Jetzt übergab er die Führung des Krieges seinem Sohne Rudolph. Dieser Prinz belagerte die Stadt Bern, und setzte, mit großer Hartnäckigkeit, den Krieg fort. Die Berner machten öftere Ausfälle. In einem derselben bemächtigten sich Rudolphs Krieger des Panners der Stadt: aber bald nachher wurde ihnen dasselbe von den Bernern wieder entrissen. Wegen dieses Vorfalls ward das Panner, dem Geiste jenes Zeitalters gemäß, abgeändert. Vorher war es ein schwarzer Bär in einem weißen Felde gewesen; nunmehr wurde ein schwarzer Bär im blutrothen Felde gewählt, zum Andenken, daß das weiße Feld des Panners mit dem Blute tapfe-

rer Bürger befleckt worden wäre. Rudolph sah sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben.

Der Kaiser endigte sein thatenvolles Leben zu Germersheim im untern Elsasse, im drei und siebenzigsten Jahre seines Alters und im achtzehnten seiner Regierung. Sein Leichnam wurde nach Speier geführt, und daselbst im Dom begraben. Er hinterließ, außer seinem Sohne Albrecht, dem ersten Erzherzoge von Oesterreich aus dem Hause Habsburg, und seinem Enkel Johann von Schwaben, keine männlichen Erben.

Rudolph war groß von Person, aber mager. Er war blaß von Angesicht. Seine Gesichtszüge waren offen und freundlich. Im Umgange war er munter und aufgeräumt; auch scherzte er gerne, jedoch ohne sich von seinem Ansehen oder seiner Würde etwas zu vergeben. Sein Haar war blond, oder vielmehr röthlich. Einen Theil seiner Haare hatte er früh verlohren, der größte Theil seines Kopfes war daher im männlichen Alter kahl. Rudolph war außerordentlich thätig. Im Essen und Trinken mäßig, gab er seinen Soldaten das Beispiel der größten Genügsamkeit. Als er einst mit seiner Armee an Lebensmitteln Mangel litt,

V. Kininger del. *A. Kohl sc. Viennæ 1795.*

Kayser Rudolphs Genügsamkeit.

murrten die Soldaten, und drohten, ihn zu verlassen, wenn er nicht mit ihnen zurückkehren würde. Die Vorstellungen und Bitten des Kaisers waren umsonst. Da zog er eine Rübe aus dem Felde, schabte die daran hängende Erde davon, und aß die Rübe roh, im Angesichte seiner ganzen Armee, mit den Worten: „Tapfere Spießgesellen, so lange „es uns an dieser Speise nicht fehlt, können wir ge„duldig des Brodes erwarten.“

Die gewöhnliche Farbe seiner Kleider war blau oder grau. Pracht und Aufwand in der Kleidung haßte er, und war darin so einfach, daß er zuweilen im Felde seine Kleider mit seiner eigenen Heldenhand im Angesichte seiner Soldaten flickte. Dennoch machte Rudolph den nöthigen Aufwand, in Fällen wo es darauf ankam, sein Ansehen zu behaupten. Bei seiner Zusammenkunft mit dem Papste zu Lausanne verwandte er achtzehntausend Gulden, um sich und sein Gefolge prächtig zu kleiden.

Großmüthig vergab Rudolph seinen Feinden, sobald sie überwunden, und außer Stande waren, ihm zu schaden; eben so großmüthig vergab er, selbst als Kaiser, denjenigen, die ihn unwillkühr-

lich beleidigten. Bei einem Freischießen, bei welchem der Kaiser gegenwärtig war, schoß ihm einer der Schützen unvorsichtiger Weise den Pfeil durch die Hand. Die anwesenden Höflinge ergriffen den Schützen, und wollten demselben, zur Strafe dafür, daß er den Kaiser verletzt hätte, die rechte Hand abhauen. Rudolph gab es nicht zu. Er sprach: „hätte der Schütz die Hand vorher verlo„ren, ehe der Schuß geschah, so wäre es für mich „dienlich gewesen; jetzt aber kann es mir nichts „nützen, wenn man ihm die Hand abhackt.

Niemals verließ Rudolph einen Freund in Gefahr, und äußerst dankbar war er gegen alle, die ihm vormals Dienste geleistet hatten. Jakob Müller, ein Bürger von Zürich, hatte Rudolphs Leben einst in der Schlacht gerettet. Dieser Mann trat, lange nachher, als der Kaiser Gericht hielt, in den Kreis. Sogleich stand Rudolph, im Angesichte seiner Feldherrn und Hofbedienten, vom Throne auf, ergriff den Bürger freundschaftlich bei der Hand, schlug ihn zum Ritter, und erzählte den Umstehenden, daß er diesem Manne sein Leben zu danken hätte.

Im höchsten Grade verstand er die Kunst,

D. Kininger del. *A. Kohl sc. Viennæ 1795.*

Kayser Rudolph als Feldherr.

sich bei seinen Soldaten dadurch beliebt zu machen, daß er sich ihnen gleich stellte, und mit ihnen als ein Vater und Bruder, nicht als ein gebietender Feldherr sprach. Einst befand er sich, im heißesten Sommer, in einer dürren Gegend ohne Wasser. Die Soldaten waren, so wie der Kaiser, ganz abgemattet und hinfällig vor Durst. Einige derselben hatten einen Bauer gefangen, der einen Krug voll Wassers in der Hand trug. Der Bauer wurde vor den Kaiser gebracht, und der Mundschenk überreichte dem Kaiser den Krug. Aber Rudolph gab denselben zurück, und sprach: „ich „will nicht allein trinken. Mit meinen tapfern „Kriegern theile ich alle Gefahr, und so lange wer„de ich durstig bleiben, bis für uns alle genug zu „trinken vorhanden ist.“

Die Rechtschaffenheit sowohl, als die Gerechtigkeit Rudolphs rühmen alle gleichzeitigen Geschichtschreiber. Die damaligen Fürsten nannten ihn ein lebendes Gesetz; und lange nachher sagte man in Deutschland sprichwörtlich, von einem Manne der sein Versprechen nicht hielt: dieser Mann hat Rudolphs Redlichkeit nicht.

Rudolph war ein großer Freund des weiblichen Geschlechts. Er pflegte auf seinen Reisen überall, wo er hin kam, den Umgang der schönsten Weiber zu suchen, und in ihrer Gesellschaft, auch wohl in ihren Armen, von seinen kriegerischen Thaten auszuruhen. Als er einst krank war, riethen ihm die Aerzte den Gebrauch stärkender Arzneimittel. Da antwortete ihnen Rudolph scherzhaft: „keine Arz„nei stärkt mich so sehr, als der Kuß eines schönen „Weibes.“ *t*)

Von Eifersucht in der Liebe war Rudolph nicht frey. Er wollte seine Geliebte allein besitzen. Als er sich, im sechs und sechzigsten Jahre seines Alters, mit einer schönen vierzehnjährigen Prinzessin von Burgund vermählt hatte, begleitete der Bischof Friederich von Speier die junge Kaiserinn an den Wagen, und wurde von ihrer Schönheit so entzückt, daß er ihr einen Kuß raubte. Der Kaiser ließ dem Bischofe den Hof verbieten,

---

t) Dicens, sese non posse praesentius remedium, quo corpus suum vegetius redderetur, invenire, quam dulces et suaveolentes ex ore mulierum et puellarum spiritus. Pantaleon de viris illustribus. T. 2.

und ihm sagen; er solle seine Agnus Dei küssen, und dem Kaiser seine Agnes ungeküßt lassen. u)

Im Kriege zeichnete sich Rudolph nicht bloß durch Muth und Tapferkeit, sondern auch durch List und Erfindungskraft aus. Er soll sich zuerst der Schiffbrücken bedient haben. Oft pflegte er zu sagen: mit vierzig tausend Mann Deutschen Fußvolks und vier tausend auserlesenen Deutschen Reitern, wolle er keine Macht in der Welt fürchten.

Für Deutschland that Rudolph viel. Er stellte Ruhe und Ordnung wieder her; er wehrte den Räubereien des Adels; er brachte den Landfrieden auf; er führte in den öffentlichen Verhandlungen die Deutsche Sprache, statt der bis dahin üblichen Lateinischen, ein; er war gleichsam der zweite Schöpfer des Deutschen Reiches; x) Deutschland lebte wieder auf; die in Unordnung gerathenen und übel auf einander passenden Theile der Staatsmaschine fügte er wieder in einander; die so lang verscheuchte Gerechtigkeit kehrte zurück; er herrsch-

---

u) Meisters Rudolph von Habsburg.

x) Schmidts Geschichte Bd. 3. S. 395.

te mit Sanftmuth und Güte, und unter seiner Regierung erhielt die Deutsche Kaiserwürde wieder einen solchen Glanz, daß es derselben seither nie an Bewerbern gefehlt hat. y)

Auch für sein Vaterland, die Schweiz, that Rudolph viel. Der Stadt Zürich, die ihm, schon zu der Zeit, da er noch Graf war, so viele Beweise ihrer Treue gegeben hatte, ertheilte er am 20. September 1274 das große Recht: „vor keinem fremden Richter, und nach keinen andern Gesetzen, als nach ihren eigenen, gerichtet zu werden.“ Der Stadt Bern bestätigte er ihre Rechte, der Stadt Luzern bewilligte er besondere Freiheiten, eben so den Städten Biel (26. November 1275) Solothurn (1276) Schafhausen (1277) und Laupen (11. Julius 1275). Der Stadt St. Gallen ertheilte er das große Vorrecht (1281) daß sie nimmermehr von dem Reiche sollte versetzt, oder verpfändet werden. Den drei Reichsländern, Uri, Schwyz und Unterwalden, versicherte er (8. Januar 1274): er wolle sie als werthe Söhne zu

---

y) Pütters historische Entwicklung. Bd. 1. S. 216.

des Reiches besondersten Diensten in unveräußerlicher Unmittelbarkeit bewahren. z)

Wenn irgend etwas den Kaiser Rudolph als einen Mann von wahrer Größe des Karakters bezeichnet, so ist es seine Mäßigung im Siege. So groß Rudolphs Glück auch war, so blieb doch Rudolph immer noch größer als sein Glück, und dadurch bewies er sich desselben würdig. Nach König Ottokars Tode hieng es bloß von ihm ab, sich zum Herren von ganz Böhmen zu machen; er aber zog nicht dahin, weil er, diese Eroberung nicht ohne großes Blutvergießen hätte bewerkstelligen können *a*) — eine Denkungsart, welche beweißt, daß Rudolph besser war als sein Zeitalter, und daß er das Interesse der Menschheit seinem eigenen vorzog.

---

z) Müllers Geschichte der Schweizer. Bd. I.

a) Rudolph schrieb, nachdem er mit Ottokars Kindern Friede gemacht hatte, an seinen Bundesgenossen, den König von Hungarn: Quamvis autem facile nobis esset, tam regnum, quam pueros, extremae subjicere vastitati, multis tamen salubrius et Deo gratius videbatur, vt ad propositum consequendum sine tot hominum, et maxime puerorum exterminio veniremus. Cod. epist. Rudolph. I.

Auch dadurch bewies Rudolph seine menschenfreundliche Denkungsart, daß er seine Soldaten schonte, und dieselben niemals ohne dringende Noth aufopferte. Bei der Belagerung des Schlosses Weissenburg, welche sehr lange dauerte, weil sich das Schloß hartnäckig vertheidigte, wurde ihm gerathen, einen Sturm zu versuchen. „Nein," sagte er, „lieber will ich das „Schloß später, und mit weit größeren Kosten erobern, als meine Kriegsgefährten, von denen mein „Glück und mein Ruhm abhängt, einer unnöthigen Gefahr aussetzen." Selbst in unsern weit aufgeklärtern Zeiten giebt es Krieger, die weit entfernt sind, so edel zu denken und zu handeln; die Tausende aufopfern, um eine Idee durchzusetzen, welche in ihrer verdorbenen Phantasie aufsteigt. — Wer erinnert sich nicht bei dieser Gelegenheit des Fürsten Potemkin! wer denkt nicht an Oczakow und Ismail!

So wie die großen Männer des Alterthums, ein Sulla, ein Cäsar, und andere, ihre erstaunenswürdigen Thaten nicht sich selbst, sondern dem Glücke zuschrieben; so wie diese mit edler Bescheidenheit bekannten, daß ein unbegreiflich günstiges

Schicksal, weit mehr als eigenes Verdienst, ihnen den Ruhm erworben hätte, dessen sie genossen; so wie eben dieses auch in neuern Zeiten Franklin und der einzige Friedrich gestand: so auch Rudolph. Dieser Kaiser, mehr Christ als Philosoph, schrieb alle Thaten nicht sich selbst, sondern einer über ihn besonders waltenden Vorsehung zu. Wie Cäsar, im festen Vertrauen auf sein Glück, sich während eines heftigen Sturmes, im kleinen Kahn getrost den Wellen anvertraute, und glücklich den Ort seiner Bestimmung erreichte: so unternahm auch Rudolph, ohne Geld, und mit einem kleinen Haufen, den Zug gegen den Böhmischen König Ottokar, im festen Vertrauen auf die Hülfe und den Beistand der Vorsehung. Man fragte ihn unterwegs: wer sein Schatzmeister sein sollte? Darauf gab er zur Antwort: „ich habe keinen Schatz; al„les Geld, was ich habe, besteht in wenigen „Schillingen; aber ich verlasse mich auf den Herrn, „welcher mir immer geholfen hat; er wird „auch jetzt für mich sorgen.“ *b*) Rudolph hatte nicht umsonst gehofft, das Glück verließ ihn nicht:

---

b) Annal. Colmar. S. 42.

als Sieger und mit Schätzen beladen kehrte er von diesem Zuge nach Hause.

Weit entfernt von Stolz und Uebermuth, verkannte der Kaiser Rudolph niemals den Werth des Menschen. Das Leben des geringsten Söldners in seiner Armee war in seinen Augen so viel werth, als das Leben des Kaisers. Oft äußerte er laut diesen Grundsatz einer vernünftigen Gleichheit. Er verlangte nicht den mindesten Vorzug vor seinen Kriegsgefährten, ungeachtet ihm Geburt, Stand, Rang und Befehlshaberschaft, die gerechtesten Ansprüche darauf gaben. Oben ist bereits erzählt worden, wie er mitten unter seinen Soldaten rohe Rüben auf dem Felde aß; wie er, bei dem heftigsten Durste, einen Trunk Wassers ausschlug, weil er denselben mit seinen Kriegsgefährten nicht theilen konnte. Noch edler ist folgender Zug. Als er, in der Schlacht gegen Ottokar, unter seinem Pferde lag, und sich in größter Lebensgefahr befand, eilten seine Getreuen herbei, um ihn zu retten. Da rief er ihnen zu: „Bekümmert Euch nicht um mich; es „ist an einem einzelnen Menschen we-

„nig gelegen. Eilet hin in das Treffen, und „helfet den übrigen.“ *c*) — Dagegen lesen wir in der Geschichte unseres Zeitalters, daß der stolze Liebling eines wollüstigen Despoten, *d*) über ein Schlachtfeld geritten sei, und nichts mehr bedauert habe, als daß die Leichname der Adelichen mit den Leichnamen der Bürgerlichen vermischt auf der Wahlstatt liegen müßten, und auch bei der Begräbniß nicht von denselben abgesondert werden könnten. *e*) — So verschieden sind die Zeiten; so verschieden die Menschen!

---

c) Albert. Argentin. S. 103.

d) Der Marschall von Richelieu.

e) In den mémoires du maréchal Duc de Richelieu.

c) Alber. Argelin. S. 103.

Gottfried Wilhelm

Freyherr von Leibnitz

---

von

Johann August Eberhard.

Die Verdienste großer Männer erhalten erst ihre völlige Huldigung von einer dankbaren Nachwelt. Da sie so weit mit ihrem Geiste über ihre Zeitgenossen hervorragen, da sie nach einem Ideal von Vollkommenheit arbeiten, zu dem ihnen der Geist von gewöhnlichem Maaßstabe nicht folgen kann, da sie mit ihrem Lichte die schwachen Augen blenden oder in einem Dunkel fortschreiten, woraus erst in der Zukunft das Licht hervorgehen soll, da sie endlich in ihrem Gange, dessen Richtigkeit und Wohlthätigkeit sie allein kennen, oft manches Vorurtheil und manches Interesse zertreten müssen: so können sie erst von den folgenden Geschlechtern mit voller Gerechtigkeit gerichtet werden, die nun ihres Lichtes gewohnt sind, die beglückenden Früchte ihrer

Nachtwachen genießen, und das aus der Erfahrung kennen, was der große Mann durch das Anschauen der Wahrheit und des Rechtes in seinem Innern ahndet. Dann öfnen sich ihm die Thore des Pantheons seines Vaterlandes.

In diesen der allgemeinen Dankbarkeit geheiligten Tempel kann den großen Mann nur die Stimme einer ganzen Nation führen, und darum wird der Held, dessen Muth sie beschützet, dessen Unerschrockenheit sie befreiet hat, der Gesetzgeber, unter dessen Gesetzen sie glücklich lebt, der König, der sie mit Weisheit und Gerechtigkeit beherrscht hat, immer den ersten Platz darin finden. Aber auch den stillen Weisen, dem sie ihre Aufklärung verdankt, der die Gränzen der Wissenschaften erweitert und in allen ihren Theilen Licht verbreitet hat, dem sie es verdankt, daß sie unter den aufgeklärten Nationen eine ehrenvolle Stelle behauptet, auch diesen wird sie nicht zurückweisen, wenn sein Bild von seinen Verehrern zu dem Tempel ihrer Unsterblichen getragen wird.

Und wie groß muß sein Verdienst, wie allumfassend sein Geist seyn, wenn sein Ruhm, mitten unter den immer wandelnden Gestalten der Syste-

me, unter dem steten Fortschreiten der Wissenschaften, sich hat erhalten, wenn er aus dem Dunkel der Schulen hat hervorbrechen können, um sich der ganzen Nation in einem Glanze zu zeigen, mit dem er den übrigen Unsterblichen beigesellt zu werden hoffen kann. Mit diesen Ansprüchen tritt der erste deutsche Weltweise in den Tempel des Nachruhms.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz lebte zu einer Zeit, worin der gelehrte Stand von den übrigen Ständen noch getrennter war, als jetzt, worin der Philosoph, nicht allein von dem ungelehrten Theile der Nation, und selbst von den gelehrten Geschäftsmännern, sondern auch von den Gelehrten in andern Wissenschaften in einer viel zu großen Entfernung stand, als daß sein Name so schnell, wie in unsern Zeiten, hätte können in aller Menschen Munde seyn. Die deutsche Sprache war noch nicht gebildet genug, um darin die Philosophie zu einer geistreichen Unterhaltung für alle Stände zu machen; die Gelehrten bedienten sich der lateinischen Sprache, und die französische, die bekannteste und gebildetste der neuern, war die Sprache der Höfe. Wenn daher Leibnitz französisch schrieb,

so konnte er in seinem Vaterlande nur einen kleinen Kreis von Lesern unter den Großen und an den aufgeklärtesten Höfen haben; seine Kenntnisse, die überall an die äußersten Gränzen des menschlichen Wissens reichten, konnten nur wenigen Auserwählten zugänglich seyn; er konnte also, gleich den Sternen, die durch eine unermeßliche Weite über unsere Erde erhaben sind, nur durch seine Größe, so wie durch den Umfang und die Stärke seines Lichtes in einer solchen Entfernung von allen gesehen werden. Und mit dieser Größe ist er auf uns gekommen und der Mann der Nation geworden.

Er war im Jahre 1646 den 23. Jun. a. St. den 3. Jul. n. St. zu Leipzig geboren. Sein Vater war Friedrich Leibnitz, Professor der Moral und Actuarius der Universität. Das war der erste glückliche Umstand, welcher die frühzeitige Entwicklung der großen Anlagen des jungen Leibnitz nicht wenig beförderte. Leipzig war schon damals der Sitz, nicht blos der reinern aristotelischen Philosophie, sondern auch der Mathematik, der Litteratur und der schönen Wissenschaften. Er konnte in dem Unterrichte vortreflicher Lehrer, umgeben mit allen gelehrten Hülfsmitteln in ihrem

Umgange und in ihren Büchersälen, den Umfang der Wissenschaften schneller durchlaufen, und sich in kürzerer Zeit auf die Erweiterung seiner Kenntnisse durch die Schätze des ganzen aufgeklärten Europa vorbereiten.

Er hatte zwar schon, als er kaum sechs Jahr alt war, seinen Vater verloren; allein seine Mutter, eine Frau von ungewöhnlichem Geiste, wußte die Talente ihres Sohnes zu ahnden; sie übernahm die Aufsicht über seine Erziehung, und führte sie mit einer männlichen Weisheit. Er erlernte die Anfangsgründe der lateinischen Sprache in der Nikolaischule, unter der Anführung Johann Hornschuchs, Tilemann, Bashusius und des Jakob Thomasius, den er in der Folge unter seinen akademischen Lehrern wiederfand. Die Lebhaftigkeit des wißbegierigen Knabens eilte aber bald der Langsamkeit zuvor, welche die Ordnung des gewöhnlichen Schulunterrichts nothwendig macht. Er hatte sich schon des Livius bemächtigt, ehe die Reihe der Schulordnung an ihn gekommen war, und alle Bemühungen seiner Lehrer, ihm einen Geschichtschreiber zu entreißen, der ihn durch seine Klarheit und Eleganz gefesselt hatte,

waren vergebens. Unter den römischen Dichtern zog ihn Virgil an sich. Er las ihn so fleißig, daß er ihn noch in seinen spätern Jahren beinahe ganz auswendig wußte. Dieses frühzeitige Wohlgefallen an der blühenden poetischen Farbe und der lebendigen Darstellung des römischen Dichters läßt auf eine Verwandtschaft zwischen so verschiedenen Genie's schließen. Die Spuren davon verloren sich nur durch den Flug, den Leibnitz in die Regionen der tiefsinnigen Wissenschaften nahm, wo sie doch immer noch in der geistvollen Diktion sichtbar bleiben, zu der sich nach ihm kein philosophischer Schriftsteller wieder empor geschwungen hat. Indeß blieb Leibnitz noch in seinen männlichen Jahren ein Dichter, und aus den wenigen Ueberbleibseln seiner lateinischen Muse läßt sich schließen, was er hätte seyn können, wenn er sich allein der Dichtkunst hätte widmen wollen.

Er verfertigte im Jahr 1676 ein lateinisches Gedicht auf den Tod des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, das ein Meisterstück ist und unter die schönsten lateinischen Gedichte der Neueren gerechnet zu werden verdient. Er glaubte nicht, sagt Fontenelle, wie die Mehresten, die

in dieser Gattung gearbeitet haben, daß man das Recht hat, nicht zu denken, wenn man lateinische Verse macht, und daß man nur das zu sagen braucht, was die Alten gesagt haben. Seine Poesie ist voll von Sachen, was er sagt, gehört ihm selbst zu. Er hat die Stärke des Lucans, aber es ist eine Stärke, der man keine Anstrengung ansieht. Was sich von diesem Gedichte erhalten hat, ist eine Beschreibung des Phosphorus, und die Stelle, womit sie endigt, enthält eine Schilderung der fürchterlichen Erscheinungen desselben, die man den schönsten Schilderungen der Natur unter den Alten und Neuern an die Seite stellen kann.

So ausgerüstet mit den Kenntnissen der Sprachen und der Litteratur des gelehrten Alterthums fing er in seinem funfzehnten Jahre an, die akademischen Lehrstunden zu besuchen. Sein Vater hatte ihm eine zahlreiche Bibliothek von den besten philosophischen, juristischen und theologischen Büchern hinterlassen; eine Erbschaft, die seiner künftigen Größe günstiger war, als der größte Geldreichthum würde gewesen seyn. Er hatte angefangen, sie der Reihe nach durchzulesen, und das, was einen weniger umfassenden Kopf würde ver-

wirrt haben, diente bei einem so fähigen, wie der seinige, nur dazu, den Stoff anzuhäufen, der sich der Bearbeitung seines Geistes darbieten konnte, und seiner Forschbegierde die Aussichten zu zeigen, die sie zu verfolgen hatte.

Er fand bei dieser Beschäftigung oft Schwierigkeiten, denen er ohne die Hülfe eines Lehrers nicht gewachsen war, bald in den Spitzfindigkeiten der scholastischen, bald in den kühnen Neuerungen der cartesianischen Philosophie. Er fühlte also das Bedürfniß des mündlichen Unterrichts, und dieses Gefühl machte ihm nicht allein den Vortrag seiner Lehrer wichtig, sondern schärfte auch seine Aufmerksamkeit, und lenkte sie mit verdoppelter Stärke auf alles das, was über die Dunkelheiten, auf die er in dem Fortgange seines Studirens gestoßen war, Licht verbreiten konnte.

Sein Lehrer in der Mathematik war Johann Kühn, ein Name, der nur durch seinen großen Schüler auf die Nachwelt gekommen ist. Denn außerdem, daß er seine Wissenschaft nur so weit verstand, als es nöthig war, um seinen Zuhörern die Anfangsgründe derselben vorzutragen, so war sein Vortrag durch seine Dunkelheit so abschreckend,

daß die wenigsten die Geduld und die Fähigkeit hatten, ihm zu folgen. Der junge Leibnitz, den eine Wissenschaft wie die Mathematik gefesselt hatte, sobald er sie hatte kennen gelernt, und den seine Uebung im Denken schon zur Ueberwindung größerer Schwierigkeiten gestärkt hatte, überwand nicht allein allen Ueberdruß eines unverständlichen Vortrages, sondern drang auch durch alle seine Dunkelheiten, und half selbst, durch seine Erläuterungen, seinen Mitschülern die Schwierigkeiten besiegen, die ihnen ihr Lehrer übrig gelassen hatte.

Unter Leibnitzens Lehrern in der Philosophie; Friedrich Rappolt und Jakob Thomasius, hatte der letztere den größten Einfluß auf seine Bildung. Dieser gelehrte Mann, dessen Name vielleicht noch mehr durch seinen berühmteren Sohn, Christian Thomasius, bekannt ist, verband mit der Kenntniß der alten und neuern Litteratur, eine richtige Beurtheilungskraft, einen gereinigten Geschmack und einen geübten Scharfsinn. Selbst die Spitzfindigkeiten der ehemaligen Schulphilosophie waren ihm nicht unbekannt, da er sich aber nicht weiter darin vertieft hatte, als

nöthig war, um sie kennen zu lernen, und nie so tief, daß sie seinen männlichen Geschmack hätten verderben oder von einer vertrauten Bekanntschaft mit den reichern Schätzen des gelehrten Alterthums und den Entdeckungen der neuern Philosophie abziehen können: so wußte er sie nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. Leibnitz gab ihm noch in den Zeiten seiner eigenen Größe das ehrenvolle Zeugniß, daß, wenn er dreißig Jahre später gelebt hätte und von den großen Entdeckungen, die man nach ihm in der Philosophie machte, hätte Zeuge seyn können, er die Philosophie so weit würde gebracht haben, als irgend einer von denen, die sich darin den schönsten und größten Ruhm erworben haben.

Aus dieser Schule ging er im Jahre 1662 nach Jena, wo damals Ehrhard Weigel die Mathematik und Johann Andreas Bose die Geschichte lehrten. Beide Wissenschaften waren nicht so entfernt von einander, daß sie nicht der Eifer seiner Wißbegierde und die Allgemeinheit seines Genie's hätte mit einander verbinden sollen. Weigel stand zu seinen Zeiten an der Spitze der deutschen Mathematiker, und schon das machte ihn

zu einen würdigen Lehrer eines solchen Schülers. Was aber noch mehr als dieses eine gewisse Sympathie für ihn in seinem Zuhörer weckte, war sein forteringender Geist, der in seiner Wissenschaft selbst auf neue Erfindungen, und außer ihr auf neue Anwendungen derselben in andern Wissenschaften ausging, womit er den jungen Leibnitz zu ähnlichen Versuchen anregte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er dem jungen Leibnitz mit seiner Tetraktik, die er der gewöhnlichen Dekadik an die Seite setzte, zu seiner binarischen Arithmetik, die auf weit merkwürdigere Eigenschaften der Zahlen führte, die erste Idee gab. Die zehn Zahlzeichen und die Decimalprogression unserer gewöhnlichen Rechenkunst, so große Vortheile sie in sich vereinigt, wird doch nicht für so vollkommen gehalten, daß nicht große Mathematiker an andere Progressionen hätten denken sollen, von denen sie noch größere Bequemlichkeiten erwarteten. Weigel eröfnete diese Bahn mit seiner Tetradik, worin er die geheimnißvolle Weisheit der Pythagoräer zu finden glaubte; Leibnitz folgte ihm mit seiner Dyadik, und hofte nicht allein den verborgenen Sinn sinesischer Zeichen damit zu entziffern, sondern er fand

auch ein Sinnbild der Schöpfung aus Nichts in dem Entstehen aller Zahlen aus dem Eins und der Null; bis in unsern Zeiten Büffon aus blos arithmetischen Gründen die Duodekadik oder die Rechenkunst mit zwölf einfachen Zahlzeichen vorschlug.

Wichtiger als alles dieses war der Anstoß, den Weigel dem jungen Philosophen, selbst mit seinen verunglückten Versuchen, gab, der Philosophie die Evidenz der Mathematik mitzutheilen. Leibnitz beschäftigte sich damit in der Folge ernstlicher und er hat, nach langen vergeblichen Bemühungen, diesen Gedanken nie aufgegeben. Seine Versuche mußten aber verunglücken; denn er hatte seiner Aufgabe eine solche Ausdehnung gegeben, deren Auflösung der Natur der Sache nach unerreichbar war. Er wollte auf der einen Seite die Vermischung der geometrischen Begriffe, wodurch Weigel seine Arbeit verdorben hatte, vermeiden, indeß ihm auf der andern der Vortrag der Philosophie nach der geometrischen Methode, den Spinoza versucht hatte, nicht genügte. Das wissenschaftliche Denken sollte nach seinem Plane alle Sicherheit und Allgemeinheit des Rechnens er-

halten; dazu suchte er die Anwendung der Regeln der allgemeinen Rechenkunst und so allgemeine Zeichen für die Qualitäten, wie man nur bisher für die Quantitäten gehabt hatte; er hofte eine allgemeine philosophische Rechenkunst und eine allgemeine philosophische Sprache zu finden. Die Philosophie hat sich indeß, nach so vielen fehlgeschlagenen Versuchen, zu bescheidnern Wünschen herabstimmen müssen.

Ueber diese Beschäftigungen mit der Philosophie und Mathematik vernachlässigte er indeß die Geschichte und Rechtsgelehrsamkeit nicht. Johann Strauch, ein berühmter Rechtsgelehrter in Jena, der seiner Mutter Schwester zur Ehe hatte, munterte ihn dazu auf, und er brachte es unter der Anführung Johann Christoph Falkners so weit, daß er in der Folge auch unter den Rechtsgelehrten einen der ersten Plätze hätte einnehmen können. Allein er sahe auch in diesem Theile der Wissenschaften vorzüglich nur das, was seinem philosophischen Geiste konnte Nahrung geben, um auch ihn mit Hülfe einer lichtvollen Philosophie dem höchsten Grade der Vollkommenheit näher zu bringen.

Leibnitz hatte nun die Höhe erstiegen, von welcher er das Feld übersehen konnte, das er zu bearbeiten gedachte. Wenn es sich in jedem Punkte seines Gesichtskreises ins Unermeßliche ausdehnte: so kannte er nun die Gänge, auf welchen er immer weiter vordringen konnte, um jenseit des bisherigen Horizontes neue Aussichten zu entdecken. Wenn ihm der Stoff, den die Theologie, die Rechtsgelehrsamkeit und die Philosophie dem forschenden Verstande darbieten, mit mehrern Gelehrten gemein war, so gaben ihm sein philosophischer Geist und die Methode, zu der er seinen Verstand in der Mathematik gebildet, so wie die blühende Einbildungskraft, die er in dem Umgange mit den Meisterstükken des griechischen und römischen Alterthums verschönert, verbunden mit den Gesinnungen einer edlen Humanität, die sie seinem ganzen Wesen eingedrückt hatten, die Werkzeuge in die Hand, womit er neue Schöpfungen in dem Gebiete der Wissenschaften aus der Dunkelheit hervorrufen, und in lichtvoller Ordnung und in lebendiger Schönheit darstellen konnte.

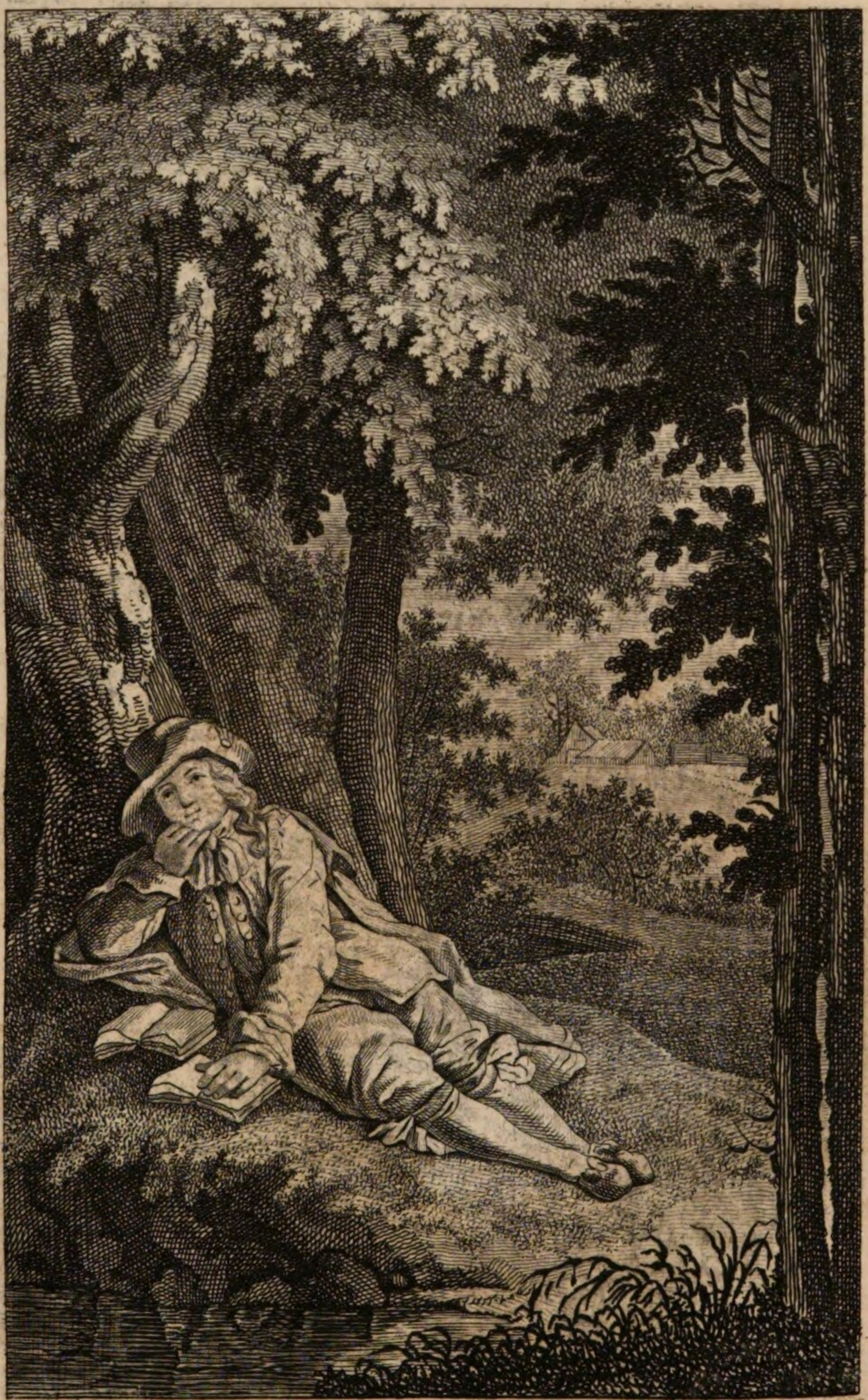
Als er nach Leipzig zurückgekommen war, so fing er an diesen rohen Stoff zu bearbeiten. Da

er zwischen der alten und neuen Philosophie getheilt war, da selbst noch die dogmatischen Schulen der alten Philosophie über mehrere Hauptgegenstände des menschlichen Wissens uneins schienen: so ging er wieder mit neuem Eifer an die Lesung der griechischen Philosophen, um erst eine Vereinigung zwischen ihnen zu versuchen, und alsdann seine Wahl zwischen ihren Systemen zu entscheiden. Unter den Alten beschäftigten ihn Plato und Aristoteles, und er glaubte einen Punkt gefunden zu haben, in welchem sich beide mit einander vereinigen ließen. Wir wissen nicht, wie er damals ihre Aussöhnung zu Stande gebracht hat; seine spätere Philosophie verwies die platonischen Ideen in die Metaphysik, und brachte nur die substanziellen Formen des Aristoteles in die Naturlehre. Daß er diese letztern noch jetzt nicht aufnahm, läßt sich daraus schließen, daß er sich für die neuere Philosophie erklärte, und die neuere Philosophie des Descartes und Gassendi hatte den Aristoteles mit allen seinen Formen und Entelechien aus der Naturlehre verbannt, um den verständlichern Mechanismus an ihre Stelle zu setzen.

Wie früh, wie lange und wie anhaltend er sich

mit diesen schweren Untersuchungen beschäftigte, das sagt er uns selbst in einem Briefe an Remond de Monmort. „Als ich noch ein Kind „war, lernte ich den Aristoteles, und selbst die „Scholastiker schreckten mich nicht zurück; und „das thut mir noch bis auf diese Stunde nicht leid. „Indeß fand ich auch am Plato und Plotin „einiges Behagen, so wie an einigen andern Alten, „die ich zu Rathe zog. In der Folge, als ich „aus den Trivialschulen entlassen war, fiel ich über „die Neuern her, und ich erinnere mich, daß ich „in einem Lustwäldchen bei Leipzig, das Rosen„thal genannt, allein spatzieren ging, um zu über„legen, ob ich die substanziellen Formen beibehal„ten sollte. Der Mechanismus siegte endlich, und „brachte mich dahin, daß ich mich auf die Ma„thematik legte.“

Die erste öffentliche Probe seines Tiefsinnes und philosophischen Geistes, welcher in kurzer Zeit immer mehrere folgten, gab Leibnitz im Jahr 1664 in einer Streitschrift: de principio Individuationis, von dem Grunde der Individualität, die er unter Jakob Thomasius Vorsitze öffentlich vertheidigte. Es war eine alte und berühmte



Schubert delt. W. Arndt Sc. Berlin 1796.

Leibnitz wählt zwischen der alten und neuen Philosophie.

Frage in den Schulen der scholastischen Philosophie, ob die Seelen der Menschen, ehe sie mit ihren Körpern vereinigt würden, bereits von einander verschieden, oder ob sie einander völlig ähnlich seyn, und ihre Verschiedenheit, welche zu der Individualität einer jeden gehöre, erst durch die Verschiedenheit der Organisation des Körpers erhalten, mit dem sie vereinigt werden; das letztere behaupteten die Thomisten, das Erstere die Skotisten, Leibnitz schlug sich zu den Skotisten, und hier finden wir schon den Keim zu seiner Hypothese, die in der Folge unter dem Namen der vorbestimmten Harmonie so viel Aufsehen erregt hat.

Diese Spitzfindigkeiten, die wir jetzt kaum noch dem Namen nach kennen, waren damals in den Schulen von der größten Wichtigkeit; mehrere waren damit bekannt, aber keiner wußte sie mit der Ueberlegenheit zu behandeln, wozu den jungen Leibnitz der philosophische Geist in den Stand setzte, womit er das Alte mit dem Neuern umfaßte, um bald beides durch einander aufzuhellen, bald gegen einander abzuwägen. Es darf daher in einer Schilderung von Leibnitzens philosophischem Charakter nicht übergangen werden. Wenn den

Adler sein Sonnenflug dem nachschauenden Auge entzieht, so muß man den Standort kennen, von dem er sich erhoben hat, wofern man die Stärke seines Fittigs schätzen will.

Auf diese erste Probeschrift folgten mehrere andere, worin er seine Philosophie auf die Rechtswissenschaft anwendete. Unter ihnen unterscheidet sich eine: de arte combinatoria, die wegen ihres wichtigen Anhanges merkwürdig ist. Er enthält einen Beweis von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, unter der Aufschrift: Bekenntniß der Natur gegen die Atheisten. Wir müssen erstaunen, wenn wir bedenken, daß es ein Jüngling von noch nicht zwanzig Jahren ist, der die Lücken der neuen Philosophie, deren Gebäude von den berühmtesten Philosophen auf den Trümmern der alten aufgeführt war, so genau kannte und sie so gut zu ergänzen wußte, daß man nach ihm seine Ergänzungen durch nichts stärkeres hat ersetzen können.

Er beginnt mit dem schönen Ausspruche des großen Bako, daß ein seichtes Kosten aus der Quelle der Philosophie von Gott abführe, ein tieferes Schöpfen aus derselben aber wieder zu ihm zu-

rückbringe. Denn kaum habe man angefangen, die Gründe der körperlichen Erscheinungen aus der Figur und der Bewegung der Körper mechanisch zu erklären, so habe man sogleich geschlossen, daß die Welt ohne Gottheit bestehen könne, und daß das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele nicht durch die Vernunft könne erkannt werden, daß also diese Lehren entweder durch die bürgerlichen Gesetze oder durch die Geschichte zu uns gekommen sey. Er zeigt daher, daß weder die Figur noch die wirkliche Bewegung aus der Natur allein könne begriffen werden. Denn an sich könne eine jede körperliche Masse jede Figur annehmen; solle sie eine bestimmte Figur erhalten: so müsse sie von einem andern Körper beschränkt werden, der seine Figur wieder von einem andern, und so ins Unendliche fort, habe erhalten müssen. Man könne nicht sagen, daß er seine Figur von Ewigkeit habe; denn die Ewigkeit könne nichts geben, sie müsse ihm also schlechterdings nothwendig zukommen, es seyen aber unendlich viel Figuren möglich. Er schließt also, weil kein Körper den Grund seiner Figur in dem Körperlichen habe, so müsse er in etwas Unkörperlichem zu suchen seyn.

Eben so führt die Bewegung der Körper auf einen unkörperlichen Grund derselben. Denn der Raum, worin ein Körper ist, kann nicht der Grund seiner Bewegung, er würde vielmehr der Grund von seiner Ruhe seyn. Ein bewegter Körper muß also seine Bewegung von einem andern erhalten haben. Denn daß er sich solle von Ewigkeit her bewegt haben, läßt sich darum nicht begreifen, weil kein Grund vorhanden ist, warum er nicht von Ewigkeit her geruhet habe. Da aber der bewegende Körper wieder einen Grund seiner Bewegung haben muß, und so ein jeder ins Unendliche fort; so muß auch der Grund der Bewegung in dem Unkörperlichen seyn. Er zeigt dieses nach eben der Methode auch von dem Zusammenhängen der Körper, und schließt, daß den Körpern weder eine bestimmte Figur und Größe, noch eine bestimmte Bewegung zukommen könne, wenn man nicht ein unkörperliches Wesen annehme, daß dieses unkörperliche Wesen für alle nur ein Einziges sey, sowohl wegen der Harmonie, die unter allen Körpern ist, als wegen ihrer Bewegung, die nicht ein jeder unmittelbar von dem unkörperlichen Wesen, sondern die sie zunächst von einander erhalten. Er schließt endlich,

da der Grund der Wahl, wonach das unkörperliche Wesen einem jeden Körper diese und keine andere Größe, Figur und Bewegung gegeben habe, als die Schönheit derselben, so müsse dieses Wesen ein verständiges und weises, so wie, weil die Dinge seinem Winke unwiderstehlich gehorchten, ein allmächtiges seyn; dieses unkörperliche Wesen werde also der regierende Verstand des ganzen Weltalls, es werde Gott seyn.

Nach diesen Beweisen seiner gelehrten Verdienste hätte man erwarten sollen, die gewöhnlichen akademischen Ehrenzeichen würden ihm von selbst entgegen gekommen seyn. Allein er wendete sich vergebens an die Juristenfakultät in Leipzig um den Doktorhut in den Rechten zu erhalten. Er wurde ihm abgeschlagen, unter dem Vorwande, daß er noch nicht die sächsische Volljährigkeit erreicht habe. Man kann zweifeln, ob die Gesetze wohl thun, Ehrenzeichen, die blos dem geprüften und vollgültig befundenen Verdienste ertheilt werden sollen, gleich bürgerlichen Rechten, in welche ein jeder ungeprüft treten kann, nur von dem Alter abhängig zu machen. Wenn indeß solche Gesetze vorhanden sind, so wird selbst die strenge Gerechtigkeit davon eine

Ausnahme machen, wenn das Verdienst so auszeichnend und seine Ansprüche so gegründet sind, als sie es in diesem Falle waren. Die Rechtsgelehrten zu Leipzig fanden es nicht für gut, diese Ausnahme zu machen, und ihre berühmte hohe Schule verfehlte die Ehre, einen Mann mit ihren akademischen Würden geehrt zu haben, dessen Ruhm sich dereinst in so viele Länder und in so entfernte Zeiten verbreiten sollte.

Die Würde der Geschichte verschmähet die Erforschung der geheimen Gründe einer so unbegreiflichen Zurückweisung, und sie würde sie selbst nicht einmal erwähnen, wenn diese Begebenheit nicht einen so entscheidenden Einfluß auf die Schicksale des deutschen Philosophen gehabt hätte. Denn von dieser Zeit fängt die glänzende Periode seines Lebens an, worin er, außer den Mauern seiner Vaterstadt, auf einer größern Schaubühne erscheint. Er mußte nun eine andere hohe Schule suchen, wo er die gelehrten Ehrenzeichen erhalten konnte, die ihm Leipzig versagt hatte, und er wählte die Universität zu Altorf.

Hier rechtfertigte er im Jahre 1666 die Bereitwilligkeit, womit man ihm entgegen ging, durch

drey gelehrte Probeschriften, die den vollendeten Mann in seiner Wissenschaft ankündigten. Sie sind in der Folge unter der bestheidnen Aufschrift von Proben verwickelter Rechtsfälle, einer juristischen Encyklopädie, und von Rechtsbeweisen in der Lehre von den Bedingungen, zusammengedruckt worden, und können noch jetzt als Werke eines philosophischen Rechtsgelehrten gelten, der seine Wissenschaft zu erweitern und zu vervollkommnen im Stande ist. Sie erhielten auch einen so ausgezeichneten Beifall, daß man ihm nicht allein die Doktorwürde in der Rechtsgelehrsamkeit ertheilte, sondern auch einen außerordentlichen Lehrstuhl in dieser Wissenschaft antrug. Allein seine Wünsche gingen weiter, er fühlte ein Bedürfniß, das er in der engen Sphäre, worin er nur einem kleinen Kreise mit den Anfangsgründen in einer einzelnen Wissenschaft nützlich seyn sollte, nicht befriedigen konnte.

Er war in der Nähe einer Stadt, die von langen Zeiten her eine Menge von Gelehrten in allen Wissenschaften und von Künstlern, die durch ihre sinnreichen Erfindungen in den mechanischen, und durch ihre Werke voll Genie in den schönen Künsten

unter den Städten Deutschlands hervorglänzte, einer Stadt, die ehemals einen Martin Behaim, einen Bilibald Pirkhaimer, einen Albrecht Dürer zu ihren Bürgern gezählt hatte, und die noch damals Gesellschaften enthielt, die an der Verbesserung der deutschen Sprache und des deutschen Geschmackes arbeiteten; diese Stadt war Nürnberg. Der Reitz, sich eine Zeitlang in dem Schooße einer solchen Stadt aufzuhalten, ihre Erfindungen und ihren Kunstfleiß kennen zu lernen, mußte für sein allgemeines Genie, das nicht auf eine Wissenschaft wollte eingeschränkt bleiben, unwiderstehlich seyn.

Allein er fand an diesem Orte noch zwei andere Vortheile, die er nicht erwartet hatte, die Bekanntschaft mit einer geheimen Gesellschaft und den Anfang seines Glückes. Diese Gesellschaft, welche aus Alchymisten, Cabbalisten und Rosenkreuzern bestand, versammelte sich insgeheim zu Nürnberg und arbeitete an der Erfindung des Steins der Weisen. Neben der öffentlichen Philosophie der Schulen hat sich von jeher eine geheime Philosophie erhalten, die sich seit der Entstehung der Cabbala und der neuern Theosophie mit der Er-

forschung der verborgenen Kräfte der Natur beschäftigt, und, anstatt dieser Erforschung auf dem offenen wissenschaftlichen Wege nachzugehen, in abergläubischen Mitteln und übernatürlichen Erwartungen eine schnellere Befriedigung ihrer Wünsche zu finden hoft. Nach der Stiftung des Rosenkreuzerordens hatten sich die zerstreueten Weisen in eine engere Verbindung zusammengethan, und nachdem sie sich einander näher entdeckt, hie und da in besondern Gesellschaften versammelt, um das gemeinschaftlich zu finden, was bisher vor jedem einzelnen geflohen war. Diese seltsame Klasse von Naturforschern, über deren Weisheit Leibnitz seine Wißbegierde noch nicht hatte befriedigen können, bot ihm hier die Gelegenheit dar, die Geheimnisse kennen zu lernen, nach denen er in ihren unverständlichen Büchern bisher vergebens gesucht hatte. Um zu ihren Versammlungen und Arbeiten den Zutritt zu erhalten, mußte er ein Eingeweiheter scheinen, und dazu gehörte weiter nichts, als daß er die Sprache ihres geheimnißvollen Unsinns redete. Er machte sich in ihren Büchern damit bekannt, und war bald im Stande, der Gesellschaft einen Brief zu schreiben, der ihr von seiner tiefen Weis-

heit einen so hohen Begriff gab, daß sich sogleich die Thür ihres Heiligthumes vor ihm öffnete. Er ward nicht allein aufgenommen, sondern auch zum Sekretär der Gesellschaft ernannt; ja es wurde ihm der Auftrag gegeben, aus den ältern Schriften der Alchymisten und Theosophen einen Auszug zu machen, der so sehr zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel, daß er die hohe Meinung der Gesellschaft von der Weisheit ihres jungen Secretärs noch vermehrte.

Man würde zu übereilt urtheilen, wenn man die kurze Verbindung des Weltweisen mit dieser Gesellschaft einer Neigung zu dem Geheimnißvollen zuschreiben, und wohl gar noch in seiner Philosophie Spuren davon finden wollte. Die nämliche Wißbegierde, die ihn von jeher belebt hatte, konnte ihn antreiben, Geheimnisse zu erforschen, die sich in einer so tiefen Dunkelheit verhüllten, indeß ihn sein vorsichtiger Forschungsgeist warnte, keine Wissenschaft, so unverständlich sie auch sey, ohne hinlängliche Kenntniß zu verdammen. Sein Urtheil über die Alchymie in seinen spätern Lebensjahren, so zurückhaltend es auch war, verrieth nichts von der vortheilhaften Meinung, die er aus dieser Gesellschaft soll zurückgebracht haben. Er erklärte viel-

Schubert del. *D. Berger fec. 96.*

Leibnitz wird vorgestellt einer geheimen Gesellschaft von Alchimisten, um sich in ihren Geheimnissen zu unterrichten.

mehr, daß unter der geheimnißvollen Sprache der Alchymisten nichts als die gemeinsten Kenntnisse der Chemie verborgen liegen, und die Erfindung von Brands Phosphorus und Friedrich Hoffmanns Entzündung der aromatischen Oele mit der Salpetersäure, schienen ihm mehr Aufmerksamkeit zu verdienen und ein größerer Gewinn für die Wissenschaft zu seyn, als man sich von allen Geheimnissen der Alchymisten zu versprechen habe. Er bewies dieses durch die That an zwei alchymistischen Räthseln, die er in den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgelöset hat, einem griechischen und einem deutschen, und wovon das erstere das Wort Arsenik, und das andere das Wort Vitriol unter einem bisher undurchdringlichen Dunkel verbarg.

Von der Verwandlung der unedlern Metalle in Gold urtheilte er, daß sie eben so unwahrscheinlich sey, als sie gewinnlos und schädlich seyn würde. Denn wenn der Stein der Weisen die Quintessenz des Goldes wäre; so würde er mehr Gold erfordern, als er hervorbringen könne, wenn er aber wirklich die Masse des Goldes vermehren sollte, so würde er ihm zugleich seinen Werth

und folglich seine ganze Bequemlichkeit als Münzzeichen nehmen. So wenig er aber über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Verwandlung ein entscheidendes Urtheil wagte; so hielt er es doch für höchst unwahrscheinlich, daß einige Tropfen von der Tinktur der Weisen, oder ein wenig Staub von einem Pulver, einem Körper eine so beträchtliche Vermehrung seines Gewichtes sollte mittheilen können.

Eben so ungünstig dachte er auch von der ganzen Philosophie der Kabbalisten und Theosophen, die gewöhnlich bey der Alchymie zum Grunde liegt. „Diese Leute," sagt er in einem Briefe an D. E. Jablonsky, „haben keine deutlichen Begriffe, „sie schleppen sich mit metaphorischen Ausdrücken, „als: Licht des Geistes, und dergleichen." „Die Alchymisten," sagt er an einem andern Orte, „bedienen sich gewöhnlich des Gleichnisses „von einem Samen, aber dieser findet nur bei „organischen Körpern statt, und wirkt nicht so „schnell." Alles was er bey solchen Menschen lernen konnte, war, daß nichts bei ihnen zu lernen sey.

Einen größern Vortheil verschaffte ihm sein

Aufenthalt in Nürnberg durch die Bekanntschaft, die er daselbst mit dem churmainzischen Minister, dem Freiherrn von Boineburg, machte. Dieser von den Gelehrten wegen seiner Kenntnisse geschätzte Mann wohnte auf einer Reise, die er in seinen Geschäften nach Nürnberg gemacht hatte, in demselbigen Gasthofe mit Leibnitzen, und sah ihn an einer gemeinschaftlichen Wirthstafel. Der junge Gelehrte machte sich bald dem erfahrnen Staatsmanne durch die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, und die Reife und Gründlichkeit seiner Urtheile bemerklich. Er erregte in ihm den Wunsch, einen Mann von solchem Werthe für seinen Umgang sowohl, als für den Dienst seines Landes zu erobern. Alles, was er indessen vor der Hand thun konnte, war, ihn aufzumuntern, sich durch fortgesetztes Studium der Geschichte und der Rechtswissenschaft zu den Geschäften geschickt zu machen, denen er ihn in einem ehrenvollen Posten seines Hofes zu bestimmen hoffte. Um ihn seiner Person näher zu haben, schlug er ihm vor, seinen Aufenthalt nach Frankfurt am Main zu verlegen, bis er die Arbeit an seiner Beförderung zu Ende gebracht hätte.

Hier vollendete Leibnitz zwei Schriften, wovon er die eine bereits auf seiner Reise nach Altorf angefangen hatte. Beide waren bestimmt, zu einer Reformation des römischen Rechtes den Weg zu bahnen, dessen Gebrechen und Vorzüge nur ein Genie, wie das Leibnitzische, in welchem sich eine so tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einem so philosophischen Geiste vereinigte, genau zu entdecken und richtig gegen einander abzuwägen im Stande war. So wie niemand ein guter Gesetzgeber seyn kann, ohne ein Weltweiser zu seyn, so kann auch kein Rechtsgelehrter eine zerstreute Sammlung von Gesetzen in eine systematische Ordnung bringen, wenn ihm nicht die Fackel einer hellen Philosophie dabei vorleuchtet. Die Gesetze müssen aus der Natur des Menschen und der Dinge geschöpft, sie müssen den menschlichen Bedürfnissen, Neigungen und Leidenschaften angepaßt werden, zu deren Kenntniß nur die erhabenste Philosophie führen kann.

Eine lichtvolle Ordnung in dem Zusammenhange der Gesetze unter einander erleichtert ihre Uebersicht, befördert die Erkenntniß ihres Inhaltes, vermindert ihre Anzahl und verallgemeinert ihre

Anwendung. Das älteste römische Recht suchte diese Zwecke durch einige allgemeine Grundsätze, und da, wo diese nicht hinreichten, durch ihre Klageformeln zu erreichen. Allein, als nach und nach die Vermehrung der Geschäfte und die Verwicklung der Rechtsfälle immer neue Verordnungen der gesetzgebenden Macht und immer neue Entscheidungen der Rechtslehrer nothwendig gemacht hatten; so mußte endlich das Recht unter der Last der Gesetze erliegen; die Menge der Gesetze machte das Recht selbst ungewiß. Man fand es nothwendig, sie in einen Körper zu sammlen; allein diese Sammlung ward mit so wenig Ueberlegung gemacht, das ganze Chaos ward so blindlings zusammengerafft, daß sie zu nichts diente, als die Ungewißheit und die Widersprüche einer so unförmlichen Gesetzgebung, wie die Finsterniß von Miltons Hölle, nur noch sichtbarer zu machen.

In dieser Gestalt war das römische Gesetzbuch auf die Deutschen vererbt, und es konnte nicht fehlen, daß bei dem immer zunehmenden Lichte der Wissenschaften seine Mißgestalt endlich in die Augen fallen mußte. Es ohne Schonung zu verwerfen und mit Hülfe desselben ein ganz neues Gebäude

der bürgerlichen Gesetze aufzuführen, wäre das natürlichste gewesen. Allein dazu war der deutsche Geist noch nicht reif, und der Boden von dem Unkraute der Vorurtheile und des Eigennutzes der Rechtsgelehrten noch nicht frei genug. Alles was man sich zu wünschen getrauete, war in dem Innern des Gebäudes, dessen Mauern und Grundveste man nicht erschüttern durfte, mehr Licht und Ordnung zu bringen; und dazu that Leibnitz in den zwei Schriften: neue Methode, die Rechtsgelehrsamkeit zu lehren und zu lernen, und Verzeichnung der Art, wie das Gesetzbuch richtiger kann zusammengesetzt werden, unter dem verdeckten Namen Veridicus a Justiniano, Vorschläge, die noch jetzt von den scharfsinnigsten und gelehrtesten Rechtslehrern mit Bewunderung empfohlen werden. Sie erforderten eine Gelehrsamkeit, die in unsern Zeiten, wo das Studium der praktischen Rechtswissenschaft auf einige allgemeine Grundsätze und die Erfahrung des Gerichtsgebrauchs eingeschränkt ist, ein überflüssiges Gepränge scheinen kann. Allein wie sollte der philosophische Reformator der Wissenschaft sie entbehren? Wie sollte

er ein Gebäude aufführen, dessen Materialien er nicht zu sondern wüßte, und wie sollte er sie sondern, wenn er sie nicht kennte?

Leibnitz verlangte, daß man alle die größern Abtheilungen des römischen Gesetzbuches, die Institutionen, Pandekten, den Coder, und die Novellen in einen Körper zusammenschmelzen und dabei die Pandekten zum Grunde legen solle. Darin sollte man die Gesetze nach den fünf Hauptquellen aller Rechte und Verbindlichkeiten, 1) der Natur, die einem jeden Menschen Freiheit und Vermögen über die herrenlosen Sachen giebt; 2) der Erbfolge, 3) des Besitzes, 4) der Verträge, 5) der Beleidigung, in der Ordnung zusammentragen, daß man von den allgemeinen Materien zu den untergeordneten, und von diesen zu den speciellen herabstiege. Man hat an diesen Rubriken in der Folge manches ausgesetzt; allein man hat noch keine andern finden können, die nicht gleichfalls ihre Schwierigkeiten hätten.

Es ist vielleicht nicht unnütz, die Verdienste des Weltweisen um die bürgerliche Gesetzgebung wieder in Erinnerung zu bringen. Wir vergessen oft über die Fortschritte, die wir in einer Laufbahn gethan

haben, denjenigen, der diese Laufbahn zuerst eröffnet hat, und das würde auch der Fall mit Leibnitzens Verdiensten um die Rechtswissenschaft seyn, wenn nicht erst noch ganz kürzlich ein scharfsinniger Rechtsgelehrter ihr Andenken wieder aufgefrischt hätte.

Indem Leibnitz damit beschäftigt war, an diese Vorschläge zur Verbesserung der Rechtswissenschaft die letzte Hand zu legen, ward er im Jahre 1667 nach Mainz berufen, um dem Churfürsten vorgestellt zu werden. Gleich in den ersten Unterredungen mit diesem vortreflichen Fürsten bestätigte er die gute Meinung, welche der Herr von Boineburg von ihm vorbereitet hatte, durch seine Verbesserungsplane so sehr, daß der Kurfürst sie nicht nur bald bekannt gemacht zu sehen, sondern auch ihren Schöpfer selbst zu besitzen wünschte. Leibnitz gab daher seine Methode im Jahre 1668 mit einer Zuschrift an den Kurfürsten heraus, welchem sogleich seine Verbesserung des römischen Gesetzbuches, deren Ausführung seinem neuen Beschützer am meisten am Herzen lag, im Jahre 1669 nachfolgte.

Hier kam also Leibnitz mit den ersten großen

Männern zusammen, die auf seine eigene Größe so mächtig wirken sollten. Denn auch der Kurfürst gehörte in die Klasse der Großen und Edeln, deren Andenken eine dankbare Nachwelt in der Liste namenloser Regenten nicht darf untergehen lassen.

Johann Philipp Graf von Schönborn verdient unter den aufgeklärtesten Fürsten und unter den Wohlthätern seines Vaterlandes genannt zu werden. Als Kenner und Freund der Wissenschaften zeichnete er sich schon auf dem letzten Reichstage zu Regensburg aus, wo er kein gleichgültiger Bewunderer der ersten Versuche war, die Otto van Guerike mit seiner neuerfundenen Luftpumpe vor der Reichstagsversammlung machte. Er erhielt von ihm gegen eine fürstliche Vergeltung den ganzen Apparat derselben, den er seiner Universität Würzburg schenkte, wo der Jesuit Andreas Schottus ihre Wunder zuerst der Welt durch den Druck mittheilte.

Allein mehr als dieses verewigt ihn das nicht so bekannte Verdienst, daß er der erste gewesen ist, der in seinen Staaten den Hexenprozeß abgeschafft hat. Leibnitz hat diesem großen Manne noch in einen letzten Lebensjahren ein Denkmal gestiftet,

welches auch in einem Pantheon der Deutschen zu stehen verdient. „Ich habe," sagt er in seiner Theodicee, „von dem großen Kurfürsten Johann „Philipp von Schönborn gehört, daß, als „sich der Pater Spee in Franken aufgehalten, „zu der Zeit, da man mit Verbrennen gegen die „Hexen wie unsinnig wüthete, er viele zum Schei„terhaufen begleitet habe, die er insgesamt aus der „Beichte und aus andern Fragen, die er an sie „gethan, für völlig unschuldig erkannt. Das habe „ihn so sehr gerührt, daß, so gefährlich die Wahr„heit damals noch war, er sich doch entschlossen „habe, jedoch ohne sich zu nennen, seine peinli„che Vorsicht (Cautio criminalis) in Anse„hung des Verbrennens der Hexen zu schreiben. „Diese Schrift bewog den Kurfürsten, der damals „noch Domherr war, sobald er zuerst als Bischof „von Würzburg und hernach als Kurfürst von „Mainz zur Regierung kam, das Verbrennen der „vermeinten Hexen abzuschaffen, worin ihm die „Herzoge von Braunschweig, und endlich die „meisten andern Fürsten und Stände von Deutsch„land nachgefolgt sind."

Es war zu erwarten, daß ein Mann, der die

Beförderung seines äußern Glückes mit den Aussichten zu seiner höhern Geistesbildung zu verbinden suchte, den Dienst eines so großen Mannes und eines so vortreflichen Regenten, jedem andern vorziehen würde. Indeß waren ihm gerade um diese Zeit glänzende Anerbietungen von dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg gethan. Dieser Prinz war im Jahre 1668 nach dem Tode Johann Casimirs unter den Candidaten zur polnischen Krone, und Leibnitz hatte in einer eigenen lateinischen Schrift: Versuch politischer Beweise zu der Wahl eines neuen Königs von Pohlen, die er unter dem erdichteten Namen des Georg Ulicovius herausgegeben, dem Herrn von Boineburg, der die Geschäfte des Pfalzgrafen in Pohlen besorgte, seine Unterhandlungen vorzubereiten und zu unterstützen gesucht. Obgleich diese Bemühungen keinen glücklichen Erfolg hatten; so glaubte der Pfalzgraf doch sie belohnen zu müssen. Er ließ Leibnitzen eine Stelle an seinem Hofe antragen, allein Leibnitz wählte den geschäftsvollern Posten eines Kurmainzischen Kanzleirevisionsraths, den ihm der Kurfürst angeboten hatte.

Hier sehen wir ihn wieder zu der Philosophie zurückkehren, und die Hand an das Werk ihrer Reformation legen. Denn im Jahre 1670 gab er des Marius Nizolius philosophischen Antibarbarus heraus, der im Jahr 1553 zuerst unter dem Titel: Von den wahren Grundsätzen und der wahren Art zu philosophiren, erschienen war. Dieser erste Schritt ist in der Folge durch ungleich größere von ihm selbst übertroffen worden, so wie die Sonne in ihrer größten Höhe die Morgenröthe, welche den Tag verkündigt, durch ihren eigenen Glanz überstrahlet. Da aber in der moralischen Welt, wie in der physischen, Alles von dem Unvollkommenen nur allmählig zur Vollkommenheit reifet, und die Natur auf jeder Stufe ihrer Entwikkelungen schön und belehrend ist: so ist es auch angenehm, das Genie bei dem ersten Streben seiner Kräfte zu beobachten.

Der erste Schritt zur Verbesserung der Philosophie geschah dadurch, daß man sie aus dem Kerker der Klöster hervorzog und sie nach und nach den Händen der Geistlichkeit entriß. Hier war sie in dem Dunkel einer barbarischen, aber durch die Religion selbst geheiligten Sprache nur einer klei-

nen Anzahl Menschen zugänglich gewesen, die das Interesse ihres Ordens gegen das Abschreckende unfruchtbarer Spitzfindigkeiten und den Ekel an einer empörenden Schulterminologie unempfindlich machte. Dieses erste Glück verdankte man der Bekanntschaft mit den Ueberresten der schönen Litteratur des griechischen und römischen Alterthumes, die sich mit der Wiederherstellung der Wissenschaften im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert überall zu verbreiten anfingen. Wer blos eine Philosophie des Lebens brauchte, fand sie in den Schriften eines Plato, Xenophon, Plutarch, Marcus Aurelius, Epiktet, Cicero, Seneca, und mit ihr Nahrung für seinen Geist, Muster zu Bildung seines Geschmacks und Wärme zur Belebung seiner sittlichen Gefühle. So lange die europäischen Nationen noch keine eigene Litteratur, noch nicht klassische Schriftsteller genug in ihren eigenen Landessprachen hatten, mußte alle Geistesbildung von der Bekanntschaft mit den Alten ausgehen, man sahe daher das jetzt unbegreifliche Schauspiel von Fürsten und Fürstinnen, die in den Geheimnissen der griechischen und lateinischen Sprache eingeweihet waren, von Hel-

binnen, die mit dem Epiktet in der Hand zum Tode gingen; die Verbesserung der Philosophie mußte sich aber auch darauf einschränken, sie in das schönere Gewand nach dem reinern und edlern Geschmacke des Alterthumes zu kleiden. Und darauf gingen die Bemühungen des Marius Nizolius.

Daß aber Leibnitz zu der Ausführung seiner Verbesserungsplane einen so alten Reformator wählte, davon lag der Grund theils in dem damaligen Zustande der deutschen Litteratur, theils in seiner besondern Meinung über die Bedürfnisse der Philosophie. Die deutsche Sprache hatte um diese Zeit auch noch nicht den geringsten Versuch gemacht, sich zu einem erträglichen philosophischen Vortrage zu bilden, die Philosophie hatte noch kein anderes Werkzeug, als die lateinische Sprache; alles, was man also für sie thun konnte, war, diesen einzigen Dollmetscher derselben verständlich reden zu lehren. Opitz, Flemming, Logau, Lohenstein, hatten noch nicht angefangen, in das Chaos der deutschen Sprache einige Regelmäßigkeit, Ordnung und Licht zu bringen, und die deutschen Schriften des Christian Thoma-

sius, insonderheit aber Wolfs deutsche Philosophie vorzubereiten.

Dieser Grund, warum Leibnitz sich an einen solchen alten Verbesserer anschloß, lag in der Herrschaft der Umstände, und er wirkte wider seinen Willen auf ihn. Ein anderer, der vielleicht seine Wahl noch kräftiger bestimmte, war eine gewisse Vorliebe zu eigenen Theilen der alten Philosophie, die ihn nie verlassen hat. Er glaubte, daß unter dem Unrathe der Schulphilosophie noch manche Goldkörner verborgen liegen, welche mit der gänzlichen Verwerfung derselben zugleich würden verloren gehen.

Dieses war um desto mehr zu besorgen, da die neue Philosophie eines Bako, Gassendi, Descartes, so viele Vorzüge hatte, mit denen es ihr leicht werden mußte, sich auf den Trümmern der alten festzusetzen. Sie war in der verständlichsten Sprache vorgetragen, sie zeigte sich in der angenehmsten Einkleidung und mit aller Klarheit und Leichtigkeit der Evidenz der Sinne und der Einbildungskraft. Sie hielt sich größtentheils in den Schranken der Erfahrung, und suchte auf dem leichten und angenehmen Wege der Beobachtung

und Induktion zur Gewißheit zu führen. Leibnitz sahe noch jenseits der Sinne und der Erfahrung ein Feld für die Wissenschaft, das die Schulphilosophie nur unglücklich bearbeitet hatte, und zwar darum hauptsächlich so unglücklich bearbeitet hatte, weil sie sich allein darauf einschränkte und sich dadurch in unerreichbare Abstraktionen verlor, die durch ihre zu weite Entfernung von der Evidenz der unmittelbaren Anschauung unverständlich werden mußten. Diese Wissenschaft nannte die Schule die erste Philosophie, und Leibnitz gedachte sie zu retten, indem er sie brauchbarer und verständlicher zu machen suchte. Ihre Hauptfehler waren eine barbarische Kunstsprache und Erklärungen, die durch ihren uneigentlichen, bildlichen Ausdruck noch dunkler wurden, als was sie erklären sollten. Er schlug also eine wissenschaftliche Sprache vor, die sich der gemeinen, welche sich immer am nächsten an das Anschauliche hält, so lange bediene, als sie für ihre unentbehrlichen Begriffe die nöthigen Ausdrücke fände, ohne den Vortrag durch lange Umschreibungen zu weitläuftig zu machen, die Erklärungen aber in den eigentlichsten Wörtern abzufassen, die sich am Ende in solche Begriffe auflöseten, welche durch

unmittelbares Anschauen klar sind. Diese Vorschläge empfahl er in einer Vorrede, die noch jetzt durch mehrere andere tiefgedachte Bemerkungen über die wissenschaftliche Sprache lesenswürdig ist.

Indem er sich so mit der alten Philosophie beschäftigte, verlor er die neue darüber nicht aus den Augen. Denn schon in dem folgenden Jahre erschienen seine beiden kleinen Schriften, die Theoria motus abstracti, (Theorie der abstrakten Bewegung) und die Hypothesis physica nova, (Neue physische Hypothese,) wovon er die erstere der Akademie der Wissenschaften zu Paris und die andere der Gesellschaft der Wissenschaften in London zueignete.

In der Erstern läßt er die Natur der Körper und die innern Ursachen ihrer Erscheinungen unentschieden und betrachtet die Bewegung, so wie sie in der Mechanik betrachtet wird, an und für sich selbst, als ein Ding, das durch Geschwindigkeit und Richtung abgeändert wird. Da er hier blos bei der Erfahrung stehen bleibt, um daraus in Verbindung mit unumstößlichen mathematischen Lehrsätzen die Gesetze der Bewegung herzuleiten:

so konnte er auf einen allgemeinen Beifall rechnen, und Fontenelle erklärt daher diese Schrift für eine sehr genaue und fast ganz neue Theorie der Bewegung überhaupt.

In der neuen physischen Hypothese dringt er tiefer in die Natur der Körper und in die Ursachen der wirklichen Bewegung ein. Da er in der Folge selbst bei der in dieser Schrift vorgetragenen Hypothese nicht ist stehen geblieben: so müssen wir etwas bei dem ersten Standpunkte verweilen, von dem er ausgegangen ist, um ihm in jeder Höhe bis zu der letzten, zu der sich sein kühner Scharfsinn emporschwang, nachsehen zu können.

Sobald man über die sichtbaren Eigenschaften und Veränderungen der Körper, oder überhaupt über das, was sich an ihnen den Sinnen offenbart, zu philosophiren anfing; so mußte man zulezt auf etwas kommen, das von den Sinnen nicht empfunden werden kann. Wenn man die gemischten Körper aus gleichartigen zusammensetzte, dergleichen die alten vier Elemente und in der Folge die drei chemischen Grundstoffe zu seyn schienen: so blieb immer noch die Frage übrig, da sie sich selbst noch den Sinnen zeigen, welches der letzte Grund auch

dieser Grundstoffe sey. Der höchste Flug, den hier der menschliche Verstand vor der Hand nehmen konnte, war, die Eigenschaften der sichtbaren Körper in einer solchen Materie zu suchen, die sich ihrer Feinheit wegen durch die Sinne nicht unterscheiden läßt, und daher nur in ihren Wirkungen und in Masse empfindbar werden kann. Dergleichen waren die Atomen des Gassendi und die erste Materie des Descartes. Da ferner sowohl die äußern Bewegungen der großen Hauptkörper als die innern Bewegungen, welche in den gemischten Körpern Veränderungen und Erscheinungen hervorbringen, — weil kein Körper sich ohne Anstoß bewegen kann — den Anstoß eines andern Körpers voraussetzen, der sich gleichwohl aller Schärfe der Sinne entzieht: so gebrauchte man auch diese Atomen und diese feine Materie zur Erklärung der Entstehung und Mittheilung der Bewegung. Die Hypothese, welche Leibnitz in seiner zweiten Schrift über die Bewegung, vorträgt, ist: daß der Aether die höchst feine elastische Materie sey, durch deren Wirksamkeit alle Bewegung in der Welt gewirkt werde.

In dieser Schrift nimmt er Raum und Zeit

noch als absolute und reale Dinge, oder als Dinge an sich an, die eine gleichförmige Ausdehnung haben, so wie sie von den Sinnen und der Einbildungskraft vorgestellt werden, und weiter brauchte er in einer physischen Hypothese in das Wesen der Körper nicht einzudringen. Allein er war auch in seinen metaphysischen Untersuchungen in dieser Materie damals noch nicht weiter gekommen. Denn er verwirft in der Folge die hier vorgetragenen Gedanken als unreif.

Auf dieser Stufe der Entwicklung blieb er eine geraume Zeit mit seinem metaphysischen Systeme stehen; seine Reisen nach Frankreich und England, nebst andern Arbeiten verursachten darin eine lange Unterbrechung. Als er endlich wieder darauf zurückkam, war er selbst der erste, der das Unzulängliche davon einsah und es mit der Unbefangenheit und Unpartheilichkeit anzuzeigen, die einem Manne nichts kostet, der es sich bewußt ist, so weit gekommen zu seyn, als die größten seiner Vorgänger, und wenn in der Folge sich die Gränzen der Wissenschaft erweitert haben, es selbst zu seyn, dem sie diese Erweiterung zu verdanken haben. So schreibt er an Foucher, einen gelehrten Geistlichen in Dijon,

von seiner neuen Hypothese und überhaupt von seinen frühern Arbeiten: „Sie können etwas gutes „enthalten, weil Sie und einige andere es glauben. Allein es giebt darin auch einige Stellen, „über die ich jetzt besser unterrichtet zu seyn glaube; „unter andern erkläre ich mich nunmehr ganz anders über das Unendliche. Es war der Versuch „eines jungen Menschen, der noch nicht tief in die „Mathematik eingedrungen war.“ Gleichwohl enthält auch diese Schrift schon Spuren von ungemeinem Tiefsinn, und selbst Gedanken, die durch ihre Neuheit auffallen mußten, und durch ihre Kühnheit noch größere Kühnheit verkündigten. Denn schon hier findet sich der Lehrsatz, daß kein Zusammenhängen ohne Bewegung seyn könne, daß also die Materie, daß die Sonne, die Erde sich stets bewegen müssen, weil sie zusammenhängen.

So hoch war bereits Leibnitzens Ruhm gestiegen, und er hatte kaum das vierundzwanzigste Jahr seines Alters zurückgelegt. Allein schon hier sollte eine neue Periode seines Lebens beginnen, worin er auf einem größern Theater erscheinen, seinem Geiste eine allgemeinere Ausbildung geben, so wie seinen Ruhm und seine Thätigkeit über einen

größern Raum verbreiten sollte. Denn im Jahr 1672 verschaffte ihm der Herr von Boineburg Gelegenheit, nach Frankreich zu reisen und sich auf eine unbestimmte Zeit in Paris aufzuhalten, um daselbst gewisse Angelegenheiten für ihn zu besorgen, und die Bildung seines Sohnes unter seiner Aufsicht zu vollenden.

Hier kam er in eine neue Welt, hier umringten ihn eine unendliche Menge neuer Gegenstände, die aber sein allumfassendes Genie durch ihre Masse so wenig zu betäuben und zu unterdrücken vermochten, daß er sich bald eines jeden bemächtigte, um ihn mit der Theilnehmung, wozu ihn seine bereits erworbenen Kenntnisse in den Stand setzten, zu immer weitern und schnellern Fortschritten zu benuzzen. Der glänzende Hof Ludwig des Vierzehnten hatte alle Künste um sich herum versammlet, die durch seinen Schutz und die belohnenden Auszeichnungen, womit er sie aufmunterte, einen Trieb erhielten, der die Kultur der französischen Nation zu der ersten von Europa zu machen begann.

Die Größe dieses nach seinem Tode eben so übertrieben getadelten, als bei seinem Leben über-

trieben bewunderten Königs hatte damals beinahe ihren höchsten Gipfel erreicht. Eine, durch keine Partheien mehr getheilte, in ihrer Ergebenheit für seine Person vereinigte Nation fühlte sich von dem Stolze begeistert, mit dem sie an dem Glanze Theil nahm, der ganz Europa mit Bewunderung für ihn erfüllt hatte. Die Ueberreste von den Sitten der Ritterzeiten, die er noch aus seiner frühesten Bildung mitgebracht hatte, und die nach seinem Tode, vielleicht zum unersetzlichen Schaden der Monarchie gänzlich vertilgt wurden, gaben seiner Größe etwas Romanhaftes, das aber seinem Hofe und seiner Regierung eine Würde mittheilte, womit er die Gemüther der Einheimischen und Fremden unterjochte, indem er durch seine Gesprächigkeit und die Unterhaltung, die seine Hoffeste gewährten, die Herzen der Müßigen und Vergnügen suchenden, so wie durch die Verbreitung der Wissenschaften und durch die Werke des Geistes und Geschmackes, womit er sie verschönerte, den Beifall der Gelehrten, Verständigen und Geschmackvollen gewann.

Indeß Pascals selbst jetzt noch nicht veralteten Provinzialbriefe die französische Prosa ihrer

Vollendung näher brachten, erhob Peter Corneille, Johann Racine das Trauerspiel, Moliere das Lustspiel, und Boileau die geistreiche Korrektheit der poetischen Diktion zu dem Grade der Vollkommenheit, der dem französischen Geschmacke angemessen ist. Selbst die verschwenderische Pracht in den Gebäuden, den Lustgärten und den Wasserkünsten, die Eroberungssucht, welche in immer erneuerten Kriegen Festungen zu bauen und zu belagern hatte, mußten den Künsten und Wissenschaften dienstbar werden. Die großen Werke der Mechanik und der Hydraulik, die Ludwig verlangte, mußte das Genie der Künstler spannen, um die ganze Abenteuerlichkeit seiner Unternehmungen zu erreichen, und eine durch neue Methoden erhöhte Geometrie, so wie eine durch Versuche und Beobachtung erweiterte Kenntniß der Naturkräfte nothwendig machen.

So entstand das berühmte Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten, so erhob sich die französische Nation zu einer Höhe der Kultur, die sich von dem Hofe aus durch alle Stände verbreitete, und die sie einem Könige verdankte, dessen Verdienste um die Bildung seiner Nation

selbst ein gerechter Feind der Monarchie nicht verkennen wird.

Und mitten in dieser regen Lebendigkeit, mitten in dieser kraftvollen Thätigkeit, womit die Wissenschaften ihrer Vollkommenheit entgegenreiften, kam Leibnitz in der französischen Hauptstadt an. Hier fand er in einem kleinen Raume zusammen, was seine Wißbegierde reizen, seinen Durst nach neuen Kenntnissen befriedigen und alle seine Kräfte zu neuen Anstrengungen spannen konnte. Künstler und Kunstwerke, geistreiche Schriftsteller und wissenschaftliche Gelehrte, Mathematiker, Naturforscher, Philosophen verbreiteten ein ihm noch ungesehenes Licht um sich her, in dessen Kreise er so wenig fremd sich fand, daß er sich bald an die größten unter ihnen anschließen, und das Licht, was er in ihrer Nähe erhalten hatte, reiner und stärker um sich her verbreiten konnte.

Gleich bei seiner Ankunft befand er sich mitten unter den Zurüstungen zu dem Holländischen Kriege, der im Jahre 1672 ausbrach. Er sahe dem Kriege einer christlichen Macht mit der andern mit einem Unwillen entgegen, der seinen besondern Grund in seinen eigenen Begriffen von dem christlichen Eu-

ropa, als einem durch die Religion zu einer Republik vereinigten System verbündeter Staaten hatte, und er beschloß, seinem nahen Ausbruche zuvorzukommen. Ein junger neuangekommener Fremdling faßt den kühnen Gedanken, einen großen, ehrgeitzigen, erobrungssüchtigen, auf sein bisheriges Kriegesglück stolzen und von den ersten Feldherrn Europens umringten Monarchen von einem Kriege abzubringen, in dem er seinen Stolz, seine Rache und seine Erobrungssucht in gleichem Grade zu befriedigen hoffte.

Man dürfte dieses beinahe abentheuerliche Unternehmen vielleicht mit Recht für unglaublich halten, wenn sich nicht die Urschriften seines Briefwechsels mit dem damaligen französischen Minister der auswärtigen Geschäfte auf der Bibliothek zu Hannover bis auf unsere Zeiten erhalten hätten. Um den Stolz des großen Königs nicht zu beleidigen und seiner Erobrungssucht eine reichere, so wie seiner Ruhmbegierde eine ehrenvollere und seiner Andächtelei eine verdienstlichere Laufbahn zu zeigen, sucht er seinem Unternehmungsgeiste eine noch romanhaftere Richtung zu geben, indem er ihm die Eroberung von Aegypten, als ein rühmlicheres,

leichteres, verdienstlicheres und gewinnvolleres Werk seiner sieggewohnten Waffen vorschlägt. Dieser Vorschlag fand, wie der Erfolg gelehrt hat, kein Gehör; er wurde indeß gütig aufgenommen und verbindlich abgewiesen. Eine kurze Erwähnung desselben darf aber in einer Schilderung des Leibnitzischen Geistes, die aus den treffendsten Zügen zusammengesetzt seyn soll, nicht übergangen werden, und es ist zu verwundern, daß man ihn in allen bisherigen Lebensbeschreibungen des großen Mannes vergebens sucht *).

---

*) Die Königliche Bibliothek zu Hannover bewahrt noch die kostbaren urkundlichen Ueberreste dieser Unterhandlung auf. Sie bestehen 1) aus dem Concepte eines undatirten Briefes von Leibnitz an den König von Frankreich auf einem halben unbeschnittenen Foliobogen, worin er ihm den Vorschlag Aegypten zu erobern vorträgt. Man weiß nicht, ob Leibnitz diesen Brief hat abgehen lassen. 2. Aus einer Copey eines Schreibens des französischen Ministers Pomponne an Leibnitz von Leibnitzens eigner Hand. 3. Aus Leibnitzens eigenhändigem ausführlicherem Entwurfe von etwa 50 bis 60 enge geschriebenen Foliobogen. Der Brief des Ministers ist kurz genug, um hier Platz zu finden; er kann vielleicht die Neubegierde für das Uebrige erregen:

So wenig Glück indeß dieser kühne und sonderbare Schritt des deutschen Gelehrten gemacht hatte, so diente er doch gewiß dazu, allgemeine Aufmerksamkeit einer Nation auf einen jungen Fremdling zu ziehen, die das Außerordentliche liebt, sich für Geist und Muth so leicht begeistert und deren Eigenliebe gegen das Interesse der Fremden für ihre Größe und für ihren Ruhm so dankbar ist.

Wie bald er, mitten in einem Zusammenflusse so vieler Gelehrten, eine ausgezeichnete Aufmerk-

---

A St. Germain le 12. Fevrier 1679.

Monsieur!

J'avois deja receu par le Sieur Heis les Lettres, qu'il Vous avoit plu de m'ecrire. Monsieur Verjus m'a envoyé depuis celle du Iqr de ce mois. Toutes m'obligent à Vous, temoigner combien je suis sensible à Vos Civilités, et combien je profite avec plaisir de cette occasion pour Vous assurer de l'estime, que j'avois conceue depuis longtems pour Votre merite et dont je suis bien aise de Vous faire paroistre moi même la verité. J'ai eu l'honneur de rendre compte au Roy non seulement de Vos Lettres, mais des memoires, que Vous y avés joints et qui portent en general un avis très grand pour la gloire et l'avantage de Sa Mté, sans qu'ils fassent voir, par quels

samkeit erregte, davon ist unter andern der Auftrag ein Beweis, den er von dem nachmaligen berühmten Bischofe Peter Daniel Huet erhielt, durch die Bearbeitung des Martianus Capella an der Herausgabe der lateinischen Schriftsteller zum Gebrauch des Dauphins Theil zu nehmen. Dieser durch seine barbarische Sprache so dunkle Schriftsteller erforderte zu seiner Erklärung nicht allein einen geschickten Sprachgelehrten, sondern auch einen in der ganzen Encyklopädie der Wissenschaften bewanderten Mann, den man in

---

moyens, il se peut executer. Comme l'Auteur s'est reservé (ainsi que Vous le marqués) de s'en pouvoir declarer luy même, Sa Mté verra volontiers les ouvertures, qu'il auroit à faire, soit qu'il veuille venir ici pour s'en expliquer, soit qu'il le veuille faire par telle autre voye, que Vous jugeriés à propos. Dans une proposition d'autant d'estendue et qui promet de si grandes choses, S. M. considere particulierement l'opinion que Vous en avés par la connoissance, qu'Elle a de Votre discernement et de Vos lumieres. Croyés moi s'il Vous plait avec verité

Monsieur

Votre très humble et tres affectionne

Serviteur

Arnauld de Pomponne.

Leibnitzens Person gefunden zu haben glaubte. Diese Arbeit ist nie öffentlich erschienen, es ist aber zweifelhaft, ob er sie gänzlich abgelehnt hat, oder ob ihm seine fertige Handschrift ist entwendet worden. So viel ist gewiß, daß er glaubte, die großen Kosten, welche man auf diese prächtigen Ausgaben verschwendete, könnten besser zum Fortgange der Wissenschaften verwandt werden.

Das was er sogleich nach seiner Ankunft in Paris mit ausgezeichnetem Eifer trieb, war die Mathematik, und die Gelegenheit dazu fand er in seinem Umgange mit Huygens, dem berühmten Entdecker des Saturnusringes und Erfinder der Pendeluhren. Er bekennet es mit der unaufgeforderten Offenherzigkeit eines großen Mannes, der auf seine ersten Schritte zur Vollkommenheit ohne Beschämung zurücksehen darf, wie viel er in Frankreich noch zu lernen gehabt habe. „Ich gestehe," schreibt er dem Abbé Conti, einem edlen Venetianer, „daß ich im J. 1672 weder von den unendlichen „Reihen des Mercator, noch von andern Thei„len der durch die neuesten Methoden erweiterten „Geometrie einen Begriff hatte. Ich war selbst „nicht einmal in der Analysis des Descartes

„bewandert. Nur erst nach und nach machte mich „Herr Huygens mit diesen Materien bekannt, „als ich in Paris mit ihm umging.“

Allein seine Fortschritte in dieser Wissenschaft waren so rasch, daß er schon am Ende des folgenden Jahres seine arithmetische Quadratur des Zirkels fand, die Huygens billigte, und von der er dem Sekretär der londonschen Gesellschaft der Wissenschaften, Oldenburg, einem Gelehrten aus Bremen, Nachricht gab. Die Zahlenreihe, wodurch sie ausgedruckt wird, zeichnete sich durch ihre Schönheit aus, indem die Zähler einander gleich waren, und die Nenner in einer regelmäßigen Progression den ungeraden Zahlen folgten; eine Schönheit, worin sie nur von der Newtonschen übertroffen wurde, worin zu der Regelmäßigkeit in der Progression der Nenner, die Mannichfaltigkeit und Regelmäßigkeit in den Zählern hinzukam.

Diese Erfindungen waren indeß nur die Vorspiele zu weit größern und wichtigern. Denn schon im Jahre 1677 theilte er dem großen Newton seine Erfindung der Differentialrechnung mit. Sie ward in der Folge der Gegenstand einer Streitigkeit, deren Ende Leibnitz nicht erlebt hat.

Die Größe des Mannes, der sein einziger Mitbewerber um den Ruhm dieser Erfindung war, die Hitze, mit welcher die Verehrer Newtons diesen Ruhm für ihren großen Mitbürger zu erfechten suchten, die Bewegungen, wodurch sie die Sache eines Gelehrten zu einer Sache der ganzen Nazion machten, für die sie mit aller Heftigkeit der englischen Nazionaleifersucht stritten — alles dieses muß auch demjenigen, der sich nicht durch die Sache selbst davon überzeugen kann, zum Beweise dienen, wie groß, wie schwer und wie wichtig die Erfindung der neuen Methode in ihren Augen seyn mußte.

Wir stehen jetzt in einer solchen Entfernung von den Leidenschaften beider Partheien, daß wir die Gründe der Ansprüche auf beiden Seiten mit derjenigen Ruhe aus einander zu setzen im Stande sind, wobei die Vernunft und Gerechtigkeit die Entscheidung am leichtesten wird finden können. Man würde die deutsche Bescheidenheit für stumpfe Gleichgültigkeit halten, wenn sie den Lorbeer, den selbst die sachkundigsten Richter einer neutralen Nation, ein Montucla, D'Alembert und der durch sein trauriges Ende noch allgemeiner als

durch seine gelehrten Verdienste berühmte Bailly zwischen Leibnitz und Newton getheilt haben, könnten von dem Haupte des deutschen Unsterblichen reissen sehen, ohne seine so oft dargelegten Ansprüche auch hier zu wiederholen.

Leibnitz hatte schon seine Grundsätze der Differentialrechnung im Jahre 1684 im Monat Oktober in den Act. Erud. bekannt gemacht, und Newton trat erst mit seiner Fluxionsmethode im Jahre 1687 in einer Anmerkung zu seinem unsterblichen Werke der mathematischen Grundsätze der natürlichen Philosophie hervor. Wenn man also blos nach dem zu urtheilen hätte, was in gedruckten Schriften Jedermann vor Augen liegt: so wären die Ansprüche des Herrn von Leibnitz auf die Priorität der Erfindung außer allem Zweifel. Allein es war ein Briefwechsel über die Sache vorhergegangen, und dieser schien die Rechte der beiden großen Prätendenten zweifelhaft zu machen. Alles was indeß daraus bewiesen werden konnte, war, daß beide, ein jeder auf seinem eigenen Wege zu seiner Erfindung gelanget sey. Dabei war noch dieses für den deutschen Philosophen, daß er bei der gegenseitigen Mittheilung weit offner

und gerader zu Werke gegangen war, als der Britte. Denn als ihm Newton im Jahre 1676 zum erstenmale etwas von seiner Methode schrieb: so verhüllete er sie vermittelst der Versetzung der Buchstaben in ein unauflößliches Räthsel, indeß Leibnitz die seinige in seiner Antwort im J. 1677 klar und offen darlegte. Dieses berichtete Newton noch selbst in der oben angeführten Anmerkung im J. 1687. Und so würde dann die Ehre der Erfindung beiden zukommen; ein Jeder würde sie für sich gemacht, keiner sie von dem Andern entlehnt haben.

Erst eine geraume Zeit nachher, im J. 1699, wagte es Fatio in einer Schrift über die Linie des geschwindesten Herabsteigens zu behaupten, daß Newton der erste Erfinder der neuen Methode sey, und daß man zweifeln könne, ob der zweite nicht etwas von dem Ersten genommen habe. Leibnitz antwortete auf eine für Newton höchst verbindliche Art, er beklagte sich über die Londonsche Gesellschaft der Wissenschaften; allein die Sache wurde bald beigelegt, bis der Streit im J. 1708 wieder mit verdoppelter Heftigkeit losbrach. Und nun ward die Sache zweier einzelner Gelehrten

zu der Sache zweier Nationen. Keil, ein patriotischer Britte und enthusiastischer Verehrer Newtons, glaubte für die Ehre seines Vaterlandes und den Ruhm seines Lehrers nicht genug gethan zu haben, wenn er den deutschen Philosophen nicht alles Antheils an diesem Ruhme beraubte und überdieß noch die Schmach der Anmaßung einer fremden Erfindung auf ihn brächte. Er behauptete daher geradezu, daß Leibnitz bloß die Differenzen an die Stelle der Fluxionen gesetzt habe. Endlich vergaß die Gesellschaft der Wissenschaften zu London die Gränzen ihres Ansehens so weit, daß sie sich herausnahm, über eine gelehrte Streitigkeit, so wie die Admiralitätsgerichte über die Rechtmäßigkeit einer Prise, durch ernannte Kommissarien zu entscheiden, doch so, daß sie nur Newtons Priorität in Schutz nahm, ohne Leibnitzens Ansprüche auf die Erfindung selbst anzufechten. Als endlich Newton sich durch eine öffentliche Schrift an diese Streiter anschloß, antwortete ihm Leibnitz, sechs Monate vor seinem Tode, in einem Briefe, den er aus Schonung durch die Hände seiner gelehrten Freunde in Frankreich gehen ließ, worin er sein edelmüthiges Betragen in dieser

ganzen unglücklichen Streitigkeit in das helleste Licht setzte.

So endigte sich ein Streit, den Heftigkeit, Widerspruch, Eifersucht und Nationalstolz bis auf den höchsten Grad der Erbitterung getrieben hatte. Die unpartheiische Nachwelt kann jetzt ein gerechteres Urtheil fällen. Es ist nicht der geringste Grund vorhanden, in die Versicherung, die Leibnitz so oft widerholt hat, ohne allen Beweis, ein Mißtrauen zu setzen, das die Ehre eines Mannes beleidigen könnte, dem seine vielfachen Verdienste so häufige unbezweifelte Ansprüche an alle Arten des gelehrten Ruhmes geben. Er pflegte dem fremden Verdienste so gern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, daß er, wo er nur konnte, die Keime zu seinen tiefsinnigsten Theorieen bei andern aufsuchte, und war auf den Ruhm seiner Mitbewerber so wenig eifersüchtig, daß er ihnen seine Kenntnisse mit der edelsten Bereitwilligkeit mittheilte und, wie er sich ausdrückte, gern in Anderer Gärten Blumen sah, die aus seinem Saamen gewachsen waren.

In dem Streite über die Differentialrechnung selbst, hatte er mit einer solchen offenen Bescheiden-

heit gehandelt, die mit Newtons anagrammatischer Mißgunst, wie es ein eben so gelehrter Mathematiker als geistreicher Schriftsteller nennt, und dem ausschließenden selbstsüchtigen Stolze seiner Gegner in England sehr sonderbar absticht. Er theilt nicht allein seine Methode sogleich ohne Zurückhaltung mit, er beschreibt auch den Weg, wie er dazu gelanget, er verschweigt keinen seiner vergeblichen Versuche und verhehlt keine von den niedrigen Stufen seiner mathematischen Kenntnisse, von denen er sich nach und nach zu den höhern hinaufgeschwungen hat.

Selbst da Huygens, Tschirnhausen und andere große Mathematiker seiner Zeit, welche die erste Probe seiner Differentialrechnung gesehen hatten, dieses große Werkzeug der höchsten Geometrie, das sie noch nicht zu handhaben verstanden, mit Verachtung liegen ließen, suchte es ihnen Leibnitz nicht durch Empfehlung seiner Vortheile aufzudringen. Und erst als Jakob und Johann Bernoulli sich durch wiederhohlte Anstrengung seiner Methode bemächtigt und ihm ihr Entzücken über die Schönheit eines solchen Werkes des menschlichen Verstandes mitgetheilt

hatten, erst da entschloß er sich, noch neue Erweiterungen desselben bekannt zu machen. Mit diesem geraden und offenen Betragen des Deutschen vergleiche man endlich noch die zweideutige Politik der Britten, welche die berühmte Anmerkung in Newtons mathematischen Grundsätzen der natürlichen Philosophie vom J. 1687, worin er Leibnitzens Antheil an der Erfindung anerkannte, unterdrückten, und in der neuen Ausgabe durch eine andere ersetzten, weil doch eine Anmerkung da stehen mußte, wo einmal eine gestanden hatte. Statt zu diesen Künsten seine Zuflucht zu nehmen, dachte Leibnitz darauf, mit seinen Erfindungen noch weiter fortzurücken. Er hatte noch vor dem Jahre 1700 eine Methode gefunden, die Größen zu integriren, und er meldete es dem Bernoulli, mit dem Zusatze, daß er diese Erfindung für ein eigenes Werk über die Wissenschaft des Unendlichen bestimmte, mit welchem er umgehe. Er machte davon eine Probe in dem Leipziger gelehrten Tagebuche im J. 1702 bekannt, und noch wenig Tage vor seinem Tode schrieb er an Wolf, daß er über die Rechenkunst noch etwas Unverhofftes mitzutheilen habe, welches mit den

Erfindungen Newtons und der übrigen Engländer keine Aehnlichkeit haben werde.

Dieses Unverhoffte konnte nichts als eine allgemeine Methode seyn, alle Größen zu integriren, und wenn sich Leibnitz durch diese Erfindung um die Geometrie verdient gemacht hätte, so würde er sich selbst über den großen Newton erhoben haben. Dieses Lob über einen Gedanken, der nur angedeutet und nicht bekannt geworden ist, steht hier nicht an einem unrechten Orte. Die Geschichte der Menschen erzählt ihre Handlungen, ihre Bewegungsgründe, wenn sie enthüllt sind; die Geschichte ihres Geistes muß alle ihre Ideen enthalten. Was ist es für den Umfang des Genie's, daß ein Entwurf ist ins Werk gestellt worden? Die Menschen sind sowohl groß durch die Ideen, die sie gehabt, als durch die, welche sie ausgeführt haben.

Seine Bemühungen zur Erfindung neuer und zur Verbesserung schon bekannter Maschinen, sind weniger glücklich gewesen. Zu der Rechenmaschine, womit er sich während seinem ganzen Leben beschäftigte, gab ihm vielleicht Pascals Versuch Gelegenheit. Er zeigte den ersten Plan dazu dem be-

rühmten Colbert, der ihm Beifall gab, und aus einer Zeichnung von derselben, die sich in den vermischten Schriften der gelehrten Gesellschaft zu Berlin vom J. 1710 befindet, kann man sich einigermaßen einen Begriff davon machen. Unter seinen Handschriften, welche auf die königliche Bibliothek zu Hannover gekommen sind, befinden sich noch einige ganz unvollkommne Aufsätze, welche sich auf diese Maschine beziehen, die aber, wie ein völlig befugter Richter in diesen Sachen urtheilt, von seiner Uebung und Geduld im Zeichnen eben keine großen Begriffe geben, und die Vermuthung erregen, eine große Ursache der Schwierigkeiten, die er dabei gefunden, sey, daß er sich den Künstlern nicht habe genugsam verständlich machen können.

Mitten unter allen diesen Beschäftigungen erhielt er im Jahre 1673 die Nachricht von dem Tode des Herrn von Boineburg. Da dieser Tod ihn von den Geschäften entband, die er bisher für seinen Beförderer in Paris geführt hatte, so konnte er in diesem Jahre eine Reise nach England machen, und die Gelehrten, mit denen er schon durch Briefwechsel in Verbindung gestanden, in-

sonderheit den großen Isaak Newton, persönlich kennen lernen. Auf diesem neuen Theater hatte er nicht allein Gelegenheit seine Kenntnisse zu vermehren, sondern auch seinen Eifer für die Mathematik in dem Umgange mit den größten Männern in dieser Wissenschaft durch ein neues Interesse zu beleben.

Indeß war auch im Jahre 1674 sein großer Beschützer, der Kurfürst von Mainz, gestorben, und dieser Verlust nöthigte ihn, an seine Rückkehr nach Deutschland zu denken. Die Geschichte sagt uns nicht, warum der Tod dieses Fürsten Leibnitzens Entlassung aus den Diensten des mainzischen Hofes nach sich ziehen mußte, und es ist daher erlaubt zu vermuthen, daß er sie selbst aufzugeben entschlossen war, weil er unter einer neuen Regierung, bei der er vielleicht nicht auf die persönliche Gunst eines so gelehrten Beschützers, wie Johann Philipp war, zu Geschäften würde verdammt worden seyn, die ihn von den Wissenschaften abgezogen, und in den engen Kreis eines gewöhnlichen blos mechanischen Dienstes würden eingeschlossen haben.

Allein in dieser Verlegenheit blieb er nicht

lange. Denn in Paris, welches er vor seiner Rückreise nach Deutschland nochmals besuchte, erhielt er Anträge, die seiner eben so würdig, als seiner Liebe zu den Wissenschaften angemessen waren. Der französische Hof wiederhohlte sein Anerbieten, ihm eine Stelle bei der Akademie der Wissenschaften zu geben. Allein da dieses ihn auf immer von seinem Vaterlande würde entfernt haben, und wahrscheinlich wenigstens stillschweigend voraussetzte, daß er zu der katholischen Religion übertreten würde; so trug er kein Bedenken, den in allem Betracht weit vortheilhaftern Antrag des Herzogs Johann Friedrich von Hannover vorzuziehen. Dieser gelehrte Fürst, dem Leibnitz schon bei seinem Eintritte in die kurmainzischen Dienste durch den Herrn von Boineburg war bekannt geworden, säumte nicht, damit ihm kein anderer zuvorkommen möchte, sogleich nach dem Tode des Kurfürsten, sich Leibnitzens durch das Anerbieten der Stelle seines Bibliothekars mit einem ansehnlichen Gehalte und dem Hofrathskarakter, insonderheit aber, was dem wißbegierigen Gelehrten das angenehmste war, mit der Erlaubniß zu versichern, seinen Aufenthalt so lange

zu verlängern, als er es für nöthig halten würde.

Leibnitz machte indeß von dieser Erlaubniß einen bescheidenen Gebrauch. Denn im Jahre 1675 trat er seine Rückreise nach Deutschland über England und Holland an, und kam endlich im folgenden Jahre, weil er sich in Amsterdam, wegen des berühmten Burgermeister Hudden, eines großen Mathematikers, aufgehalten hatte, in Hannover an. Die Bibliothek empfand sogleich die Wirkungen seiner Thätigkeit durch den Ankauf der ansehnlichen Büchersammlung des gelehrten hamburgischen Arztes, Martin Vogels, wozu er den Herzog bewog, und die, außer vielen wichtigen historischen, physikalischen und medizinischen Werken, mehrere seltene Handschriften enthielt.

Er schränkte indeß seinen Eifer für die Wissenschaften nicht auf die Bereicherung der Bibliothek ein; er wußte den Geschmack und die Freigebigkeit des Herzogs noch auf andere Weise für die Beförderung derselben zu benutzen. Ein hamburgischer Chemist, Namens Brand, der das Vermögen seiner Frau durch alchymistische Arbeiten verzehrt hatte und nur noch von dem Verkaufe chemischer

Arzneien lebte, war auf die Erfindung eines neuen Phosphorus, den Leibnitz in der Folge den feurigen oder Pyropus nannte, gekommen, indem er den Prozeß, aus Urin eine Flüssigkeit zu bereiten, wodurch das Silber zu Golde könnte gereift werden, den er bei einem gedruckten Alchymisten fand, nachzumachen suchte. Ein neues Beispiel, wie die Alchymie, ohne es zu wollen, der Wissenschaft genutzt hat! Leibnitz erhielt die erste Nachricht durch einen berühmten Arzt und Naturforscher, Johann Daniel Kraft, der sie nebst dem bekannten Johann Kunkel, aber nur sehr unvollkommen erlernt hatte, und auf einer Reise nach England, wo er sie dem Könige und den Großen gegen eine angemessene Belohnung anbieten sollte, durch Hannover ging. Er bewog sogleich ohne alle Schwierigkeit den Herzog, den Erfinder selbst kommen zu lassen, und ward von ihm in seinem Geheimnisse so vollständig unterrichtet, daß er den neuen Phosphorus in seinem eigenen Laboratorio nachzumachen im Stande war. Der Erfinder ward mit einem jährlichen Gnadengehalt entlassen, und Leibnitz schickte eine Probe seines Phosphorus an Huygens und gab dem Herrn von Tschirn-

hausen auf seiner ersten Rückreise nach Frankreich noch eine andere mit, um sie der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorzulegen.

Mit der größten Leichtigkeit ging er von diesen Arbeiten zu den wichtigsten Fragen des Staats- und Völkerrechts über. Die langwierigen Unterhandlungen, die sich im J. 1679 mit dem Nimwegischen Frieden endigten, waren gleich bei ihrer Eröfnung durch solche Streitigkeiten aufgehalten, die sie zu verewigen droheten. Die französischen Gesandten hatten, nach der kleinlichen und verderblichen Politik ihres Hofes, dem Friedensgeschäfte solche Schwierigkeiten in den Weg geworfen, wodurch sie, nach ihrem Gefallen, die Beendigung desselben beschleunigen und entfernen konnten. Sie hatten in den Pässen, welche sie für die Gesandten der deutschen Reichsfürsten, die dem Friedenskongreß beiwohnen sollten, ausgefertigt, diesen Gesandten einen Rang versagt, den sie den Gesandten der italienischen Fürsten zugestanden, sie hatten sie, gleich als wenn sie ihren Herren das Recht der Oberherrlichkeit streitig machen wollten, nicht Gesandte, sondern blos Deputirte genannt. Dadurch öffneten sie sich ein unabsehbares Feld zu Erörte-

rungen, dadurch unterhielten sie einen beständigen Saamen der Eifersucht und Zwietracht unter ihren Gegnern. Mitten unter dieser Gährung der Gemüther trat Leibnitz auf, dem die Wiederherstellung der Ruhe eben so sehr als die Würde der Fürsten seines Vaterlandes am Herzen lag, um die Sache der Fürsten zu verfechten, und der Erfolg krönte die gerechten Ansprüche, für die er gesprochen hatte.

Die Schrift, welche er über diese Materie herausgab, erschien im Jahre 1677 unter dem erdichteten Namen des Caesarinus Fürstnerius mit der Aufschrift: De jure Suprematus ac Legationis Principum Germaniae (Von dem Oberherrlichkeits- und Gesandschaftsrechte der deutschen Fürsten). Um ihr noch einen größern Umlauf, insonderheit an den Höfen zu verschaffen, machte er selbst einen Auszug davon in französischer Sprache, unter der Aufschrift bekannt: Entretien de Philarete et d'Eugene sur la question du tems, agitée à Nimegue touchant le droit d'Ambassade des Electeurs et Princes de l'Empire.

Auch in diesem Werke ist die Ueberlegenheit

nicht zu verkennen, womit er den spezielsten Untersuchungen ein allgemeines und dauerhaftes Interesse zu geben wußte, auch hier nimmt sein Tiefsinn die Entscheidungen aus so tiefen Quellen, daß seine Arbeit auch für diejenigen unter seinen Zeitgenossen wichtig seyn mußte, die an der Hauptfrage keinen Theil nahmen, und daß ihre Wichtigkeit für die Wissenschaft noch immer fortdauert, nachdem der Streit, der sie veranlaßt hat, längst abgemacht ist. Diese Weise, die man mit Recht die seinige nennen kann, gehört zu sehr zu den Eigenthümlichkeiten seines wissenschaftlichen Karakters, als daß es überflüssig seyn könnte, sie in einem besondern Falle anschaulich zu machen. Vielleicht ist es auch nicht unnütz, zu einer Zeit, da sich jeder an die schwersten Fragen der Staatskunst und der Politik wagt, und da man glaubt, daß die ersten Gründe dieser Wissenschaft nur erst seit kurzem von unsern westlichen Nachbarn sind entdeckt worden, zu erfahren, daß sie längst in Deutschland tiefsinniger sind erforscht und richtiger gelehrt worden.

Er findet die Quellen der Oberherrlichkeit in der natürlichen Unabhängigkeit der Menschen, die

in einen gesellschaftlichen Verein zusammen getreten sind, verbunden mit einer Macht, die hinreichend ist, die Unterthanen in dem Gehorsam der Gesetze zu erhalten. Sie erfordert aber, daß das Recht und der Gebrauch der Macht zusammen verbunden und daß beide einander angemessen seyen. Denn das Recht allein mache nicht den Oberherrn aus, indem der größte Fürst so gut als der Niedrigste aus dem Volke verpflichtet sey, alle seine Handlungen nach den Vorschriften der Gerechtigkeit einzurichten. Eben so wenig könne es aber dabei blos auf die Macht ankommen, weil sonst ein Tyrann oder ein Räuberhauptmann, eben so gut, als ein Landesfürst die höchste Gewalt besitzen würde.

Er erwartet aber sogar nicht alles von der Macht, um die Menschen in den Schranken der Pflicht zu erhalten. Er will, daß das Gewissen, das alle Menschen der Gottheit, und die Ehrfurcht, die den Bürger seiner Obrigkeit unterwirft, nicht übergangen werde. Er hält diese Bande für die sichersten und wohlthätigsten, um auch dem Mißbrauche der Gewalt in den Händen der Regenten zuvorzukommen. Er wünscht zu

dem Ende zwei Oberhäupter für die große europäische Staatenverbindung, wovon das eine, als das Haupt der Kirche durch das Gewissen, das andere aber als das weltliche Oberhaupt durch die Ehrfurcht der Majestät die Regenten in der Ausübung der Gerechtigkeit erhalte. Wenn dieser Theil seines politischen Systems kaum noch Nachsicht zu verdienen scheint: so muß man sich erinnern, in wie viele Ideale der systematische Geist sich von jeher verloren hat, um das schwere Problem aufzulösen, wie man den wohlthätigen Gebrauch der obersten Gewalt sichern könne, ohne die Bande der Verfassung aufzulösen und sich den unbekannten Uebeln einer gewaltsamen Staatsveränderung auszusetzen.

Indeß schloß er aus dieser Idee von dem Verhältniß der Landesherren zu dem Oberhaupte des deutschen Reichs, daß ihnen durch ihre Verbindung zu Einem Staatskörper und durch ihre Ehrfurcht vor der Majestät dieses Oberhauptes von der Oberherrlichkeit nichts abgehe, daß ihnen alle Rechte, die zu derselben gehören, und folglich auch das Gesandtschaftsrecht zukommen müssen. Der Begriff von einem System verbündeter Staaten war

zu der Zeit, da Leibnitz schrieb, in dem Staatsrechte eine ganz neue Lehre. Da man die deutsche Verfassung nach der alten Theorie der drei einfachen Regierungsformen, der reinen Monarchie, der reinen Aristokratie und der reinen Demokratie beurtheilte: so mußte die deutsche Verfassung, die keine von allen diesen war, ein Ungeheuer scheinen, und man trug auch kein Bedenken, sie so zu nennen.

Diese Vorurtheile wurden durch das philosophische Gewand, worein sie Thomas Hobbes in seiner Theorie des Staatsrechts gekleidet hatte, noch mehr bestärkt. Leibnitz, der in seinen Untersuchungen immer bis auf die letzten Gründe zurückging, und selbst da, wo er nur für den praktischen Weltmann schrieb, auch den tiefsinnigen Philosophen nicht vergaß, glaubte daher die Schwierigkeiten nicht übergehen zu dürfen, die man aus der Theorie des Britten, der es wegen ihrer Neuheit, ihrer Kühnheit und scheinbaren Bündigkeit nicht an Bewunderern fehlte, gegen seine Grundsätze erheben könnte, und es ist, insonderheit wegen der nützlichen Winke, die es auch für unsere Zeiten enthält, vielleicht nicht unwichtig zu sehen, durch

welche geschickte Wendung er das Gebäude des Hobbesischen Despotismus aus seinen Angeln hob.

Nach diesem System haben die Menschen von Natur das Recht, Alles zu thun, was ihnen nützlich scheint, und folglich haben Alle ein Recht auf Alles. Aus diesem Rechte entstehen aber Kriege, die sich nicht anders als mit dem allgemeinen Untergange endigen können, die also einem jeden Einzelnen im höchsten Grade verderblich sind; folglich ist der Friede nothwendig, dazu muß aber das Recht Aller auf Alles und mit diesem auch das Recht, nach seinem eigenen Urtheil zu handeln, aufgehoben werden, ein Jeder muß seinen Willen auf den Staat, d. i. auf einen Monarchen, einen Senat oder eine Volksversammlung dergestalt übertragen, daß das, was der Staat, oder die ihn vorstellende physische oder moralische Person will, für den Willen eines Jeden gehalten werde. Diese Person kann aber nur eine Einzige seyn, die zur höchsten Herrschaft gehörigen Rechte können weder unter mehrere Personen, noch unter mehrere Senate vertheilt werden; denn wenn diese gegen einander stimmen sollten, so würde der Staat aufgelöset werden.

Es würde traurig seyn, wenn die Menschen kein anderes Mittel haben sollten, den Frieden und ihre bürgerliche Vereinigung zu erhalten, als in die Arme eines eisernen Despotismus zu fliehen. Zu ihrem Glücke ist dieser dem unbiegsamen und unwiderstehlichen Verhängniß gleich regierende Despotismus weder möglich noch nöthig. Der Fehlschluß des Hobbes, antwortet Leibnitz, liegt darin, daß er nichts zulassen will, was nur die geringste Unbequemlichkeit mit sich führt, und das ist ganz der Natur menschlicher Angelegenheiten entgegen. Denn wenn man freilich nicht leugnen kann, daß bey der Theilung der Staatsgewalten, viele Uneinigkeiten, und wenn ein Jeder auf seiner Meinung beharret, selbst blutige Kriege entstehen können, so lehrt doch die Erfahrung, daß die Menschen gewöhnlich gewisse Mittelwege einschlagen, um nicht durch ihre Halsstarrigkeit Alles auf das Spiel zu setzen. Selbst auf den deutschen Reichstägen erfordern einige Geschäfte die völlige Einstimmigkeit, und das würde dem Hobbes eine Anarchie scheinen. Allein ein friedliches Nachgeben bald des einen, bald des andern Theils, welches die Lage der Umstände nothwendig macht,

eine überredende Vermittlung bahnt den Weg zu einer Uebereinstimmung, wobei der Gang der Geschäfte bestehen kann.

Der Tod des Herzogs Johann Friedrich, der im Jahr 1679 erfolgte, gab Leibnitzens gelehrten Arbeiten eine neue Richtung. In einem so hohen Grade er die Gunst dieses Fürsten genossen, so nützlich ihm der Eifer desselben für die Wissenschaften gewesen war: so fand er doch dieses Alles und noch mehr in seinem Nachfolger, Ernst August, bisherigen Bischof von Osnabrück, wieder. Kaum hatte der neue Herzog seine Regierung angetreten, als er Leibnitzen auftrug, die Geschichte des Braunschweigischen Hauses zu bearbeiten. Da die Geschichte dieses Hauses sich in die Geschichte der Guelphen, von denen es abstammt, verliert, und da der Guelphische Fürstenstamm seine Herrschaft über einen so beträchtlichen Theil von Deutschland ausgebreitet hat, da sein Ursprung sich in die dunkelsten Zeiten der deutschen Geschichte verliert: so stand ein Plan derselben vor dem Geiste des philosophischen Historiographen, der nichts geringeres als die Geschichte des Entstehens und der Kultur der ganzen deutschen Nation umfaßte.

Allein für diesen Plan und für diesen Umfang der Forschbegier waren noch so gut als gar keine Materialien vorhanden. Der gemeine Geschichtschreiber würde sich mit dem Vorrathe begnügt haben, den er in Maders und Meiboms Sammlungen finden konnte. Leibnitz kannte sie, er wußte aber auch, wie dürftig sie für seine Absichten waren. Er mußte also seine Arbeit ganz von vorn anfangen, die historischen Quellen in Urkunden, noch ungedruckten Schriftstellern und Inschriften, in den Archiven, den Bibliotheken, und selbst in den Grabmälern aufsuchen. Ein Zweig des guelphischen Stammes herrschte in Italien, die Fürsten aus dem Hause Este. Es war also zu hoffen, daß sich noch in den Archiven dieses Hauses und in den Klosterbibliotheken von Italien Quellen für seine Geschichte werden finden lassen.

Das machte eine Reise nach Italien nothwendig, die Leibnitz sich für seine Bekanntschaft mit den Gelehrten dieses Landes und für die Befriedigung seiner Wißbegierde in den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit, eben so nützlich, als für die Geschichte zu machen gedachte. Es kostete ihm keine Mühe, den Herzog für diese Reise zu gewinnen,

und er widmete ihr die Jahre 1687, 1688 und 1689. Unter den vielen merkwürdigen Bekanntschaften, die er in Italien machte, verdient diejenige besonders erwähnt zu werden, die sich durch das weite Feld zu neuen Untersuchungen, das sie ihm eröffnete, vorzüglich auszeichnet. Es war die Bekanntschaft des P. Grimaldi, ein jesuitischer Missionar und Präsident des Tribunals der Mathematik in China, den er in Rom kennen lernte. Die wenigen Nachrichten, die man damals in Europa von diesem sonderbaren Reiche an den äußersten Gränzen des östlichen Asiens hatte, verdankte man den Nationen, die mit den Chinesern in Handlungsverhältnissen standen, und die sich wenig um den Zustand der Kultur und der Gelehrsamkeit der Völker bekümmerten, zu denen sie blos der Handelsgeist führte. Was dem Gelehrten aus diesen entfernten Gegenden wichtig war, das konnte man nur von den Missionarien lernen, welche die Mönchsorden dahin schickten, und unter diesen stand der Orden der Jesuiten, als der gelehrteste, an der Spitze. Mit diesen kam Leibnitz durch seine neue Bekanntschaft in eine Verbindung, wodurch er ausführlichere Nachrichten über den Zu-

stand der Religion und der Wissenschaften in China erhielt. Die Politik der Jesuiten hatte indeß ihre Ursachen, übertriebene Begriffe von der Vollkommenheit der chinesischen Religion und Gelehrsamkeit in Europa zu verbreiten, diese kamen durch Leibnitz, Wolf und Bilfinger auch in Deutschland in Umlauf, und es hat nicht wenig Zeit gekostet, sie durch die genauere Bekanntschaft mit dieser Nation zu berichtigen und die Bewunderung bis zum Einklange mit der Wahrscheinlichkeit herabzustimmen.

Nur in der Lehre von der Schöpfung aus Nichts hielt Leibnitz, selbst auf den Glauben an die Zuverlässigkeit der Jesuitischen Berichte, die chinesischen Mandarinen nicht für rechtgläubig. Da er diese vermeinten Gelehrten für große Mathematiker hielt: so hofte er sie durch eine Wissenschaft, in der sie es, seiner Meinung nach, so weit gebracht hatten, eines Bessern zu belehren. Das Entstehen aller Zahlen aus Eins und Null in seiner binarischen Rechenkunst schien ihm ein geschicktes Sinnbild, wodurch man sich das Entstehen des Weltalls aus dem Nichts durch die Allmacht Eines Wesens begreiflich machen könnte.

Er schickte eine Schaumünze, worauf dieses ausgedruckt war, an den P. Bouvet, einen gelehrten Jesuiten, um sie dem chinesischen Kaiser und den vornehmsten Mandarinen zu überreichen. Sein Korrespondent fand in der Dyadik noch mehr Geheimnisse, als Leibnitz selbst darin vermuthet hatte. Sie enthielt, nach seiner Meinung, die Erklärung der vier und sechzig räthselhaften Figuren, welche vor mehr als viertausend Jahren der Kaiser Fohi erfunden haben soll, und die aus der verschiedenen Verbindung von ganzen und gebrochenen geraden Linien bestehen. Wenn sich die Wahrheit dieser glücklichen Entdeckung bestätigen sollte, setzt der Geschichtschreiber der Akademie der Wissenschaften in Paris, welcher sie der Herr von Leibnitz mitgetheilt hatte, hinzu, welche Ehre für die Europäer, wenigstens in den Augen der Chineser, ihnen den Schlüssel zu den Geheimnissen ihrer alten Weisheit gegeben zu haben. Sie hat sich leider! nicht bestätigt. Denn auch hier hat sich die Politik der Jesuiten nicht verläugnet, welche die Gelegenheit mit Freuden ergriff, einem Räthsel eine weisheitsvolle Deutung zu geben, das nichts als das verächtliche Geheimniß einer aber-

gläubischen Rabdomantie, oder Wahrsagung aus Stäben, enthielt.

So reich auch der Vorrath für die Geschichte war, den Leibniß theils in Deutschland gefunden und zusammengetragen, theils aus Italien zurückgebracht hatte: so weit war selbst der Anfang seiner historischen Arbeit noch entfernt. Dieser Vorrath mußte erst gesammlet, geordnet, gedruckt werden, ehe er sich zu einer zusammenhängenden Geschichte verbrauchen ließ, und selbst dieser erste Theil der Arbeit mußte durch seine inneren Schwierigkeiten und seine steten äußern Unterbrechungen lange verzögert werden. Die unbezwingliche Gewohnheit seines philosophischen Geistes eine jede Untersuchung, wozu er bei jedem Schritte Veranlassung fand, bis in ihre ersten Gründe zu verfolgen, mußte, bei allem Beistande seiner Unterarbeiter, und bei aller Unermüdlichkeit seiner eigenen eisernen Aemsigkeit, die Aussichten zur Vollendung seines Werkes doch immer mehr entfernen.

Dazu kam noch die Lage, worin er sich befand, und die ihm nicht mehr erlaubte, einem einzigen Geschäfte sich ganz zu widmen. Es konnte schon, weder in der Literatur noch in der politischen Welt

sich nicht leicht mehr eine merkwürdige Begebenheit ereignen, die nicht seine Aufmerksamkeit erregt, und wenige, zu denen man nicht seinen Beitritt, seine Theilnahme oder wenigstens einen Rath, den man nur von seinem unbegränzten Wissen erhalten konnte, verlangt hätte.

Die ersten Früchte, welche er der gelehrten Welt aus seinem historischen Schatze mittheilte, waren noch von der Geschichte des Braunschweigischen Hauses und selbst von der Geschichte von Deutschland sehr weit entfernt. Es war seine diplomatische Sammlung für das Völkerrecht (Codex Juris Gentium diplomaticus), den er im J. 1693 in einem Bande in Folio herausgab. Dieses Werk enthielt eine Sammlung von Urkunden, auf denen die innere Grundverfassung der europäischen Staaten und ihre äußern völkerrechtlichen Verhältnisse gegen einander beruhen. Sein systematischer Geist sahe, daß bei der Allgemeinheit der Naturgesetze, noch unendlich vieles in den gegenseitigen Rechten und Verbindlichkeiten der Völker übrig bleibt, das durch Herkommen, Gewohnheiten und Verträge muß bestimmt werden. Ohne die Urkunden zu kennen, worin alles dieses

niedergelegt und aufbewahrt ist, läßt sich an die Gewißheit des Völkerrechtes, von der die Ruhe der Nationen in einem so hohen Grade abhängt, kaum gedenken. Diese also zu einer allgemeinen Kenntniß zu bringen, das war die Absicht eines Werkes, welchem die größten Staatsrechtslehrer durch ihre Fortsetzungen den besten Beweis ihrer Achtung und ihres Beifalls gegeben haben.

Da hier das Völkerrecht, als eine neue Wissenschaft, zum ersten Mahle in einer philosophischen Gestalt erscheint: so glaubte er von dem Plane seines Werkes und von dem Gesichtspunkte, aus welchem es sich an das allgemeine Naturrecht anschließt, eine ausführlichere Rechenschaft geben zu müssen. Die Vorrede, worin er dieses that, enthält Grundsätze, die sich durch ihre Evidenz und Anwendbarkeit so sehr empfehlen, daß sie noch jetzt der größten Aufmerksamkeit würdig ist.

Er fängt mit der Bemerkung an, daß die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit, auch nach so vielen vortreflichen Schriftstellern, noch immer nicht völlig ins Klare gebracht sind. Das Recht, sagt er, ist ein sittliches Vermögen, und die Verbindlichkeit eine sittliche Nothwendig-

keit. Unter dem Sittlichen verstehe ich, was bei einem rechtschaffenen Manne so gut als physische Nothwendigkeit ist. Denn, wie ein römischer Rechtsgelehrter vortreflich sagt: was gegen die guten Sitten ist, von dem kann man nicht annehmen, daß wir es thun können. Ein rechtschaffner Mann ist aber derjenige, der alle Menschen so sehr liebt, als es ihm die Vernunft erlaubt. Und hier giebt er zuerst die eben so tiefgedachte, als fruchtbare Erklärung der Gerechtigkeit, sie ist die Liebe des Weisen, oder die Liebe, welche durch Weisheit und Vernunft regiert wird, und er setzt hinzu: der Ausspruch, den man dem Karneades beilegt, die Gerechtigkeit sey die größte Thorheit, weil sie verlangt, daß wir für das Wohl Anderer sorgen und unser eigenes vernachlässigen — dieser Ausspruch; sey aus einem unrichtigen Begriff von der Gerechtigkeit entsprungen.

Wie läßt sich aber die Liebe seiner selbst mit der Liebe anderer Menschen vereinigen? Hier ist ein Knoten, an dem sich die Speculation des grübelnden Verstandes so oft vergebens versucht hat, indeß ihn das unbelehrte Gefühl eines wohlwollenden Herzens alle Tage von selbst löset. Leibnitz

thut weiter nichts, als die unentwickelten Entscheidungen dieses Gefühles in die deutliche Sprache des denkenden Verstandes übersetzen, und es kann unmöglich uninteressant seyn, seine Beantwortung dieser Frage von ihm zu hören, die so lehrreich ist und seinem tiefen Verstande und edlem Herzen gleich große Ehre macht. Einen lieben, sagt Leibnitz, heißt, sich an seiner Glückseligkeit ergötzen, oder, welches einerlei ist, fremde Glückseligkeit in seine eigene aufnehmen. Dadurch, setzt er hinzu, läßt sich auch eine Schwierigkeit in der Theologie heben, wie es nämlich eine ganz reine Liebe geben könne, eine Liebe ohne Furcht und Hofnung, und ohne alle Rücksicht auf irgend einen Vortheil. Denn die Glückseligkeit Anderer, die uns ergötzt, gehört mit zu unserer eigenen Glückseligkeit; indem das, was ergötzt, an und für sich selbst begehrt wird. Und wie die Betrachtung des Schönen selbst angenehm ist, und ein Gemälde Raphaels, ob es gleich nichts einbringt, den Kenner entzückt und von ihm mit einer Art von Liebe gehegt wird: so geht bei dem Schönen, das der Glückseligkeit fähig ist, dieses Ergötzen in eigentliche Liebe über. Die Liebe zu Gott übertrifft aber

jede andere Liebe, indem kein Wesen schöner, glückseliger und der Glückseligkeit würdiger ist. Da aber die Weisheit die Liebe regieren muß: so muß auch diese erklärt werden. Und da glaubt der Weltweise dem gemeinen Begriffe derselben am nächsten zu kommen, wenn er darunter die Wissenschaft der Glückseligkeit versteht. Hier kommen wir wieder auf den Begriff von Glückseligkeit zurück, den Leibnitz an diesem Orte nicht weiter zergliedert. Sie kann indeß nichts anders, als das Bewußtseyn unserer Vollkommenheit seyn, und diese ist an sich etwas Gutes. Was aber an sich gut ist, das muß auch als Zweck eines vernünftigen Wesens gut seyn. Indem also die Weisheit die Wissenschaft der Zwecke oder des an sich Guten, und also desjenigen ist, worin die Quelle der Glückseligkeit liegt: so haben wir eine Erklärung der Glückseligkeit gefunden, die mit dem Begriffe der Weisheit nahe genug zusammentrifft.

Aus dieser Quelle der Liebe, fährt der edle Weltweise fort, fließt nun das Naturrecht, von welchem es drei Grade giebt; das strenge Recht in der wechselseitigen, die Billigkeit in der austheilenden, und die Tugend in der allgemeinen Gerech-

tigkeit. Das Gebot des strengen Rechtes ist: daß man Niemanden beleidige, damit er nicht, in der bürgerlichen Gesellschaft eine Klage, oder außer derselben ein Recht zum Kriege erhalte; das Gebot der Billigkeit, einem Jeden das Seinige zu ertheilen, und dieses erstreckt sich auch auf die Handlungen, aus welchen die, auf die sie sich beziehen, keine Klage erhalten, wodurch sie uns zwingen, als: auf die Handlungen der Dankbarkeit, der Wohlthätigkeit u. s. w. In dem untersten Grade des Rechtes werden die Menschen als gleich betrachtet, in dem höhern hingegen wird ihre Würdigkeit erwogen, und danach die Vorzüge, die Belohnungen und Strafen abgemessen.

Der höchste Grad des Rechtes ist die Heiligkeit oder vielmehr die Frömmigkeit. Das strenge Recht soll anderer Unvollkommenheit vermeiden, die Billigkeit soll ihre Vollkommenheit auf eine angemessene Art befördern, aber nur so weit es in den Gränzen dieser Sterblichkeit geschehen kann. Daß wir aber selbst das Leben und Alles, was das Leben angenehm macht, dem größern Vortheile Anderer aufopfern, ja die größten Schmerzen für Andere übernehmen sollen, das ist mehr eine schöne

Vorschrift der Philosophen als eine gründlich erwiesene Wahrheit. Denn der Ruhm und das Hochgefühl einer tugendhaften Seele, worauf sie sich unter dem Namen des moralischen Schönen berufen, sind ohne Zweifel die größten Güter eines verständigen Wesens, die aber nicht bei Allen das Uebergewicht haben, indem sie nicht jede Phantasie mit gleicher Stärke rühren, am wenigsten diejenigen, welche weder eine edle Erziehung und Lebensart, noch die Lehren und die Zucht ihrer Schule zu der Schätzung der Ehre und dem Gefühl der Güter des Geistes gewöhnt hat. Damit also durch einen allgemeinen Beweis ausgemacht werde, daß alle Pflicht nützlich und alle Unheiligkeit schädlich sey, so muß die Unsterblichkeit der Seele und die Regierung einer allwaltenden Gottheit zu Hülfe genommen werden. So sind wir Alle als Glieder des vollkommensten Staates zu betrachten, und als Unterthanen eines Monarchen, dessen Weisheit sich nicht irren, und dessen Macht Niemand entgehen kann; der aber zugleich so liebenswürdig ist, daß in seinem Dienste die größte Glückseligkeit besteht. Wer in diesem Dienste sein Leben verliert, der wird es gewinnen. Die Macht dieses Monarchen wirkt,

daß Alles, wozu ein Jeder ein Recht hat, ihm werden muß, daß Niemand verletzt werde, als von sich selbst, daß keine Pflicht ohne Belohnung, keine Sünde ohne Strafe bleibt.

Um dieser Betrachtungen willen wird die Heiligkeit des Willens die allgemeine Gerechtigkeit genannt; denn sie begreift alle Tugenden in sich.

Außer diesen ewigen Gesetzen der vernünftigen Natur giebt es aber nun noch ein willkührliches Recht, das durch das Herkommen eingeführt oder von einem bürgerlichen Gesetzgeber verordnet ist. Das erste beruht auf der stillschweigenden Einwilligung der Völker, und diese ist in der Geschichte aufbehalten, deren öffentliche Quellen die schriftlichen Verhandlungen sind. Die Sammlung von Urkunden, welche diese Verhandlungen aufbewahren, umfassen einen Zeitraum, der mit dem eilften Jahrhundert anfängt, und ist größtentheils aus Handschriften der Wolfenbüttelschen Bibliothek genommen.

In die Zeit, da er sich mit der Ausgabe dieses diplomatischen Kodex des Völkerrechtes beschäftigte, fällt der Anfang einer Arbeit, die mehr

als zehn Jahr hindurch ihm einen beträchtlichen Theil seiner kostbaren Stunden wegnahm, und die doch am Ende fruchtlos mußte abgebrochen werden. Das waren die Unterhandlungen zur Vereinigung der katholischen und protestantischen Religion. Da Leibnitz dabei eine so ansehnliche Rolle gespielt hat: so kann eine kurze Geschichte derselben, die so viele Beweise von der Allgemeinheit seiner Kenntnisse, seiner großen Unterhandlungsgabe, der Feinheit und Urbanität seiner Streitart, seiner Gewandtheit in den delikatesten Lagen, und von dem Vertrauen enthält, welches beide Theile in seinen Scharfsinn und in seine Unpartheilichkeit setzten, in einer Schilderung seines sittlichen und gelehrten Karakters nicht übergangen werden. Sie wird ausserdem noch manche Winke über die Grundsätze und Absichten solcher Religionsvereinigungen enthalten, die auch für unsere Zeiten lehrreich seyn können.

Die Unterhandlungen fingen zuerst in Deutschland an, und gingen erst, nachdem sie hier eine geraume Zeit gedauert hatten, nach Frankreich über. Der Augsburgische Religionsfriede im Jahre 1553 und der Westphälische im Jahr 1648 hatten die

Punkte, worüber die katholische und die protestantische Kirche von einander abwichen, unentschieden gelassen. Diese berühmten Traktate, denen das erschöpfte Deutschland, nach langem vergeblichen Kampfe zwischen der Beherrschung und der Freiheit der Meinungen endlich seine Ruhe verdankte, waren bloße Ausdehnungen des allgemeinen öffentlichen Friedens auf die Verschiedenheit der Religionen. Nach denselben sollte niemand wegen seines Religionsbekenntnisses beeinträchtigt werden, die Augsburgischen Konfessionsverwandten sollten mit der bisherigen katholischen Kirche gleiche Rechte und gleichen Schutz der Gesetze genießen, ihrer friedlichen Ausgleichung und den glimpflichen Bemühungen um eine freiwillige Vereinigung indeß unbeschadet. Der protestantische Religionstheil, zufrieden, sein politisches Bestehen in dem deutschen Staatskörper erkämpft zu haben, hatte kein Interesse, Unterhandlungen zu einer solchen Vereinigung zu eröffnen. Die katholische Kirche hingegen hoffte noch immer, die Protestanten in ihren Schooß zurückzuführen. Der Jesuiterorden hörte nicht auf, die Möglichkeit einer solchen Wiedervereinigung dem Kaiserlichen Hofe in einer sehr nahen

Entfernung zu zeigen. Und in der That hatte ihr unermüdlicher Eifer für das Interesse ihrer Kirche und ihre sieggewohnte Unterhandlungskunst manchen Weg dazu gebahnt, auf welchem man sich versprechen konnte, weiter zu kommen. Der Herzog Johann Friedrich von Hannover war zu der katholischen Religion übergetreten und an ihm hoffte man einen Punkt gefunden zu haben, auf welchem die politische Mechanik die protestantische Kirche wieder in den Schooß der katholischen zurückheben könnte.

Diese Aussichten machten den Kaiser Leopold den Ersten dem Vereinigungsgeschäfte geneigt. Der Plan dazu hatte den Reichstag schon eine geraume Zeit beschäftigt, und unter der Hand hatte der Bischoff von Neustadt von dem Kaiser den Auftrag erhalten, mit dem Hannöverischen Hofe in Unterhandlung zu treten. Der Herzog Johann Friedrich und sein Nachfolger Ernst August, den die Erwartung der neunten Kurwürde dem Kaiserlichen Hofe gefällig machte, hatten von ihrer Seite den Abt von Lockum, Molanus, einen Mann, den selbst Leibnitz wegen seiner Gelehrsamkeit und Friedfertigkeit schätzte, ernannt, um

mit dem Bischof von Neustadt zur Vorbereitung der Vereinigungsartikel zusammen zu treten. Der Kaiser hatte endlich im J. 1691 dem Bischof Vollmacht gegeben, mit allen Staaten, Gemeinen und Privatpersonen seiner Königreiche der Religion wegen zu unterhandeln.

Allein nun begannen die Schwierigkeiten sich zu häufen, und sie wuchsen endlich so an, daß auch der Schnellgläubigste nicht mehr an der Unmöglichkeit der gewünschten Vereinigung zweifeln konnte. Nachdem die Unterhandlungen bereits sieben Monate gedauert hatten, entwarf der Abt Molanus die Bedingungen oder Regeln, die man als Präliminarartikel festzusetzen habe, ehe man zur Vereinigung über die Glaubenslehren selbst schreiten könnte. Diese Bedingungen waren aber schon so beschaffen, daß der Bischof von Neustadt sich nicht getraute, sie eigenmächtig einzugehen. Er glaubte sich nicht besser sicher stellen zu können, als wenn er den Beitritt des Bischof Bossuet erhielte, den die Franzosen damals den großen nannten, dem seine Polemik und seine feste Rechtgläubigkeit das Ansehen eines Kirchenvaters verschafft hatte, und dessen berühmte Exposition de

la Foi, mit welcher er im Jahre 1671 den unsterblichen Turenne bekehrt, der Bischof von Neustadt bei seinen Unterhandlungen über die Glaubenslehren selbst zum Grunde legen wollte.

Diese Wendung der Sache zog den Herrn von Leibnitz in das Vereinigungsgeschäft. Er stand bereits über ähnliche Gegenstände mit dem berühmten Paul Pelisson im Briefwechsel. Dieser durch seine großmüthige Vertheidigung seines ehemaligen Beschützers und Freundes, des unglücklichen Fouquet, und durch den warmen Eifer, womit er nach seiner eigenen Bekehrung zur katholischen Religion an der Bekehrung seiner zurückgelassenen Mitbrüder arbeitete, gleich berühmte, gelehrte und geistreiche Schriftsteller, hatte eine Schrift herausgegeben: Reflexions sur les Differens de la Religion. Dieses Werk, das sich durch eine ungewöhnliche Urbanität und Mäßigung von den polemischen Schriften so vortheilhaft unterschied, hatte der Herr von Leibnitz seiner Aufmerksamkeit würdig gefunden, und er hatte einige Bemerkungen darüber aufgesetzt, die seinem Verfasser mitgetheilt wurden, und zu einem Briefwechsel Gelegenheit gaben, der selbst den Beifall der

Sorbonne erhielt, und unter der Aufschrift: De la Tolerance des Religions, Lettres de M. de Leibnitz et Reponses de M. Pelisson, à la quatrieme Partie des Reflexions sur les Differens de la Religion, gedruckt wurde.

Die Briefe, die darin enthalten sind, können noch jetzt, bei allem Scharfsinn und aller Gelehrsamkeit, die man darin bewundern muß, für Muster des natürlichsten Witzes und der Sprache des feinsten aber mit Würde verbundenen Zuvorkommens angesehen werden. Sie gingen durch die Hände der Frau von Brinon, einer Frau von großem Verstande und den glänzendsten Talenten, welche sie, ehe sie an den Pelisson abgegeben wurden, der berühmten Aebtissin von Maubuisson mittheilte.

Louise Hollandine war die Tochter des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich des Fünften, und durch ihre Mutter die Nichte des noch unglücklicheren Königes von England Karls des Ersten. Sie war im J. 1659 in Frankreich zu der katholischen Kirche übergetreten und im J. 1664 Aebtissin der reichen Abtei von Maubuisson geworden, wo sie im Jahre 1709

in einem Alter von 86 Jahren gestorben ist. Sie war ihrer ältern Schwester Elisabeth, die ihre Freundschaft mit dem Descartes, ihrem Lehrer in den schwersten Theilen seiner Philosophie und Geometrie, so berühmt gemacht hat, und die im J. 1680 als Aebtissin von Hervorden gestorben ist, an Wissenschaft und tiefer Gelehrsamkeit vielleicht nicht gleich, aber an Witz und Kunsttalenten überlegen. Ihre jüngere Schwester Sophie war die Gemahlin Ernst Augusts, Herzogs und hernach Kurfürsten von Hannover, seit 1701 erklärte Erbin des englischen Thrones, die einzige von den Kindern Friedrichs des Fünften, die in der protestantischen Kirche geblieben war.

Die Aussicht, die Verschiedenheiten der Religionsmeinungen in der christlichen Kirche, durch solche Männer, wie Leibnitz und Pelisson, ausgeglichen zu sehen, mußte diesen erlauchten Schwestern sehr willkommen seyn. Ihre Briefe wurden also durch die Vermittlung der Frau von Brinon, einer Nonne in der Abtei von Maubuisson, der Prinzessin, die sich ihrer als eines Sekretärs bediente, und durch den Herrn von Leibnitz der Herzogin und in der Folge auch dem Her-

zoge Anton Ulrich von Braunschweig mitgetheilt.

Diese Privatkorrespondenz ging bald in eine öffentliche Unterhandlung über. Denn sobald Bossuet an den Unterhandlungen des Bischofs von Neustadt angefangen hatte Theil zu nehmen, so erhielt der Herr von Leibnitz den Auftrag, mit diesem gelehrten und beredten Prälaten in einen unmittelbaren Schriftwechsel zu treten. Wir sind jetzt nicht im Stande zu entscheiden, ob die Hoffnung eines glücklichen Erfolges oder eine bloße Gefälligkeit, der er sich nicht entziehen konnte, ihn bewogen haben, alle die mühevollen Arbeiten in diesem sonderbaren Geschäfte zu übernehmen, und wir wissen nicht, ob wir in dem ganzen langwierigen Gange desselben, mehr seine große Thätigkeit oder seine unermeßliche Gelehrsamkeit, seinen polemischen Scharfsinn oder die Politesse des feinen Weltmannes, die Anmuth seiner Schreibart oder die Humanität seiner Gesinnungen, seine Geduld oder seinen Glauben an die Möglichkeit und Nützlichkeit seiner Ausführung bewundern sollen.

Der ganze Vereinigungsplan scheiterte indeß sogleich an dem ersten Streitpunkte. Leibnitz

setzte voraus, daß die römische Kirche bereitwillig
seyn werde, einige Irrthümer und Mißbräuche
aufzugeben. Bossuet verlangte, daß man alle
ihre Glaubenslehren und Gebräuche durch das Al-
terthum und das Ansehen der Kirche für hinläng-
lich geheiligt halten und sein Gewissen mit einer
oder der andern erträglichen Auslegung derselben
befriedigen sollte. Leibnitz hielt dieses Nachge-
ben selbst nach dem Sinne und dem System der
römischen Kirche für möglich. Er bewieß, daß
die katholische Glaubenslehre nach und nach ent-
standen sey, daß die Kirche zu allen Zeiten zu ih-
rem Glauben neue Lehren hinzuthun, daß also eine
Kirchenversammlung im Namen der Gläubigen
die Lehren und Gebräuche abschaffen könne, welche
das Gewissen der Protestanten verhinderte, in ih-
rer Gemeinschaft zu beharren. Bossuet hingegen
behauptete, daß die Kirchenversammlungen keine
andere, als von den Aposteln durch untrügliche Ue-
berlieferung zu ihnen gekommene Lehren festgesetzt
haben.

Aus diesem ersten Streitpunkte, ohne dessen
Festsetzung an keine Vereinigung zu denken war,
gingen sogleich so viel neue unbeendbare Streitig-

keiten hervor, daß man schon bei diesem ersten Ausgange sehen konnte, wie sehr man sich mit jedem Schritte immer mehr von einander entfernen werde. Dahin gehörte der nie zu endigende Streit über die Perpetuität des Glaubens der römischen Kirche, welche beinahe in jedem Artikel angegriffen und verfochten werden konnte. Indeß dieses in den Lehren von der Dreieinigkeit, der Einheit des Willens in der Person Christi und der Transsubstantiation im Abendmahl durchgestritten wurde: so gesellte sich zu diesen Streitpunkten noch die Frage über die Annahme der tridentinischen Kirchenversammlung in Frankreich, in Ansehung der Lehre, die Leibnitz leugnete und Bossuet behauptete.

Nachdem man über alles dieses nicht weniger als zehn Jahre gestritten hatte: so sahe man, was man gleich hätte sehen sollen, daß darüber keine Vereinigung möglich sey. Die Protestanten konnten in eine Kirche nicht zurückkehren, worin sie noch immer die Irrthümer und Mißbräuche wiederfanden, um welcher willen sie sie verlassen hatten, und die römische Kirche konnte diese Mißbräuche nicht aufgeben, ohne dem Ruhme ihrer ununterbrochenen Reinigkeit zu entsagen, ihre Unfehlbarkeit zweifel-

haft und den Glauben ihrer treuen Glieder wankend zu machen. Auch von einer politischen Gesellschaft ist es nicht zu erwarten, daß sie sich einer Herrschaft, der sie sich nach langem Kampfe entzogen hat, mit allen ihren Fehlern freiwillig wieder unterwerfen werde, so wie die Herrschaft sich schwerlich zu solchen Einschränkungen verstehen wird, die sie in Gefahr setzen könnten, auch ihre getreuen Unterthanen zu verlieren.

Der Punkt, von dem Pelisson ausging, schien geschwinder zum Ziele zu führen. Er führte auch bald zu einem Ziele, aber nicht zu dem, zu welchem er hin wollte. Die wenigsten Menschen, sagte er, sind im Stande, von den zur Seligkeit nothwendigen Wahrheiten nach eigener Prüfung sich zu überzeugen. Sie bedürfen also eines unfehlbaren Richters in Glaubenssachen, und den finden sie in dem Oberhaupte der römischen Kirche.

Leibnitz erkannte die Wahrheit des ersten Vordersatzes in diesem Schlusse, ja er ließ es sich gefallen, daß man die Unfähigkeit zu der Prüfung der Religion selbst über einen großen Theil der Gelehrten ausdehnte. Er vereitelte aber den Vor-

theil, den der Verfechter der kirchlichen Unfehlbarkeit aus dieser Unmöglichkeit des eigenen Urtheils in den Gliedern der Kirche zu ziehen gedachte, durch die Bemerkung, daß aller Anspruch auf die ewige Seligkeit nur von der Liebe abhangen könne, wodurch sich der Glaube thätig beweiset. Wenn es also, um ein rechtgläubiges Glied der Kirche zu seyn, nur auf den guten und aufrichtigen Willen ankommt: so kann der unmöglich ein widerspenstiger Ketzer seyn, der einfältiglich seinem Gewissen folgt, und das für wahr hält, was ihm nach unentwickelten Gründen des reinsten Gefühls wahr scheint. Denn selbst in dem Falle, daß er sich bei dieser Gemüthsfassung irren sollte: so würde ihm doch sein Irrthum nicht zum Ungehorsam können angerechnet werden. Man ist nicht ungehorsam, wenn man ein Gebot nicht hat befolgen können. Gesetzt also, daß die Kirche das Kopernikanische Planetensystem sollte für falsch erklärt haben; so würde doch derjenige nicht aufhören, ein Glied der wahren Kirche zu seyn, dem es unmöglich wäre, ein anderes anzunehmen.

Hier finden wir den Weltweisen in den ächten Grundsätzen der wahren christlichen Einigkeit, die

man endlich auch, nach vielen und langen vergeblichen Versuchen zu der Gründung eines sichern, dauerhaften und heilsamen Kirchenfriedens für die einzigen anwendbaren hat erkennen müssen. Den Bekehrern, denen es blos darum zu thun war, das Gebiet der herrschenden Kirche zu erweitern und die Tyrannei über die Gewissen in den Händen geistlicher Despoten zu befestigen, konnte freilich mit dieser Einigkeit durch die Liebe und die Aufrichtigkeit des Herzens nicht gedient seyn.

Sie kann indeß auf keine andere Art zu Stande gebracht werden. Denn wenn auch die Unterhändler der Vereinigung endlich selbst eins geworden sind: so können sie doch, bei der nie zu vertilgenden Verschiedenheit der Meinungen, nicht hoffen, daß alle Glieder in beiden Parteien ihnen in den Vergleichspunkten beitreten werden, und alsdann werden sie die Uneinigkeit, anstatt sie zu heben, nur noch vergrößert haben. Das war dem Scharfsinne der Herzogin von Hannover sogleich bei dem Anfange der Unterhandlungen nicht entgangen. Sie schrieb der Aebtissin von Maubuisson die merkwürdigen Worte: „Sie sagen, „es seyen bei Ihnen viele der Vereinigung entge-

„gen; das ist gerade auch der Fall bei uns. Ich „fürchte daher, daß, wenn man über die Punkte, „die unser Abt Molanus mit einigen lutherischen „Kirchen verabredet hat, wird eins seyn: so wird „es andere geben, die ihnen entgegen sind, und „so würde es dann wie eine neue Re„ligion seyn.“

Indeß sich dieses Vereinigungsgeschäft seinem Ende nahete, sahe sich Leibnitz schon in ein neues hineingezogen, wobei weniger Schwierigkeiten zu besorgen waren, und wovon man sich einen glücklichern Ausgang versprechen konnte. Denn es hatte nur die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen zur Absicht, und es ging zunächst nur auf Ausgleichung der Streitpunkte zwischen der reformirten Kirche und den lutherischen Gemeinden in den preußischen Staaten. Da hier kein untrüglicher Richter und keine gesetzkräftigen Aussprüche der Kirchenversammlungen im Wege standen, da der König die gänzliche Zusammenschmelzung der beiden protestantischen Konfessionen in seinen Staaten selbst wünschte und durch alle glimpfliche Mittel zu befördern suchte: so hatten die Vermittler nur mit der Verschiedenheit der Köpfe und der

Meinungen selbst zu kämpfen. Allein diese allein reichte schon hin, ihnen bald die Unzulänglichkeit aller menschlichen Mittel bei einem Werke fühlbar zu machen, das die unsichtbare Regierung Gottes durch geheime Mittel von weiten vorbereiten muß, wenn es zu Stande kommen soll. Was Leibnitz, Jablonsky, Molanus, Spener, Männer, denen damals in der protestantischen Kirche wenige an Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Mäßigung, Klugheit und Ansehen gleich kamen, vergebens versuchten, das hat die Macht der Umstände von selbst, ohne Unterhandlungen, ohne Verabredungen, ohne den Beistand der Regenten herbeigeführt. Anstatt der Meinungen haben sich die Herzen vereinigt, anstatt die Verschiedenheit der Ueberzeugungen aufzuheben, welches unmöglich ist, hat man gethan, was schon längst hätte geschehen sollen, man hat die Wichtigkeit der Lehrmeinungen auf ihren wahren Werth gesetzt und durch die Liebe, die auch die Irrenden nicht ausschließt, den Sektenhaß verbannt. Eine gerechte Staatskunst, die, ohne Rücksicht auf Religionsmeinungen, die Rechte aller Bürger schützt, ein philosophischeres und geschmackvolleres Studium der Bibel, eine richtigere

Schätzung der Wichtigkeit der Unterscheidungslehren, die Milderung der Sitten und die Erweiterung der Geselligkeit, eine verständlichere Philosophie, wodurch der Untersuchungsgeist von den theologischen Streitigkeiten auf andere nützliche Gegenstände geleitet, ein vernünftiger Skeptizismus befördert und die Gemüther des dogmatischen Starrsinns unbiegsamer Polemiker entwöhnt wurden — alles dieses hat diejenige Einigkeit, woran die unvorbereiteten Bemühungen der besten und gelehrtesten Männer umsonst arbeiteten, ohne alle Unterhandlungen von selbst herbeigeführt.

Unter allen diesen so ungleichartigen Geschäften entwickelte sich das philosophische System, das Leibnitz nach und nach der Welt, und zwar immer nur gelegentlich, in einzelnen kleinen Aufsätzen, mittheilte. Erst in dem letzten Theile seines thatenreichen Lebens erhielt es durch seine unsterbliche Theodicee die Vollendung, worin selbst diejenigen dem Tiefsinn und der Kühnheit seiner Philosophie ihre Bewunderung nicht versagen können, die ihr, wenigstens nicht in allen ihren Theilen, Beifall geben. Seine Philosophie hat seinen Namen vielleicht am meisten auf die Nachwelt gebracht, indeß

sie bei seinen Lebzeiten nur die Erhohlung seiner Nebenstunden war, und der Ruhm, womit sie allein ihren Erfinder hätte auszeichnen können, sich in dem Glanze so vieler andern Verdienste verlor.

Sie ging von der kartesianischen Philosophie aus, die er bald durch ganz neue Aussichten, bald durch große Ideen der Alten, die unter seinen Händen, vermittelst einer lichtvollen Einschaltung in die schöne Zusammenfügung seines Lehrgebäudes, eine überraschende Evidenz und eine unerwartete Anwendung erhielten, der Wahrheit näher zu bringen suchte.

Die scholastische Philosophie war bereits vor dem Descartes durch Kepplers, Galileis Toricellis und anderer großen Naturforscher Entdeckungen in ihren Grundfesten erschüttert. Das fünfte Element war durch Kepplers Himmelsbeobachtungen, die absolutleichten Körper durch Galileis Gesetze des Falles und durch den Fall im luftleeren Raume, der Abscheu der Körper vor dem Leeren durch Toricelli's Barometer verschwunden. Die krystallenen Himmel mit ihren großen und kleinen Kreisen waren zerbrochen, die ins unendliche vervielfältigten Formen, wodurch

sie alles in der Körperwelt erklärten, waren verbannt, und an ihre Stelle waren die verständlichern mechanischen Erklärungen ihrer Erscheinungen getreten.

Die neuen Entdeckungen standen indeß noch immer nur einzeln, zerstreut und ohne Zusammenhang da. Descartes war der erste, der sie in ein System brachte, das ganze Weltgebäude nach dem neuentdeckten Mechanismus zusammensetzte, und so die neue Physik an eine eben so neue Metaphysik knüpfte.

Leibnitz entdeckte sogleich an diesem Lehrgebäude einen Fehler in seinen Grundpfeilern, durch den es alle seine Bündigkeit und Festigkeit verlor. Descartes hatte das Wesen der Körper in die bloße Ausdehnung gesetzt. Das hatte zwar seiner Philosophie eine scheinbare Evidenz gegeben, weil der Begriff der Ausdehnung einen hohen Grad der sinnlichen Klarheit hat; allein es hatte auch sein ganzes System verstümmelt. Denn wir werden in der Welt nicht bloß ausgedehnte Größe und Abänderung der ausgedehnten Größe gewahr. Es bedarf also noch außer den Begriffen der reinen Geometrie einen höhern Begriff, und das ist der

Begriff der Kraft, vermöge welcher die Körper thätig seyn und leiden können. Diese Bemerkung, die schon zu Leibnitzens Zeiten durch ihre Augenscheinlichkeit so treffend war, und die dem ungelehrtesten Verstande nicht entgehen kann, muß jetzt noch treffender scheinen, seitdem die neueste Chemie gelehrt hat, daß mehr Kraft als Materie in der Welt ist.

Der Begriff der Kraft ist auch eben so klar, als der Begriff des Handelns und Leidens; denn es ist die Kraft, woraus die Handlung erfolgt, wenn sie durch nichts gehindert wird. Nun ist aber die Bewegung etwas successives und veränderliches, dessen Theile nie zusammen da sind, die Kraft aber ist in jedem Augenblicke zugleich ganz da. Daraus schließt der Weltweise, daß die Kraft sowohl das einzige Beharrliche, als das einzige Wahre und Reale in den Dingen sey. Da ferner die Natur vielmehr auf das Wahre sieht, als auf das, was nur in unserer Vorstellung ganz da ist: so findet es sich, daß es die nämliche Quantität der Kraft und nicht die nämliche Quantität der Bewegung ist, die in der Natur erhalten wird. Er setzte also, als erstes Gesetz der Mittheilung der

Bewegung die Erhaltung der lebendigen Kräfte fest, und berichtigte daraus die Regeln der Bewegung, die Descartes aus der Erhaltung der Quantität der Bewegung hergeleitet hatte; und diese Berichtigung wird durch die Erfahrung bestätigt.

Diese Betrachtungen, wodurch Leibnitz die Physik mit der Metaphysik zu verbinden suchte, und die ihn auf die ganz neue Wissenschaft der Dynamik führten, sind in mehreren einzelnen Aufsätzen in dem Leipziger gelehrten Tagebuche, welches seit 1682 unter dem Titel: Acta Eruditorum herauskam, enthalten. Der erste Aufsatz war: Brevis Demonstratio etc. „Kurzer Beweis eines merkwürdigen Irrthums des Descartes und Anderer, über das Naturgesetz, wonach „sie wollen, daß Gott immer einerlei Quantität der „Bewegung erhalte, und das sie auch in der Mechanik mißbrauchen.“ Er erschien im J. 1686, und wurde von dem Abt Catelan in Frankreich und von Papin in Deutschland angegriffen. Die übrigen sind: „Von dem Begriff der Substanz“ im J. 1694. mit einer weitern Ausführung unter der Aufschrift: „Von der Natur selbst oder von der

„innern Kraft“ im J. 1698, und „der dynami-
„sche Versuch, die bewundernswürdigen Naturge-
„setze in Ansehung der Kräfte und Thätigkeiten der
„Körper zu entdecken und auf ihre Ursachen zurück-
„zuführen,“ im J. 1695.

Wenn aber Bewegung und Ausdehnung Aggregate oder Dinge sind, die nur in unserer Vorstellung als Ganze ihr Daseyn haben: so wird nur das Beharrliche und Einfache das Wahre und Reale seyn, das außer unserer Vorstellung an und für sich Wahrheit und Realität hat, dieses Einfache und Beharrliche wird auf uns wirken, und in uns die Vorstellung von Ausdehnung und Bewegung hervorbringen. Das war eine nothwendige Folge von den Grundsätzen, von denen Leibnitz ausgegangen war. Indem er sie in seine Philosophie aufnahm und von Folgerung zu Folgerung immer weiter ging: so kam er auf die Resultate, die das Unterscheidende derselben ausmachen.

Er mußte nämlich schließen, daß die Ausdehnung so wenig, als Farben und Töne, so wie sie von den Sinnen wahrgenommen wird, den Dingen außer uns selbst zukomme. Er rechnete sie also zu den Erscheinungen, wofür Descar-

tes bereits die Gerüche, die Töne und die Farben erklärt hatte, er hielt sie für etwas, das bloß an den Dingen erscheine, nicht aber in der That in ihnen sey. Die Antwort auf die Frage, wie man an den Dingen etwas wahrnehmen könne, das doch nicht in ihnen sey, hatte er schon in seinen „Betrachtungen über die Erkenntniß, die Wahrheit „und die Ideen“ im J. 1684 gegeben. In diesem Aufsatze unterschied er die Erkenntniß in dunkle, klare und deutliche. Wenn wir nun Vorstellungen von Farben, Tönen und Gerüchen haben: so stellen wir uns allerdings nichts als Figuren und Bewegungen vor, aber so mannichfaltige und kleine, daß unsere Seele in ihrem gegenwärtigen Zustande unfähig ist, sie alle deutlich wahrzunehmen und also nicht merkt, daß ihre ganze Vorstellung aus bloßen Perceptionen von unendlich kleinen Figuren und Bewegungen bestehe; so wie wir in einer Mischung von gelben und blauen Staubtheilchen nichts als gelb und blau in ununterscheidbarer Feinheit sehen. Indem wir nun diese Theilchen und die Vorstellungen, die wir davon haben, nicht unterscheiden: so machen wir ein neues Ding, eine dritte Farbe daraus, die we-

der gelb noch blau ist, und die wir grün nennen.

So weit war bereits die cartesianische Philosophie gekommen, sie war aber bei der Ausdehnung, den Figuren und Bewegungen stehen geblieben. Leibnitz hielt auch diese für Erscheinungen, die aber in etwas Wahrem und Realem des Einfachen gegründet sind. Diese Natureinheiten, diese einfachen Elemente, die nicht die Theile, sondern die Gründe der Erscheinungen der Körper sind, nannte er Monaden. Wenn schon die Körperlehre des Descartes den sinnlichen Schein gegen sich hatte, und daher für jeden, der bloß bei diesem Scheine stehen bleibt, unübersteigliche Schwierigkeiten hat: so mußten sich diese Schwierigkeiten bei der Leibnitzischen Theorie noch um ein großes vermehren.

Das Wahre und Reale, auf welches Descartes die Farben, Töne und Gerüche zurückführte, lag immer noch in dem Gebiete der Sinne, es waren Figuren und Ausdehnung, von denen wir durch das Gesicht und das Gefühl sinnliche Bilder erhalten, und so lange man noch in diesem Kreise blieb, konnte man noch in dem Umfange seiner Er-

fahrung ähnliche Fälle von dem Unterschiede der Wahrheit und des sinnlichen Scheines finden. „Daß die wahre Welt etwas anderes sey, als die „scheinbare," sagt ein geistreicher Kenner der Leibnitzischen Philosophie, „das machte Fontenelle „seiner Markisin durch ein Gleichniß aus der Oper „begreiflich; indeß es immer noch manchen Meta„physikern und Algebraisten unbegreiflich ist, die „vermuthlich nie einen Wasserfall von Zindel gese„hen haben."

Allein Leibnitz ging noch einen Schritt weiter, und dieser führte ihn über die Gränzen der Sinnenwelt. Ihm waren auch Ausdehnung und Bewegung Erscheinungen, das einzige Wahre und Reale waren ihm die Monaden und ihre Veränderungen. Da in der Region des Unsinnlichen der Einbildungskraft gar nichts mehr übrig bleibt, woran sie sich halten kann, so ist es kein Wunder, daß seine Monadologie Gegner fand, die ihr Einwürfe entgegensetzten, die ihnen unüberwindlich schienen, ja was noch schlimmer ist, daß sie witzige Spötter mit den Waffen des Lächerlichen bekämpften, die eben so beliebt als leicht zu handhaben sind.

Er wurde indeß zu diesem Ziele noch auf einem andern Wege geführt, und zwar auf dem Wege der alten Philosophie, die sich, in seinen Ergänzungen von beiden Seiten, mit der neuern begegnete. Nach dem Aristoteles entstand die schöne, ordnungsvolle Körperwelt durch die Vereinigung der Form mit der Materie. Bei den unorganischen Körpern ist diese Form eine bloße äußere, bei den organischen ist sie eine innere, und diese ist eine Substanz, eine thätige Kraft, eine Entelechie. Wenn der organische Körper eines Flötenspielers ein wirklicher Flötenspieler werden soll; so muß die Seele eines Flötenspielers mit ihm vereinigt werden. Diese Seele ist alsdann die innere substanzielle Form des organischen Körpers, sie ist die Quelle seines Lebens und seiner Thätigkeit. Nun aber ist alle Materie bis ins Unendlichkleine organisirt; es giebt keine unorganische Materie in der Welt, es muß folglich überall belebende Kräfte geben, da überall organisches Leben vorhanden ist, und diese Kräfte sind die Monaden. Wenn nun aber Figuren und Bewegungen nur in der Welt der Erscheinungen sind: so können die Monaden, die wahren Substanzen der Verstandeswelt, weder

ausgedehnt seyn noch bewegt werden, und das Reale in ihnen kann weder Figur noch Bewegung seyn. Was werden also ihre innern Veränderungen seyn müssen? Nichts anderes, als die Veränderungen, die wir in uns durch den innern Sinn wahrnehmen, und das sind Vorstellung und Begehren.

Eine jede Monade ist also ein Spiegel des Weltalls nach seinem Gesichtspunkte, umgeben mit einer Menge anderer Monaden, die ihren organischen Körper ausmachen, wovon sie die herrschende Monade ist. Sie hat in sich nichts als Vorstellungen und Streben nach neuen Vorstellungen, so wie in der Welt der Erscheinungen nichts als Figuren und Bewegungen sind. In jeder Monade sind daher alle ihre vergangenen und zukünftigen Zustände eingehüllt, so, daß ein Allwissender sie darin lesen könnte, und die Monaden harmoniren mit einander, weil sie Spiegel von ein und eben demselben Weltall sind, das nur nach unendlich vielen verschiedenen Perspektiven vorgestellt wird.

Auf welche schwindelnde Größe finden wir uns hier versetzt! Eine unendliche Vervielfältigung des Weltalls und dieses Weltall selbst in alle Un-

endlichkeiten des Raumes und der Zeit erweitert! Welcher endliche Verstand verliert sich dabei nicht in dem angenehmsten Staunen über die Größe eines solchen Werks, verbunden mit Größe seines Urhebers.

Allein der Verstand, der dieser Betrachtungen ungewohnt ist, wird, vielleicht selbst durch ihre Neuheit und Größe bei den ersten Schritten in dem Felde der Unermeßlichkeit, zu dem sie führen, zurückgeschreckt! Einfache Wesen Spiegel des ganzen Weltalls! Wer keine andern Spiegel kennt, als die, in denen man seine Gestalt beschauet, der wird mit diesen Weltspiegeln nichts zu machen wissen. Allein wenn ein Ding das vorstellt, was man aus ihm erkennen kann, wenn ein Dreieck den Weg fallender Körper, eine algebraische Formel die Zahlenreihe, die sie ausdrückt, wenn das Thermometer den Grad der Wärme, der sich aus der Höhe seiner Flüssigkeit erkennen läßt, vorstellt: so stellen die Einheiten der Natur die Welt vor, weil sie mit allen ihren Theilen und Veränderungen in dem genausten Zusammenhange stehen und der unendliche Verstand kann aus jedem Zustande jeder Natureinheit alle gegenwärtigen, vergangenen und künf-

tigen Zustände aller Natureinheiten erkennen, so wie man bei einer Uhr aus dem Stande, den ein Zahn jetzt hat, herleiten kann, wie alle Räder jetzt stehen, gestanden haben und stehen werden.

Diese unermeßliche Menge der Natureinheiten machen aber nun die Erscheinung der Ausdehnung aus; was an sich ein Haufen, ein Aggregat von Vielen ist, erscheint als Ein stätiges Ding. Hier entsteht eine neue Schwierigkeit aus der Unähnlichkeit zwischen dem Wahren und dem Scheine, dem Realen und der Erscheinung.

Diese Schwierigkeit hebt sich durch die Unähnlichkeit, die der Unterschied der Grade der Deutlichkeit selbst schon in die Erscheinungen bringt. Die Perspektiv stellt, nach den Regeln der Optik, das Große klein und das Eckigte rund vor. In den anamorphotischen Spiegeln sieht man nicht das, was vor ihnen liegt, aber aus der Optik findet man, was vor ihnen liegen muß, damit das in ihnen erscheinen kann, was man siehet.

Eben diese Unähnlichkeit von völlig einerlei Gegenständen, die aus den verschiedenen Graden der Deutlichkeit entspringt, womit sie gesehen werden, läßt sich auch an den großen Theilen des Weltge-

bäudes wahrnehmen. Schon Demokrit muthmaßte, daß die Milchstraße aus einem zahllosen Haufen leuchtender Sterne bestehe. Ihre unermeßliche Entfernung von unsern Augen macht, daß ihr Glanz in ein sanftes Weiß verschwindet, daß ihre Unterscheidbarkeit aufhöret und daß sie in einen ununterbrochenen Milchstrom zusammenfließen. Das was der Philosoph muthmaßen kann, würde völlige Gewißheit werden, wenn das Auge allmählig aus einer kleinern Entfernung in den großen Abstand könnte gerückt werden, aus welchem wir die Milchstraße sehen.

In diesem Lichte betrachtet verschwinden die Widersprüche, worin man die Vernunft, wenn sie sich mit der Zergliederung des Ausgedehnten beschäftigt, verwickelt glaubt. Ist das Ausgedehnte ins Unendliche theilbar: so ist sie es nur als Erscheinung, deren Theilung immer fortgesetzt werden kann, ohne daß wir auf eine kommen, welche nothwendig die letzte seyn müßte. Denn alle Theile sind wiederum nur ein kleineres Ausgedehntes und folglich, so gut wie das größere, theilbar. Allein die Erscheinungen sind Empfindungen, und was ist gewisser, als daß diese nicht aus Dingen entstehen

können, die wieder Empfindungen sind; sie müßten zuletzt in etwas gegründet seyn, das keine Erscheinung ist. Dieses ist dann das Wahre und Reale, dem sich die Erkenntniß immer mehr nähert, je deutlicher sie wird. Die Erscheinung der Milchstraße entsteht aus der verworrenen Empfindung unendlich kleiner Sterne; diese Sterne aber bestehen noch aus Erscheinungen, welche die Empfindung sich bildet. Müssen sich aber nicht endlich alle diese Erscheinungen in Dinge auflösen, die nicht mehr Erscheinungen sind? Die Theilung des Ausgedehnten in dem Gebiete der Empfindung kann also ins Unendliche fortgesetzt werden, die Auflösung in seine Gründe, die in dem Gebiete des Verstandes liegen, bringt die Vernunft mit ihrem ersten Schritte zu Ende.

Hier ist also kein Widerspruch. Denn wenn wir bei den Erscheinungen auf ihre letzten Elemente kommen: so sind diese Elemente keine Theile, sondern Gründe, und diese Auflösung ist nicht das Werk der Empfindung, sondern der Vernunft.

So entsteht dann alles Paradoxe der Monadologie daher, daß ihre Hauptwahrheiten außerhalb

der Sphäre der Sinnlichkeit liegen. Wem die Irrgänge in diesem durch das Licht der Empfindung nicht erhelleten Gebiete zu dunkel sind, der könnte vielleicht in einem so hohen Fluge der dichtenden Vernunft diejenige philosophische Mäßigung vermissen, die lieber ihre Unwissenheit bekennt, als sich in solche Regionen wagt, welche der willigste und unerschrockenste Forscher nach Wahrheit immer mit einiger Furchsamkeit betritt, weil ihm darin nicht das Licht der Erfahrung und der sinnlichen Evidenz vorleuchtet. Wer den erhabenen Spekulationen des Weltweisen mit dem Vergnügen der Bewunderung gefolgt ist, und die Orakel der ewigen Vernunft mit dem stillen Staunen der Betrachtung gehört hat, der scheint aus einem angenehmen Traume zu erwachen, wenn er seine Seele wieder den Eindrücken der Sinne zu öffnen beginnt. Die einfachen unkörperlichen Kräfte verschwinden, er sieht sich mit Körpern umgeben, in denen er mit seinen Sinnen vergebens das Unsichtbare sucht, das, gleich den Ideen des Plato, das einzige wahrhaftig Wirkliche seyn soll.

Wie soll aber eine gründliche Philosophie die Schranken des menschlichen Wissens bestimmen,

wie soll sie die Bedürfnisse der Vernunft mit dem Bekenntniß ihrer Unwissenheit vereinigen, ohne den Vorwurf der Trägheit zu verdienen, den Leibnitz mit Recht der Philosophie des Gassendi und Descartes machte, die in der Auflösung der körperlichen Erscheinungen bei ihren Atomen und ihrer geometrischen Ausdehnung stehen blieb? Wenn Leibnitz die letzten Gründe der Erscheinungen in dem suchte, was nicht Erscheinung ist, wenn er dem Realen keine andere Bestimmungen beilegte, als die, wovon wir in dem Einfachen in uns selbst ein unmittelbares Anschauen haben, und das wir allem andern Einfachen nach einer vernünftigen Analogie beilegen, wenn er endlich die Gründe der Unähnlichkeit zwischen dem Scheine und dem Wahren in den unverkennbaren Schranken der Sinnlichkeit fand: so enthielt diese Theorie, so kühn und vermessen sie scheinen mag, mehr als ein Bekenntniß unserer Unwissenheit und der engen Schranken unserer Erkenntniß.

Das ist das Urtheil des großen Kenners der Leibnitzischen Philosophie, den wir schon angeführt haben. „Aber mit diesen herrlichen Entdeckungen, sagt Kästner, „hat uns dann Leibnitz gewie-

„sen, wie die Erscheinungen der Körperwelt aus „den Monaden entstehen? — So wenig als uns „Galilei und Newton gewiesen haben, wie die „Erscheinungen der Milchstraße und des Sonnen„lichtes aus Fixsternen und Farbenstrahlen entste„hen. Die Leibnitzische Metaphysik lehrt uns eben „dadurch, daß wir nichts wissen, weil sie uns ent„deckt, daß sich unsere Wissenschaften nur mit Er„scheinungen beschäftigen.“

Eine andere Lehre, worin er von der Philosophie des Descartes ausging, um sie zu ergänzen und zu berichtigen, war seine vorherbestimmte Harmonie. Diese berühmte Hypothese, welche die Gemeinschaft der Weltsubstanzen und insonderheit des Leibes und der Seele erklären sollte, hängt mit seiner Monadologie genau zusammen und muß daher alle Vorwürfe der Paradoxie mit ihr theilen. Sie enthält indeß ein noch lauteres Bekenntniß der menschlichen Unwissenheit als die Monadologie selbst. Die Monaden sind Spiegel von einem und eben demselben Weltall, das von einer jeden nur nach einer verschiedenen Perspektive vorgestellt wird, sie stimmen also mit einander überein, und darin, sagt

Leibnitz, besteht meine vorherbestimmte Harmonie.

Diese Uebereinstimmung ist eine Thatsache, ein Gesetz der Natur, das die Erfahrung lehrt, und dabei blieb der Weltweise stehen, ohne sich herauszunehmen, das Wie? derselben erklären zu können. Dazu würde die vollkommenste Erkenntniß der kleinsten und verborgensten Veränderungen in der Seele und in dem Körper gehören. Er verhielt sich also, wie der Naturforscher, der aus der Erfahrung annimmt, daß die Körper schwer sind. Dieses Bekenntniß seiner Unwissenheit legt er selbst gegen den P. Tournemine ab. „Ich muß ge„stehen, sagt er, daß ich sehr unrecht würde ge„habt haben, den Cartesianern vorzuwerfen, daß „die Uebereinstimmung, die Gott nach ihrer Mei„nung unmittelbar zwischen dem Leibe und der „Seele unterhält, nicht eine wahre Vereinigung „sey; denn gewiß meine vorherbestimmte Harmo„nie kann hier nicht mehr thun. Meine Absicht „ist bloß gewesen, das natürlich zu erklären, was „von ihnen durch ein beständiges Wunder erklärt „wird; ich habe mich bloß bemüht, von den Er„scheinungen Grund anzugeben, d. i. von dem

„Verhältniß, den man zwischen dem Leibe und der „Seele wahrnimmt.“

Hier war es also, wo seine Philosophie die Voreiligkeit der alten Philosophie, welche die Gemeinschaft zwischen Leib und Seele durch einen physischen Einfluß erklärt hatte, zu dem Bekenntniß ihrer Unwissenheit zurückzuführen suchte. Nachdem Descartes den Unterschied des Denkens und des Bewegens so treffend aus einander gesetzt hatte: so hatte man Recht zu fragen, wie es sich begreifen lasse, daß aus einem Gedanken eine Bewegung, und aus einer Bewegung ein Gedanke werden könne? Einige Schüler des Descartes hatten diesen Knoten durch ihr System der gelegentlichen Ursachen, durchschnitten. Sie nahmen an, daß die Allmacht Gottes bei jeder Vorstellung in der Seele eine Bewegung in dem Körper, und bei jeder Bewegung in dem Körper eine Vorstellung in der Seele wirke. Da dieses beständige unmittelbare Einwirken die Menge der Wunder ins Unendliche vervielfältigte, und der erhabenen Idee widersprach, die sich Leibnitz von der Weisheit des Weltschöpfers, so wie von der Vortreflichkeit seines Werkes gemacht hatte: so berichtigte er sie

dadurch, daß er die Uebereinstimmung der Veränderungen in der Seele und in dem Körper aus ihrer natürlichen Entwicklung nach den Gesetzen der Vorstellungskraft und der Bewegungskraft erklärte.

Die Gestalt einer Ergänzung seiner großen Vorgänger mußte seiner Philosophie, außer ihrem eigenthümlichen Werthe, auch noch dadurch zur Empfehlung dienen, daß sie die Eigenliebe der Irrenden schonte. Sie verschönerte seine Belehrungen durch den Ton von Bescheidenheit und Verbindlichkeit, womit er den glänzenden Verdiensten älterer Weltweisen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ohne daß sein eigner Glanz dadurch verlieren konnte. Wenn er die Philosophie des Descartes den Vorhof der Wahrheit genannt hatte, und wenn die Philosophie, die den Forscher in diesen Vorhof geführt hat, seinen Dank und seine Bewunderung verdient, mit wie viel Dank und Bewunderung wird er demjenigen entgegen kommen, der ihm ihr Heiligthum selbst öffnet, von dessen Höhen die Außenlinien der Natur in ihrem Grundrisse vollständiger können übersehen werden.

Unter den Einwürfen, womit man sein neues

System über die Gemeinschaft der Substanzen und insonderheit der Seele und des Leibes, gleich nach seiner Erscheinung im Journal des Savans 1695 bestritt, beantwortete er nur die, welche ihm Foucher, der P. Lamy und Bayle entgegensetzten, weil nur diese von einiger Wichtigkeit waren, und ihm zu neuen Aufklärungen Gelegenheit gaben. Einer von den Gründen, warum Descartes bei dem Einfluß der Seele auf den Körper Bedenken fand, war, daß die Erhaltung der nämlichen Quantität der Bewegung in der Welt würde zerstört werden, wenn die Seele in dem Körper Bewegung hervorbrächte. Er schränkte daher diesen Einfluß bloß auf die Aenderung ihrer Richtung ein. Allein Leibnitz dehnte sein Gesetz von der Erhaltung der Bewegungskraft auch auf die Erhaltung der nämlichen Quantität der Richtung aus. Dieses neue Gesetz der Natur legt er sich in dem Schreiben an Foucher ausdrücklich bei, und sagt, daß er es zuerst entdeckt und bewiesen habe.

Alle diese eben so neuen als erhabenen Wahrheiten erschienen immer nur gelegentlich als Bruchstücke von einem System, dessen vollständiger

Grundriß ihren genauen Zusammenhang mit den ersten Grundsätzen und den wichtigsten Lehren von Gott und der Welt in ihrem völligen Lichte zeigen sollte. In seinem Verstande war dieses System schon lange fertig gewesen, und es hatte nur auf Veranlassung gewartet, in seiner unsterblichen Theodicee ganz vollendet hervorzutreten, die sich erst in dem letzten Theile seines immer beschäftigten Lebens fand.

Der Zweck dieses Werkes war, die Einwürfe zu widerlegen, die Bayle in seinem berühmten historischen und kritischen Namenbuche in verschiedenen Artikeln, aus den Uebeln in den Theilen der Welt der Güte und Vollkommenheit ihres Urhebers entgegengesetzt hatte. Er schien zu glauben, daß man die Mischung von Gutem und Bösen in der Welt nicht anders, als durch das manichäische System von zwei ersten Grundursachen, einem guten und einem bösen erklären könne. Die Werke dieses scharfsinnigen und geistreichen Schriftstellers, und insonderheit sein historisches Namenbuch, waren die Lieblingsunterhaltung der gebildetsten Personen unter den Großen an den deutschen Höfen. Sie wurden von der durch ihre Schönheit, durch

ihren großen und glänzenden Verstand und durch die Anmuth ihres Umganges so berühmten Königin von Preußen, Sophie Charlotte, gelesen, und sie hatten auch den Glauben dieser wißbegierigen Fürstin erschüttert. Ihre Zweifel waren der gewöhnlichste Gegenstand ihrer häufigen Unterredungen mit dem Herrn von Leibnitz. Dieser auf gegenseitige Bewunderung gegründete geistreiche Umgang hatte sich schon in Hannover an dem Hofe der Kurfürstin Sophie, der Mutter der Königin, angefangen, und war durch des Herrn von Leibnitz häufige Reisen nach Berlin seit ihrer Vermählung fortgesetzt worden. Wenn die Uebereinstimmung in großen Gesinnungen, vor der alle Ungleichheit des Standes und der Geburt verschwindet, den Namen der erhabensten Freundschaft nicht verschmähet: so war es diese Freundschaft des Geistes, womit die große Königin ihren Leibnitz neben sich stellte und Leibnitz sich ihrer großen Seele näherte. Sein Schmerz über ihren Tod im J. 1705 beweiset, wie sehr er sie verehrte und ist das schönste Denkmal ihrer großen Eigenschaften und Tugenden. „Die Bestürzung, worin ich durch „den Tod der Königin von Preußen versetzt bin,“

schreibt er an Wilhelm Wotton, „einer Für=
„stin, deren gnädiges Wohlwollen meine Hofnung
„und Wünsche übertraf, und die verlangte, daß ich
„oft um Ihr seyn mußte, hat mich gehindert, in
„diesem Jahre meinen Briefwechsel mit Ihnen und
„andern Freunden fortzusetzen. Nie hat man eine
„geistreichere und leutseligere Fürstin gesehen. Da
„sie mich oft Ihrer Unterredungen würdigte, und
„da ich dieser Glückseligkeit so gewohnt war: so
„habe ich Ihren Verlust in der allgemeinen Trauer
„mehr als viele Andere empfunden. Als Sie in
„Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin,
„weil ich Ihr nicht gleich folgen konnte. Je we=
„niger wir auf eine so traurige Nachricht gefaßt
„waren, desto tiefer wurden wir gerührt. Ich bin
„einer gefährlichen Krankheit sehr nahe gewesen,
„und ich habe mich nur mit Mühe wieder erholt.
„Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wis=
„senschaft nicht gemeiner Dinge, mit einem steten
„Streben immer mehr zu erforschen, und Ihre Un=
„terredungen mit mir gingen stets dahin, Ihre
„Wißbegierde zu befriedigen, welches der Welt
„dereinst würde zum Vortheile gereicht haben, wenn
„der Tod sie uns nicht zu früh geraubt hätte.“

Leibnitz hatte sich frühzeitig mit der schweren Frage über den Ursprung des Uebels beschäftigt. Schon als ein Knabe las er Luthers berühmtes Werk „über den knechtischen Willen“ (de servo arbitrio), Jakob Andreäs Mümpelgardisches Religionsgespräch und des Aegydius Hunnius Schriften über diese Materie. Die Streitigkeiten der Jansenisten und Molinisten gaben ihm Gelegenheit noch tiefer in dieselbe einzudringen. Das schrieb er im Jahre 1700 dem Daniel Ernst Jablonsky bei Gelegenheit der irenischen Unterhandlungen in Berlin, und in der Theodicee selbst setzt er hinzu, daß er schon in Frankreich auf die Ursachen des Uebels in der Welt gekommen sey, noch ehe der Streit zwischen Arnauld und Malebranche darüber ausgebrochen war, ja selbst vor der Erscheinung der Recherche de la Verité, und daß er seine Gedanken dem Arnauld, den seine Bewunderer den Großen nennen, in einem lateinischen Gespräche mitgetheilt habe.

Erst sechs Jahr vor seinem Tode, nachdem die Königin und Bayle bereits gestorben waren, trat seine Auflösung des großen Räthsels in seiner unsterblichen Theodicee hervor, einem Werke, das

alle Schätze seiner Philosophie in sich faßte, und worin die tiefsinnigsten Untersuchungen mitten unter dem weisesten Aufwande der seltensten Gelehrsamkeit in dem anmuthsvollsten Kleide der unterhaltendsten, natürlichsten und geistreichsten Sprache der feinen Welt erschien. Nicht anders konnte der Weltweise zu einem Schriftsteller, wie Bayle, und zu einer Königin, wie Sophie Charlotte, reden; aber dieser Weltweise konnte auch kein anderer als Leibnitz seyn.

Schon der Name, unter welchem das System seiner Rechtfertigung der Gottheit sich verewigt hat, der Optimismus, die Lehre von der besten Welt, kündigt ein auffallendes Paradox an. Die Güte und Weisheit mußte das Böse in der Welt zulassen, wenn sie die beste Welt oder das beste System von Dingen wirklich machen wollte. Indeß ist dieses die einzige Antwort auf die Frage, wenn Gott weise und gütig ist, woher das Uebel in der Welt? die alle Schwierigkeiten hebt. Und diese Wahrheit kömmt in so vielen Gestalten in der Theodicee wieder, schließt sich an so viele unvollständige Auflösungen der Hauptschwierigkeit, ergänzt so viele nicht ganz befriedigende und knüpft sich an so

viele Fäden in allen Geweben der philosophischen Systeme, daß sie am Ende über alle hervorragt, und der Schlußstein wird, der das Wahre in allen vereiniget.

Der rohe Verstand konnte, bei dem ersten Anblicke der Welt, so wenig als der gebildetste, eine stete Mischung des Guten und des Bösen in der Welt verkennen. Seine Erklärung machte ihm aber nicht die geringste Schwierigkeit. Er erkannte in dem höchsten Regierer der Welt noch nichts als seine Macht, und er würde ihn herabzusetzen geglaubt haben, wenn er ihm hätte das Recht absprechen wollen, auch Böses zu thun. Der nächste Schritt führte auf den Gedanken, daß von beiden jedes seine eigene Grundursach haben müsse, das Gute eine gute, das Böse eine böse. So entstand die beinahe in allen Religionen unter allen verschiedenen Gestalten verbreitete Lehre von den zwei Grundursachen, die sich Bayle zu verfechten vornahm. Wenn es lauter Gutes oder lauter Böses in der Welt gäbe; so brauchten wir nur Eine Grundursach; so aber ist Gutes und Böses vorhanden, wir brauchen also deren zwei.

Es sind deren auch in der That zwei Grundur-

sachen der Dinge in der Welt, aber sie sind alle beide in Gott, sie sind sein Verstand und sein Wille. Der Roman des menschlichen Lebens, der die allgemeine Geschichte des menschlichen Geschlechts ausmacht, nebst unendlich vielen andern, war von jeher in dem göttlichen Verstand ganz fertig erfunden, und der göttliche Wille hat bloß sein Daseyn beschlossen, weil diese Folge von Begebenheiten am besten zu den übrigen Dingen passen würde, wenn daraus das Beste hervorgehen sollte. Der Verstand giebt den Grund des Bösen her, ohne dadurch seinen Glanz zu verlieren, ohne selbst böse zu seyn; er stellt die Naturen dar, wie sie in den ewigen Wahrheiten sind, er enthält den Grund in sich, warum das Böse zuzulassen ist; aber der Wille geht nur auf das Beste.

Die schöne Dichtung, womit das ganze Werk schließt, und die nur in der blühendsten Phantasie entstehen konnte, stellt das Lehrgebäude des Optimismus vielleicht am kürzesten und deutlichsten dar. Laurentius Valla, einer von den schönsten Geistern unter den Wiederherstellern der Wissenschaften in Italien hatte ein Gespräch gegen den Boethius geschrieben, worin er erdichtete, Ser-

tus Tarquinius sey nach Delphi gegangen, um das Orakel wegen seines künftigen Schicksals um Rath zu fragen. Er erhielt zur Antwort: du wirst aus Rom verjagt werden, und im Elende herumirren. Sextus beklagt sich über sein Schicksal und Apollo antwortet ihm: Ich habe dir gesagt, was geschehen wird; ich weiß das Künftige, aber ich mache es nicht. Gehe hin und beklage dich bei dem Jupiter. Mit dieser Dichtung wollte Valla nur die Unzulänglichkeit der Theodicee des Boethius zeigen, indem er nur bewiesen hatte, daß das Vorhersehen die Begebenheiten in der Welt nicht nothwendig mache. Er unterschied das Vorhersehen von der Vorsehung. Boethius hatte das Erstere gerettet, aber nur auf Kosten der Letztern. Leibnitz setzt die Dichtung fort. Sextus geht zu dem Jupiter nach Dodona. Warum hast du mich böse gemacht? fragt er ihn. Jupiter antwortet: Wenn du Rom und der Krone entsagen willst, so wirst du glücklich seyn; wenn du nach Rom zurückkehrest, so bist du verloren. Sextus kann sich zu einer so großen Aufopferung nicht entschließen, er verläßt den Tempel und kehrt nach Rom zurück. Der Oberpriester Theodor, welcher

der Unterredung beigewohnt hatte, gesteht, daß Sextus von nun an sein Unglück seinem bösen Willen werde beizumessen haben. Allein er kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Gott bei seinen Anbetern auch seine Güte möchte rechtfertigen. Herr der Götter! sagt er, es hing von dir ab, ihm einen andern Willen zu geben. Jupiter verweiset ihn an seine Tochter Pallas. Er reiset nach Athen, wo man ihn in dem Tempel der Göttin der Weisheit schlafen läßt, und er sieht sich im Traume in ein unbekanntes Land versetzt. Hier findet er die Pallas an der Thüre des Tempels des Schicksals, worin sie ihm alle möglichen Welten zeigt. In jeder derselben waren verschiedene Sextus, die nach der Verschiedenheit ihres Willens verschiedene mehr oder weniger glückliche Schicksale würden gehabt haben. In der letzten endlich, die als die beste die Spitze der Pyramide ausmacht, welche aus allen übrigen zusammengesetzt ist, sieht der Priester den Sextus nach Rom gehen, und sich aller der Schandthaten schuldig machen, die ihm seine Vertreibung zuziehen.

„Du siehst," sagt ihm die Göttin, „daß mein „Vater den Sextus nicht böse gemacht hat; er

„war es von Ewigkeit her, und er war es immer „frei; er hat ihm blos das Daseyn bewilligt, wel„ches seine Weisheit der Welt nicht versagen konnte, „in der er begriffen war; er hat ihn aus der Re„gion des Möglichen in die Region der möglichen „Dinge übergehen lassen. Das Verbrechen des „Sextus dient zu großen Dingen, es wird daraus „ein großes Reich entstehen, welches große Bei„spiele hergeben wird. Allein das ist nichts in „Vergleichung mit dem Ganzen dieses Weltalls, „dessen Schönheit du bewundern wirst, wenn du „nach einem glücklichen Uebergange aus diesem „sterblichen Zustande in einen bessern, die Götter „dich werden würdig gemacht haben, sie zu er„kennen.“

Auch diese Theorie, welche das Uebel in der Welt erklären soll, ist mehr dazu gemacht, den Stolz zu beugen, als zu erheben. Denn sie nimmt blos an, daß es dazu gehören müsse, weil Gott die Welt, worin es ist, gewollt hat, und das beste Wesen nur das Beste wollen kann. Sie vermißt sich nicht, es zu begreifen, wie jedes Uebel zur Verschönerung der Welt diene, sie demüthigt den menschlichen Vorwitz unter die Unermeßlichkeit der

göttlichen Weisheit, deren Tiefen kein endlicher Verstand ergründen kann.

Was der Theodicee, unabhängig von ihrem Hauptresultat, noch eine allgemeinere Wichtigkeit geben mußte, war unter andern auch, daß die vielen Fragen, über die man zu seiner Zeit noch mit allem Interesse der Neuheit stritt, und deren verschiedene Beantwortung bald die berühmtesten Partheien, bald die größten Namen an ihrer Spitze hatten, gleichsam im Vorbeigehen entschieden wurden, und daß sich die eigenthümlichen Grundsätze, die in ihren unerwarteten Anwendungen so neu waren, in den lichtvollesten und glücklichsten Verbindungen eingefügt fanden, und die in den kurzen Aufsätzen, worin sie längst vorher einzeln und zerstreut vorgekommen waren, kaum waren bemerkt worden.

Schon in seinen Beurtheilungen von Malebranches und Locke's Philosophie, hatte er die ewigen Wahrheiten gegen den Letztern in Schutz genommen, und ihnen gegen den Erstern ihren wahren Platz angewiesen. Diese haben den Grund ihrer Realität in Gott, in dessen Verstande die Möglichkeit der Dinge, und in dessen Willen ihre Wirk-

lichkeit gegründet ist. Es giebt also zwei große Grundsätze unserer Vernunftschlüsse; der eine ist der Grundsatz des Widerspruches, der andere der Grundsatz des bestimmenden Grundes. Der erstere ist ein völlig unabhängiger Grundsatz; denn ohne ihn gäbe es keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Falschheit; er ist also weder eines Beweises fähig noch bedürftig.

Den Satz des bestimmenden Grundes nahm er als eines von den Axiomen an, die das in der allgemeinen Erkenntniß sind, was Euklidens Grundsätze in der Größenlehre, Wahrheiten des gesunden Verstandes. Dieser große Grundsatz, sagt er, findet bei allen Begebenheiten Statt, und man wird nie ein Beispiel gegen ihn anführen können. Ob uns gleich diese bestimmenden Gründe nicht jedesmal bekannt genug sind; so sehen wir doch immer, daß es deren geben müsse. So unbedeutend dieser Satz an sich scheinen mag, so wenig er vor ihm unbekannt gewesen seyn kann; so gewiß ist er doch durch die Erläuterungen, Bestimmungen und Anwendungen, womit wir denselben von ihm erhalten haben, unter seinen Händen neu und sein eigen geworden.

Unter den vielen Anwendungen, die Leibniz von dem Satze des bestimmenden Grundes machte, ist diejenige vorzüglich merkwürdig, die ihn in seiner letzten Streitigkeit auf solche neue Wahrheiten führte, welche verschiedene Hauptsätze der neuesten Naturlehre und selbst der Newtonschen berichtigten. Die Veranlassung zu dieser Streitigkeit gab ein Brief an die Prinzessin von Wallis, worin Leibniz gegen die metaphysischen Theile der Newtonschen Philosophie seine Bedenklichkeiten geäußert hatte. Diese geistreiche Fürstin, welche die Wahrheit selbst bis in ihre dunkelsten Tiefen verfolgte, hatte Leibnitzens Brief Newtons Freunden mitgetheilt, unter denen der berühmte Samuel Clarke die Beantwortung der darin enthaltenen Einwürfe übernahm. Daraus entstand ein Schriftwechsel, der durch die Hände der Prinzessin ging, und, nachdem er bis zu Clarkens fünfter Antwort und Leibnitzens vierter Schrift war fortgesetzt worden, nur durch den Tod des deutschen Weltweisen unterbrochen wurde.

Die vornehmsten Gegenstände, von denen der Streit ausging, und worüber die beiden großen Häupter der damaligen Philosophie, Leibniz

und Newton von einander abwichen, waren die Wunder und der leere Raum in der Welt; allein er erhielt in seinem Fortgange bald einen Umfang, der die wichtigsten und schwersten Fragen der Metaphysik und der Naturlehre in sich faßte. Eine Welt, die mit der Zeit einer Ausbesserung durch Wunder bedurfte, wie Newton annahm, schien Leibnitzen eine Maschine zu seyn, die der höchsten Weisheit ihres Urhebers nicht würdig ist; er ließ nur Wunder zum Besten der Geisterwelt zu; und der leere Raum in der Welt, den Newton das Sinnwerkzeug Gottes genannt hatte, war ihm aus mehr als einem Grunde anstößig. Er verwarf diese auffallende Vorstellung von dem Verhältniß Gottes zu der Welt, die ihm mit der Unabhängigkeit des über die Welt erhabenen Wesens zu streiten schien, schon darum, weil er den leeren Raum in dem Weltall überhaupt leugnete. Die Untersuchungen, welche dieser Streit veranlaßte, breiteten sich durch die ganze Naturlehre und Metaphysik aus, indem sie sich an die speziellsten Anwendungen der Erstern und an die höchsten Grundsätze der Letztern anknüpften. Die Eine, welche den leeren Raum betraf, war die

verwickeltste, aber auch die fruchtbarste an neuen Wahrheiten.

Leibnitz hatte in seiner neuen Hypothese, die er in seiner Jugend schrieb, den leeren Raum selbst angenommen; allein so wie sich seine metaphysischen Grundsätze in der Folge erhöheten, sah er sich genöthigt, ihn gänzlich zu verwerfen. In dem Streite mit Clarke ging er dabei von der höchsten Vollkommenheit Gottes aus. Diese erforderte, seiner Meinung nach, daß die Gottheit überall so viel Vollkommenheit in der Welt anbringe, als ohne Abbruch ihrer übrigen Vollkommenheiten geschehen kann. Nun ist aber die Materie vollkommner als das Leere, das Etwas vollkommner als das Nichts; denn nur das Etwas kann ein Gegenstand der göttlichen Macht, Güte und Weisheit seyn; Alles ist also in der Welt voll. Er gab diesem Beweise, vermittelst des Satzes vom bestimmenden Grunde, noch folgende sinnreiche Wendung. Es ist, fügte er hinzu, kein Grund denkbar, wodurch das Verhältniß des Leeren zu dem Vollen könnte bestimmt werden. Man könnte vielleicht sagen, daß Eins dem Andern gleich seyn muß. Allein da die Materie vollkommner ist, als das

leere: so will die Vernunft, daß das geometrische Verhältniß beobachtet werde, und daß um so viel mehr Materie wirklich sey, als sie verdient, vorgezogen zu werden. Dann aber kann es gar kein Leeres geben; denn die Vollkommenheit der Materie verhält sich zu der Vollkommenheit des Leeren wie das Etwas zu dem Nichts.

So wie der Satz des bestimmenden Grundes den leeren Raum aus der Welt verbannte, so vertilgte er auch die materiellen Atomen. Es konnte keinen leeren Raum geben, weil kein Grund gedenkbar ist, wonach sein Verhältniß zu der Materie könnte bestimmt werden, und es können keine materiellen Atomen in der Welt seyn, weil in der Materie kein Grund vorhanden ist, irgendwo mit ihrer Theilung stehen zu bleiben.

Die Anwendung dieses Satzes in Feldern der Philosophie, wo er noch nie erschienen war, führte auf die Entdeckung eines neuen Satzes, der ihn noch fruchtbarer machte, aber auch mehrern Einwürfen blosgestellt schien. Das war der Satz des Nichtzuunterscheidenden. Wenn Alles, was in der Welt wirklich ist, einen Grund hat, warum es so und nicht anders, an diesem

Orte und zu dieser Zeit ist: so kann kein Ding dem Andern völlig ähnlich seyn. So wie sich die eigenthümlichsten Theile seiner Philosophie nach und nach, und immer nur dann, wenn sie das Bedürfniß herbeirief, gelegentlich entwickelten: so war es auch bei diesem Satze der Gang, den Clarke in seiner Vertheidigung des Leeren nahm, der Leibnitzen nöthigte, mit dem Satze des Nichtzuunterscheidenden hervorzutreten. Der deutsche Weltweise hatte geschlossen: es sey kein Grund vorhanden, warum Gott diesen Theil der Materie in diesen Theil des leeren Raumes und in keinen andern gesetzt, da alle Theile desselben einander völlig ähnlich sind; er hatte ihn also für ein Hirngespinst erklärt. Diesem Schlusse setzte Clarke den Einwurf entgegen: Wenn Gott bei der Ordnung der Materie etwas ohne bestimmenden Grund thun könne: so müsse er es auch bei dem leeren Raume können. Denn wenn man auch unter dem Raume die bloße Ordnung des Nebeneinanderseyenden verstehen wolle: so würde doch kein Grund vorhanden seyn, warum er einen Theil der Materie zur Rechten, einen Anderen zur Linken, einen Andern in die Mitte gestellt hätte; denn

die Materie sey in keinem ihrer Theile verschieden.

Das leugne ich, antwortete Leibnitz, es giebt auch keinen der kleinsten Theile der Materie, ja es giebt kein einziges wirkliches Ding, das dem Andern völlig ähnlich, und nicht von allen Andern verschieden wäre. Solche einander völlig ähnliche Dinge wären gegen den Satz des Nichtzuunterscheidenden, nach welchem nicht zwei Dinge wirklich seyn können, die gar nicht von einander verschieden, und also selbst dem höchsten Verstande ununterscheidbar wären.

So wie Leibnitz nur immer zu höhern Grundsätzen hinaufstieg, und überhaupt die erste Philosophie mit neuen Wahrheiten bereicherte, wenn er ohne sie die untergeordneten Wissenschaften nicht befestigen konnte: so verweilte er auch nicht bei den Beweisen solcher Sätze, die dem gesunden Verstande einleuchten, von der Erfahrung unterstützt werden und durch ihre Anwendung und das Licht, das sie überall verbreiten, eine hinlängliche Empfehlung erhalten. Es war ihm genug, wenn er für den Satz des Nichtzuunterscheidenden anführen konnte, daß er einen weitumfas-

senden Nutzen habe, daß er aus dem Satze des bestimmenden Grundes folge, und daß in der ganzen Natur, selbst bei Dingen, die sich am ähnlichsten scheinen, keine Erfahrung dagegen aufgebracht werden könne. Das gab oft zu unterhaltenden und geistreichen Zeitvertreiben Anlaß. Die Gesellschaft an dem Hannöverischen Hofe, wo solche Materien durchgestritten wurden, machte sich ein angenehmes Geschäft daraus, Erfahrungen aufzusuchen, womit sie die Paradoxen des Philosophen widerlegen könnten. Leibnitz erzählt uns selbst die Geschichte eines solchen Spieles, die uns von dem edlen Geiste der Unterhaltung dieser Gesellschaft einen Begriff machen kann. „Ein geistreicher Mann unter meinen Freunden sprach mit mir über den Satz des „Nichtzuunterscheidenden in Gegenwart der Frau „Kurfürstin in dem Garten von Herrnhausen, und „glaubte, daß er wohl zwei Blätter finden würde, „die einander gänzlich ähnlich wären. Die Kurfürstin forderte ihn dazu heraus; und er lief lange „Zeit vergebens darnach herum.“

Noch weniger hielt er für nöthig, den Satz des zureichenden Grundes zu beweisen. Er begnügte sich zu sagen: „Wollte Gott, daß man sich im-

Schubert del. C. Schule sc. 1796.

Leibnitz behauptet, daß nicht zwey Blätter einander völlig ähnlich seyn.

„mer so klarer Grundsätze bedient hätte! Daß „alles einen zureichenden Grund bedarf, daß es da „sey, eine jede Begebenheit, daß sie geschehe, eine „jede Wahrheit, daß sie wahr sey, bedarf das ei„nes Beweises? — Jedermann bedient sich die„ses Grundsatzes in tausend Gelegenheiten. Es ist „wahr, man hat ihn in vielen andern aus Nach„lässigkeit vergessen, aber gerade daher sind auch „alle die Hirngespinste eines für sich bestehenden „realen Raumes, des Leeren, der Atomen u. d. gl. „entstanden. — Mir diesen großen Grundsatz „leugnen, das heißt es wie Epikur machen, der „sich genöthigt sahe, den Satz des Widerspruchs zu „leugnen, wornach jeder verständliche Satz entweder „wahr oder falsch seyn muß. Chrysipp ließ sich dar„auf ein, ihn gegen den Epikur zu beweisen; ich habe „aber nicht nöthig, ihm darin nachzuahmen, ob ich „gleich bereits oben gesagt habe, was den meinigen „rechtfertigen kann, und ob ich gleich noch etwas „darüber sagen könnte, das aber vielleicht für den „gegenwärtigen Streit zu tiefsinnig seyn möchte. „Und ich glaube, daß mir vernünftige und unpar„teiische Personen zugeben werden, daß man sei„nen Gegner ad absurdum gebracht habe, wenn

„man ihn so weit gebracht hat, daß er diesen Satz „leugnen muß.“

Wenn aber diese Sätze, wenn insonderheit der Satz des zureichenden Grundes, Jedermann so einleuchtend ist, wenn man sich desselben von jeher bedient hat, wie kann man seine Entdeckung dem Weltweisen zu einem so großen Ruhme anrechnen? — Man würde den Verdiensten Leibnitzens etwas vergeben, wenn man diese Frage wollte unbeantwortet lassen. Der Mensch handelt in tausend Fällen nach Grundsätzen, die er sich nicht deutlich und noch weniger mit der Genauigkeit und Bestimmtheit denkt, womit sie erst in den Wissenschaften nützlich und fruchtbar werden. Es giebt eine natürliche Metaphysik, wie es eine natürliche Logik, Arithmetik und Geometrie giebt. Diese gehet von gewissen allgemeinen Grundsätzen aus, deren sie sich selbst nicht bewußt ist, und wendet sie in leichten und gewöhnlichen Fällen ohne Gefahr und Schwierigkeit an. Die Wissenschaft zeichnet diese Sätze aus, um sie auch bei schweren Untersuchungen zu gebrauchen und damit zu verborgenern Wahrheiten zu gelangen. Dazu bedürfen sie aber geschickter Erläuterungen und genauer Bestimmun-

gen; und selbst nachdem sie diese erhalten haben, bedarf es noch immer eines ungewöhnlichen Scharfsinnes mit ihrem Lichte in die Tiefen der Wissenschaft zu dringen, und darin neue Wahrheiten zu entdecken. Euklides errichtete mit Hülfe einiger leichten Grundsätze das ganze Gebäude seiner Geometrie, und es schadete dem Ruhme seiner Kunst nicht, daß sie mit so gemeinen Mitteln das ausgerichtet hatte, was so vielen nicht gelungen war, denen sie eben so gut, als ihm, zur Hand waren. Wie sollte es dem Ruhme eines Leibnitz schaden, daß er mit einer gemeinen Wahrheit die Philosophie von Hirngespinsten gereinigt und die Naturlehre mit sich selbst und mit der ersten Philosophie in eine so sichere und lichtvolle Harmonie gebracht hat?

Mit diesen Waffen hatte Leibnitz gegen die Hirngespinste des leeren Raumes und der Atomen gestritten; diese hatte Newtons Philosophie mit der mechanischen Philosophie seiner Vorgänger gemein, seine Meinung über die Wunder, welche die Körperwelt verbessern sollen, war ihr eigen. Newton glaubte, daß die Unregelmäßigkeiten, welche aus der gegenseitigen Einwirkung der Pla-

neten und Kometen entstehen, nach und nach so groß werden müßten, daß die ganze Naturmaschine endlich einer Ausbesserung bedürfen würde. Die Erfahrung hat darüber noch nicht gesprochen, bemerkte Leibnitz dagegen, wir nehmen an dem Laufe und an der Ordnung der Planeten noch keine Veränderung wahr, die uns eine solche Zerrüttung vermuthen ließe. Sollte sie indessen erfolgen müssen: so ist nichts gewisser, als daß die Gottheit von jeher schon alles in der Natur so werde angelegt haben, daß das ewige Uhrwerk des großen Weltsystems durch seine eigene Kräfte sich wieder aufziehen und in seinem regelmäßigen Gange erhalten werde; das kann man von einem Werke erwarten, das der unendlichen Kunst der höchsten Weisheit würdig seyn soll.

Dieser Schriftwechsel ward nur durch seinen Tod unterbrochen, und er verdiente das Leben eines Weisen zu krönen, der sich ganz der Erforschung der Wahrheit aufgeopfert hatte. Seine Philosophie, weitumfassend in ihren Grundsätzen, unerschrocken und scharfsinnig in ihren unerwarteten und glücklichen Anwendungen, edel in ihren Gesinnungen, war die Frucht von unablässigen Untersuchun-

gen, unterstützt von den seltensten Talenten, von ausdauerndem Nachdenken, eindringendem Tiefsinne und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit. Er hatte damit in den frühesten Jahren seines Lebens angefangen, er hatte den ganzen Kreis der Wissenschaften erschöpft, mit ihren Schätzen seine Betrachtungen genährt, sie immer wieder auf seinen großen Gegenstand zurückgeführt, und so hatte er die große Laufbahn zurückgelegt, um an ihrem Ziele alle seine Kränze in dem Tempel des Ewigen aufzuhängen. Denn nach seinem Ausspruche ist der größte Nutzen der Philosophie, und insonderheit der Naturlehre, die Frömmigkeit zu nähren und zu der Gottheit zu erheben.

Wie sehr und wie anhaltend ihn diese Untersuchungen beschäftigt haben, das wissen wir von ihm selbst. „Ich habe endlich," sagt er in einem Schreiben an Burnet, „über alle diese wichtigen „Materien nicht eher Partei genommen, als nach„dem ich mehr als zehnmal darüber nachgedacht „und wieder nachgedacht, und nachdem ich noch „außerdem die Gründe Anderer geprüft habe. Da„her bin ich auch zu allen diesen Untersuchungen, „die blos von dem Nachdenken abhangen, ausneh-

„mend vorbereitet. Die meisten meiner Meinun-
„gen habe ich endlich nach einer Ueberlegung von
„zwanzig Jahren zur Gewißheit gebracht.“

Allen diesen philosophischen Arbeiten, die schon allein ein ganzes Leben beschäftigen könnten, hatte gleichwohl Leibnitz nur die wenigen Stunden widmen können, welche ihm seine zahlreichen Geschäfte, sein ausgebreiteter Briefwechsel, seine mathematischen Entdeckungen und seine gelehrten Arbeiten in allen andern Feldern der Wissenschaften übrig ließen. Nur ein so thätiger Geist, wie der seinige, konnte unter so vielen Zerstreuungen und Anstrengungen nicht erliegen.

Er hatte unter allen diesen so ungleichartigen Arbeiten seine Geschichte des Braunschweigischen Hauses nicht aus den Augen verloren. So groß indeß auch seine unermüdete Geschäftigkeit war, so konnte doch von der Sammlung der dazu nöthigen Materialien der erste Theil unter dem Titel: Scriptores Rerum Brunsvicensium, nicht eher als im Jahr 1707 erscheinen, dem der zweite im Jahr 1710 und der dritte im J. 1711 folgte. Das ist die ganze Frucht seiner Bemühungen um diesen Theil der Geschichte. Indeß bleiben diese

Sammlungen ein immerwährendes Denkmal seines Fleißes und seines Forschungsgeistes; sie gehören noch jetzt zu den unentbehrlichsten Quellen der mittlern Geschichte, und sind also gelehrte Arbeiten, mit denen er sich den größten Geschichtsforschern an die Seite gesetzt und so einen bleibenden Nutzen gestiftet hat. An der Verarbeitung derselben zu einer vollständigen Geschichte des Braunschweigischen Hauses hinderte ihn der Tod.

Allein auch das längste Leben würde nicht hingereicht haben, einen Plan auszuführen, wie er sich vorgezeichnet hatte. Da das Guelfische Stammhaus sich von der Nordsee bis in Italien ausbreitete, das sächsische Haus, welches Deutschland fünf Kaiser gegeben hat, in sich begriff, und einer von den zwei großen Staatsparteien der Guelfen und Gibellinen, worin ein großer Theil der Christenheit mehrere Jahrhunderte hindurch getheilt war, den Namen gegeben hatte: so mußte seine Geschichte gewissermaßen die allgemeine Geschichte von Deutschland und Italien seyn, und in alle die großen Begebenheiten, die der Kampf dieser Parteien hervorbrachte, eingreifen. So schwer ein solcher Gegenstand schon an sich selbst zu erschö-

pfen war, so gab er ihm doch noch einen weitern Umfang, indem er ihn an den ersten Zustand der Bevölkerung und endlich an die ersten Veränderungen der Oberfläche unseres Erdballs knüpfte. Aber eben darum konnte sich Leibnitz in der Ausführung eines solchen Planes nur vorerst das Todesjahr Heinrich des Heiligen 1025 zu seinem Ziele setzen. Die Topographie der Braunschweigischen Länder, und die Genealogie ihrer Herzoge sollte darin den Anfang machen. Allein auch dieser vorläufige Theil seines großen Entwurfes ist erst nach seinem Tode von seinen Nachfolgern, Johann George Eccard, Johann Daniel Gruber und Christian Ludewig Scheid ausgeführt worden. Diese Untersuchungen sollten durch seine berühmte Protogäa eröffnet werden, ein Werk, worin er bis auf den ersten Zustand unserer Erdkugel zurückgeht. Dieser Zustand reicht über alle schriftlichen Denkmale der Geschichte hinaus, die Spuren der Natur sind die einzige Geschichte, worin die Nachrichten davon können gelesen werden, und diese wiesen seiner Meinung nach auf eine allgemeine Ueberschwemmung hin. Diese Hypothese war bereits aus Thomas Burnets

heiliger Theorie der Erde bekannt, der sie an die kabbalistische Philosophie geknüpft und mit abentheuerlichen Schriftauslegungen unterstützt hatte. Leibnitz ging dabei von den Abdrücken von Pflanzen und Fischen in Fossilien des Harzes aus, indem er urtheilte, daß diese Fossilien ursprünglich müßten weich gewesen seyn, damit sich die Naturkörper, deren Abbildungen sie enthielten, darin hätten abdrucken können.

Er hatte seine Protogäa, worin er der Welt diese Hypothese vorlegen wollte, bereits im J. 1691 geschrieben, und 1693 in den Actis Erud. einen Auszug davon bekannt gemacht; sie ist aber erst 1749 von Christ. Ludw. Scheid vollständig herausgegeben worden *).

---

*) In Lessings Leben und seinem noch übrigen Litt. Nachl. 2. Th. S. 191. wird der Herausgeber der Protogäa Schmid genannt, und unter dem Texte die Anmerkung hinzugesetzt: „Ob dieses der Professor zu „Helmstädt Johann Andreas Schmid oder ein anderer „ist, und wo Leibnitzens Protogäa von diesem Schmid „herausgekommen, habe ich nirgends finden können.“ Das ist kein Wunder; denn dieser Schmid ist kein anderer als Scheid. Vermuthlich hat Lessing die Anmerkungen, woraus sein Nachlaß genommen ist, sehr

So weit indeß das, was Leibnitz geleistet hat, von dem ist entfernt geblieben, was er sich zu leisten vorgesetzt hatte, so ist es doch noch immer mehr, als was wir irgend einem andern Gelehrten, der in diesem Fache allein groß ist, zu danken haben. Daß er nur die wichtigsten Denkmale, daß er nur Geschichtschreiber aus der Dunkelheit hervorziehen würde, durch welche über ihre Zeiten ein ganz neues Licht würde verbreitet werden, das konnte man seinem philosophischen Geiste zutrauen. Allein er führte sie in den Vorreden, die er jedem Theile vorsetzte, mit Nachrichten ein, und begleitete sie mit Anmerkungen, die das Werk einer tiefen historischen Gelehrsamkeit sind, und zugleich mit seltnem

---

flüchtig geschrieben und sein Herausgeber hat das eine für das andere gelesen. Die Stelle des vorgeblichen Schmids, worauf Lessing zielt, steht in Scheids Vorrede zu der Protogäa in Leibnitzens Werken nach Dutens Ausg. T. II. P. II. S. 183. Es kommen in diesem Nachlasse mehr solche Stellen vor, wo der Herausgeber Lessings Handschrift nicht hat lesen können, als S. 174. wo Knorr von Rosenroth der Verfasser der fabulae denudatae statt Cabbalae denudatae und der Verfasser der Pseudodoxiae epidemicae Browur statt Brown genannt wird.

Scharfsinne auf die Resultate hinweisen, die ein gemeiner Leser, sich selbst überlassen, darin nicht würde gefunden haben.

Neben diesen aufgegebenen historischen Arbeiten, denen Leibnitz schon ein allgemeines Interesse zu geben wußte, bereicherte er die Wissenschaft noch mit einer ansehnlichen Menge anderer Schätze, worin sein unermüdlicher Fleiß, blos aus Liebe zu der Wissenschaft selbst, für den dunkelsten Theil der deutschen Geschichte neue Quellen eröffnete. Sein Specimen Historiae arcanae de Vita Alexandri VI. Papae ex Diario Joannis Burchardi, Ceremoniarum Magistri, enthielt die geheimsten Anekdoten und die darstellendsten Schilderungen von den Greueln des Vatikans unter Alexander dem Sechsten, aus der Feder eines glaubwürdigen Augenzeugen; seine Accessiones historicae seu Scriptores rerum germanicarum et aliarum hactenus ineditarum, ergänzten die Lücken, die so gelehrte Geschichtforscher, als Freher, Goldast, Meibom, Lindenbrog, in ihren berühmten Sammlungen gelassen hatten.

Außer diesen großen Werken verdankt ihm die Geschichte mehrere kleinere Arbeiten, worin

er bald die Rechte der Fürsten mit scharfsinniger und mühsamer Genauigkeit erörterte, bald in die Tiefen des entferntesten Ursprungs der Völker ein neues Licht brachte. Zu den erstern gehört seine Information sommaire pour la succession de Sa Majesté Prussienne aux Comtés de Neufchatel et Vallengin, im J. 1706., zu den letztern seine Untersuchungen über den Ursprung der Franken im J. 1715. Er ging in diesen Untersuchungen von der gemeinen Meinung der Geschichtsforscher ab, und führte die Franken von dem baltischen Meere an den Rhein. Diese in der Folge so mächtige Völkerschaft auf ihren ersten Ursprung zurückführen, hielt er auch wegen ihres Gesetzes, das unter dem Namen des Salischen bekannt ist, für nöthig, deren Inhalt und Geschichte sonst an manchen Stellen nicht wohl erklärbar ist. Er fand indeß in Frankreich an dem P. Tournemine und in Deutschland an dem Nic. Hier. Gundling Gegner, die zu den Geschichtsforschern vom ersten Range gehören, denen er mit so vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit antwortete, daß der Sieg dieses durch seinen Tod unterbrochnen Streites unentschieden geblieben ist.

Alle diese historischen Untersuchungen waren mit den tiefsten Sprachforschungen durchwebt, die er bald an die Geschichte, bald an die Philosophie anzuknüpfen wußte. In beiden Rücksichten schränkte er sich nicht blos auf die europäischen Sprachen ein, er suchte sich auch Nachrichten von den Sprachen des entferntesten Asiens zu verschaffen, und dazu hoffte er seine Verbindungen mit dem Orden der Jesuiten in ihren Missionen und mit den russischen Gelehrten durch den Schutz Peters des Großen zu benutzen. Was wir ihm von Schätzen in diesem Theile der Gelehrsamkeit zu danken haben, findet sich theils in seinen historischen Arbeiten, theils in einzelnen Aufsätzen in den Lateinischen Schriften der Akademie zu Berlin und in mehrern gelehrten Tagebüchern zerstreut, theils in einer größern Sammlung, die Eckard unter der Aufschrift: Collectanea etymologica, herausgegeben hat.

Wenn man die Arbeiten, deren genaues Verzeichniß der Zweck dieses Denkmals nicht zuläßt, und wovon so viele gar nicht bekannt geworden sind, mit dem gewöhnlichen Maaße der menschlichen Kräfte vergleicht, wenn man bedenkt, daß

diese Arbeiten, worin er jede Wissenschaft so weit über die Gränzen hinausführte, in denen er sie gefunden hatte, nur das Resultat unermeßlicher vorhergehender Studien und Meditationen seyn konnten: so begreift man kaum, wie der anhaltendste Fleiß und das längste Leben eines Schriftstellers dazu hinreichen konnte, selbst wenn er sich mit nichts anders beschäftiget hätte. Und gleichwohl nahmen die Pflichten seiner vielen Aemter, seine zahlreichen Zerstreuungen in dem Umgange mit mehrern Höfen, seine Bekanntschaften mit den berühmtesten Gelehrten und mit so vielen durch ihre Geburt, ihre Würden und ihre Wissenschaft ausgezeichneten Großen, so wie sein unermeßlicher Briefwechsel und seine häufigen Reisen, einen so großen Theil seiner Zeit ein, daß es zweifelhaft ist, ob diese Geschäfte und Zerstreuungen seine gelehrten Arbeiten, oder seine gelehrten Arbeiten seine Geschäfte und Zerstreuungen unterbrochen.

Sein Ruhm hatte sich so frühzeitig und schnell verbreitet, daß nicht allein die angesehensten Höfe ihn für ihre wichtigsten Geschäfte suchten, und, wenn sie ihn nicht ganz besitzen konnten, wenigstens in den schwersten Aufträgen zu gebrauchen wünschten,

sondern daß nicht leicht in Deutschland, ja in dem ganzen Europa, irgend eine gelehrte Unternehmung zu Stande kommen konnte, wozu man nicht entweder seine thätige Mitwirkung, oder wenigstens seinen Rath verlangt hätte. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hatte ihm bereits im J. 1673 unter der Bedingung seines Uebertritts zur katholischen Kirche eine Stelle unter ihren Mitgliedern angeboten, die er erst in der Folge ohne diese Bedingung annahm, und im J. 1674 hatte ihn sich die Gesellschaft der Wissenschaften zu London zugesellt. Im Jahr 1691 ernannte ihn der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Anton Ulrich, zu seinem Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel, und zwar mit dem ausdrücklichen Auftrage für die Verfertigung eines Verzeichnisses derselben zu sorgen. Da er seinen Wohnsitz in Hannover behielt: so verpflichtete ihn dieses Amt zu häufigen Reisen, und gleichwohl führte er die Aufsicht über den ihm anvertrauten Bücherschatz mit solchem Eifer, daß man die Beweise davon noch jetzt nicht ohne Bewunderung wahrnehmen kann. Er benutzte sie nicht allein selbst zum Besten der Wissenschaften, indem er ihre verborgenen Schätze an das Licht

brachte, er machte sie auch andern Gelehrten brauchbar und veranlaßte die Vermehrung derselben durch den Ankauf der an Seltenheiten reichen Bibliothek des Marquard Gudius.

Um eben diese Zeit hatte Leibnitz ein neues Geschäft bei den Unterhandlungen über die neue Kurwürde des Hauses Hannover erhalten. Die rechtlichen und historischen Ausführungen, welche der Hannöverische Reichstagsgesandte, der Herr von Platen, nöthig hatte, waren Leibnitzens Arbeit, und er hatte die Freude, diese Sache zur Zufriedenheit des Fürsten, dem er so sehr ergeben war, nicht ohne seine gelehrte Mitwirkung, im J. 1692 beendigt zu sehen. Indeß machte ihm der Streit über das Erzamt, welches dem neuen Kurhause verliehen war, noch bis in das Jahr 1696 neue Arbeit. Dieses Erzamt war das Reichsbanneramt, und es wurde von dem Würtembergischen Hause in Anspruch genommen, dessen Fürsten von jeher dem Heere in den Reichskriegen die Sturmfahne vorgetragen hatten. Leibnitz unterschied von dieser Sturmfahne noch das Reichspanier, zu dessen Vortragung der Kaiser in jedem Falle einen der ersten Reichsfürsten ernannt habe,

womit er also, ohne Nachtheil irgend eines andern fürstlichen Hauses, nach seinem Gutbefinden einen Reichsfürsten beleihen könne. Er hatte in diesem Streite einen der ersten deutschen Staatsrechtslehrer, den berühmten Kulpis, zu seinem Gegner. Die Sache blieb zwischen zwei solchen Streitern zweifelhaft, und ward nur durch die Ertheilung eines neuen Erzamtes entschieden.

Eine Arbeit von ganz verschiedener Art, welche die ganze Thätigkeit des allgemeinsten Gelehrten nebst der Gewandtheit des erfahrensten Geschäftsmannes erforderte, war die Errichtung der Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin, die im Jahr 1701 zu Stande kam. Diese neue Schöpfung, die er mitten unter seinen Unterhandlungen über die Religionsvereinigung und seinen mannichfaltigen historischen, mathematischen und philosophischen Arbeiten unternahm, war ihm ganz allein überlassen, von ihm allein erwartete man alle Vorschläge zur Hebung der Schwierigkeiten, die, ungeachtet aller Bereitwilligkeit des Hofes, dabei vorkommen mußten. Er war es, der den Plan der Gesellschaft entwarf, die Gesetze und ersten Einrichtungen machte, durch Finanzvorschläge für

ihre Unterhaltung sorgte, die ersten Mitglieder derselben aufsuchte und die Arbeiten unter ihnen vertheilte. Das alles erforderte häufige Reisen und einen ausgebreiteten Briefwechsel, da er selbst von Berlin entfernt lebte. Und alle diese Arbeiten vermehrte er sich dadurch noch mehr, daß er der neuen Gesellschaft eine Ausdehnung gab, wie sie, vor ihr, noch keine andere gehabt hatte. Sie ollte mit ihren Untersuchungen die ganze Encyklopädie der Wissenschaften, von der höchsten Mathematik bis auf die mechanischen Künste des gemeinen Lebens, und von der tiefsinnigsten Spekulation der Philosophie bis auf die besonderste Geschichtsforschung und das kleinlichste Sprachstudium umfassen, und da noch keine andere gelehrte Gesellschaft einen so weiten Wirkungskreis hatte: so konnte er die Gesetze und Einrichtungen von keiner derselben ganz für die seinige benutzen.

Zu den Unterhaltungskosten der neuen gelehrten Anstalt brachte er zwei Quellen in Vorschlag, das Kalendermonopolium und einen Bücherzoll, von denen aber schon das Erstere für hinlänglich gehalten wurde. Da er von der Nützlichkeit einer

gelehrten Gesellschaft für alle Stände des Staates nach den Begriffen, die er sich von ihren Geschäften machte, große Erwartungen hatte: so glaubte er, daß alle Klassen der Bürger, die Ungelehrten sowohl als die Gelehrten, zu ihrer Unterhaltung beitragen müßten, und so sehr ihn seine politischen Grundsätze zur Sparsamkeit geneigt machten: so schienen ihm doch die Quellen ihrer Finanzen nicht reichlich genug seyn zu können, wenn sie zu den nützlichen und oft kostbaren Unternehmungen hinreichen sollten, die er von seiner neuen Gesellschaft erwartete. Nach diesen Grundsätzen hatte er schon dem Herzoge von Braunschweig die Verwendung der Einkünfte von dem gestempelten Papiere zur Vermehrung der Wolfenbüttelschen Bibliothek vorgeschlagen. Durch die Einführung eines Bücherzolles wollte er aber noch die Absicht erreichen, den Umlauf schlechter Bücher zu erschweren, um auf diese Art ihre Anzahl zu vermindern. Wenn er den Nutzen eines Buches zur Belehrung des Verstandes und zur Besserung des Herzens für den einzigen Maaßstab von der Güte desselben annahm; so muß er die Menge der schlechten Bücher schon zu seiner Zeit für sehr ansehnlich gehalten haben,

da er eine Auflage von dieser Art für so ergiebig hielt. Und sie würde immer ergiebiger und vielleicht auch gerechter geworden seyn, seitdem das blos zeitverkürzende Bücherlesen sich so allgemein verbreitet hat, wenn die Artikel des geistigen Luxus so leicht zu bestimmen wären, als die Artikel des leiblichen.

Da ihn der König zum Präsidenten der gelehrten Gesellschaft ernannt hatte, deren Schöpfer er war: so hatten seine Geschäfte mit ihrer Stiftung nicht aufgehört. Es war ihm nicht genug, ihre Arbeiten durch Vorschläge und Aufmunterungen zu nützlichen Untersuchungen zu unterstützen, sie durch Rath und Mittheilung der nöthigen Hülfsmittel zu erleichtern, er nahm selbst an ihren Arbeiten durch eigne Abhandlungen aus allen Wissenschaften Theil, und der erste Theil ihrer Schriften, der im J. 1710 unter der Aufschrift: Miscellanea Berolinensia, erschien, beweiset, welch ein thätiges Mitglied er gewesen ist.

Leibnitz entwarf kurze Zeit nach der Errichtung der Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin, den Plan zu einer ähnlichen in Dresden, und der Kurfürst von Sachsen, König August I., würde

ihn ausgeführt haben, wenn ihn der polnische Krieg nicht daran gehindert hätte.

Alle diese Arbeiten waren zugleich eine Vermehrung seines Ruhmes; aber jeder Zuwachs seines Ruhmes war auch eine Vermehrung seiner Arbeiten. Die immer häufigern Spuren seiner Thätigkeit und seiner ausgebreiteten Kenntnisse in allen Theilen der Wissenschaften machten ihn immer mehr zum allgemeinen Orakel bei allen wichtigen Unternehmungen. Von allen Seiten wandten sich die Fürsten und ihre ersten Räthe an ihn, wo sie für das Interesse ihrer Staaten, für die Beförderung der Kultur und der Gelehrsamkeit nützliche Entwürfe bedurften.

Noch am Ende seines Lebens suchten ihn der Czar Peter der Große und der Kaiser Karl der Sechste. Sie zogen ihn in den wichtigsten Angelegenheiten ihrer weitläuftigen Staaten zu Rathe und bestrebten sich um die Wette, ihn durch Belohnungen und Ehrenstellen zu dem Ihrigen zu machen.

Es war das Jahr 1711, welches den größten Weltweisen seiner Zeit mit dem Schöpfer der beginnenden Kultur eines unermeßlichen Reiches über

die wichtige Angelegenheit der Völkerbildung in Berathschlagung sahe. Peter der Große, nicht mehr der aufstrebende Lehrling, der im J. 1697 mit Verleugnung des Glanzes seiner Geburt und seines höchsten Ranges, in dem tiefsten Incognito unter dem Gefolge seines eigenen Gesandten in dem gebildeten Europa die Gelegenheiten zu seiner eigenen Geisteskultur ausforschte, Peter der Große, der erfahrene Beherrscher zahlreicher Nationen, der glückliche Erzieher eines aus der Rohheit hervorgezogenen Volkes, der Schöpfer der Kriegskunst und der Schiffahrt seiner Reiche, der Sieger des größten Helden des Nordens, war in dem Zeitpunkte seines größten Ruhmes nach Deutschland gekommen, um sich auf der großen Laufbahn in der Ausführung der Unternehmungen zu stärken, die er für die Größe und den Ruhm seines Volkes angefangen hatte. Er hielt sich zu Torgau auf, wo das Vermählungsfest seines Sohnes mit der Braunschweigischen Prinzessin sollte gefeiert werden. Hier verschwand die Entfernung, welche die Hoheit des Thrones zwischen dem Monarchen und dem Weltweisen setzte; man sahe blos zwei große Männer sich über die Beförderung des Wohls

der Menschen berathschlagen, der Eine erwartete von dem Andern in seinem Wirkungskreise unterstützt zu werden. Leibnitz erhielt von dem Czar das Versprechen, über die Abweichungen der Magnetnadel in seinen weitläuftigen Staaten Versuche anstellen, und ihm über die Sprachen des nördlichen Asiens Nachrichten sammlen zu lassen. Das waren die Vortheile, die er sich zum Besten der Wissenschaften erbat; allein der Czar ertheilte ihm auch Beweise seiner persönlichen Achtung, indem er ihm ein ansehnliches Gehalt und die Stelle eines Geheimen Justizraths anbot.

Bald darauf schien sich ein neuer Schauplatz seines Ruhmes zu eröffnen. Er wurde an den Kaiserlichen Hof nach Wien berufen, gerade zu der Zeit, da die Minister zu Utrecht im J. 1713 an dem Friedensgeschäfte arbeiteten. Wie groß mußte die Meinung von seinen Kenntnissen in den Staatsgeschäften seyn, da man ihn bei einer so wichtigen Angelegenheit zu Rathe zog, und er dem Kaiser Karl dem Sechsten seine Gedanken über den Friedensentwurf des Hofstaatskanzler Grafen von Sinzendorf konnte überreichen lassen. Der Kaiser bezeigte ihm seine Zufriedenheit auf eine

Art, woraus man den Werth abmessen kann, den er den Verdiensten des großen Mannes beilegte. Er belohnte ihn mit einem Jahrgehalt von 2000 Gulden, nachdem er ihn schon im Jahre 1711 zum Reichshofrath gemacht und in den Reichsfreiherrnstand erhoben hatte.

Leibnitz fand in Wien an dem Prinzen Eugen, der damals die größte Höhe seines Ruhms erreicht hatte, einen andern großen Mann, dem ihn der Glanz seiner Verdienste näherte. Der Geist des Helden, der außer den kriegerischen auch andere Talente zu schätzen, und in den Wissenschaften die Erholung von dem Geräusch der Waffen durch den Genuß einer ruhigern Thätigkeit zu finden wußte, hörte mit Vergnügen in den Stunden seiner Muße den Gesprächen des Weltweisen zu, die in allen Feldern der Wissenschaften belehrend und unterhaltend waren. Er scheuete selbst die höchsten Spekulationen seiner Philosophie nicht, und es war für ihn, daß Leibnitz den gedrängtesten und zugleich ausführlichsten Abriß seines Systems in französischer Sprache aufsetzte, der nach seinem Tode in der Europe savante unter dem Titel: Principes de la Nature et de la Grace

fondés en Raison, und lateinisch in den Actis Eruditorum erschien, und den im Jahre 1728 Gottlieb Michael Hansch in seinen Principiis Philosophiae more gemetrico demonstratis herausgab.

Alle diese glücklichen Umstände suchte Leibnitz sogleich für die Ausbreitung der Wissenschaften zu benutzen. Er machte den Entwurf, in Wien eine Akademie nach dem Muster der Berlinischen zu errichten. Unvorhergesehene und noch bis jetzt unbekannte Hindernisse vereitelten seine Hofnungen. In einem Briefe an den Gräfl. Leiningischen Hofrath Schmid zu Wien berührt er etwas von den Personen, die sich seinem Plane entgegensetzten, in den verdeckten Ausdrücken: „Ein Freund, der „aus Wien kommt, hat mich überreden wollen, „daß für die Religion eifrig gesinnte Personen sich „einer Societät der Wissenschaften widersetzten, „daß ihnen die neuen Entdeckungen verdächtig „sind, und daß es ihnen insonderheit mißfällt, „daß sich ein Protestant darein mischt.“ Diese Personen bezeichnet er in einem andern Schreiben an ebendenselben näher: „Ich habe „auch gehört, daß einige Jesuiten von diesem

„Vorhaben nicht vortheilhaft gesprochen ha„ben.“ *)

In dieser ununterbrochenen Thätigkeit ging er dem Ende seiner großen Laufbahn entgegen. Er vollendete sie im Jahr 1716 den vierzehnten November, in einem Alter von siebzig Jahren. Er genoß aller seiner Geisteskräfte bis auf seinen letzten Hauch, und nur sein Tod unterbrach seine nimmer ruhende Geschäftigkeit. Wenig Minuten vor seinem letzten Augenblicke ließ er sich eine Feder und Papier geben, schrieb etwas, hielt es gegen das Licht, und da er es nicht mehr lesen konnte, legte er sein Haupt auf die Seite und verschied.

Um die Schilderung des großen Mannes zu vollenden, ist nichts übrig, als die einzelnen Züge, die in diesem kurzen Abrisse seines thatenvollen Lebens zerstreut sind, unter einen Gesichtspunkt zu sammlen. So ausführlich indeß das Gemälde seines Geistes werden mag, so natürlich ist doch die Besorgniß, daß es immer noch hinter seinem Gegenstande zurückbleiben werde. Wer kann sicher

---

*) S. Kortholts Samml. von Leibn. Br. Th. 3. S. 294. u. 303.

Schubert del: *W. Arndt sc.*

Leibnitz schreibt.

seyn, daß er bei einem so vielseitigen Genie nicht irgend einen Zug seiner innern Gestalt übersehen, und bei einem Geiste, der so viel gewirkt hat, alle seine Verdienste darstellen werde? Wer kann hoffen, die ganze Größe des Weisen sichtbar zu machen, dessen Thätigkeit nicht durch die großen Massen ihrer Wirkungen eine so allgemeine Bewunderung erregt, wie die Thaten des Kriegeshelden, des Regenten und des Reformators? Wie die wolkenhohen Alpen in größerer Ferne gesehen werden, als das kunstvollste Prachtgebäude, und das Krachen des Donners vernehmlicher ist, als die schwache Rede des Menschen, so ist der Kreis, worin sich der Ruhm des großen Mannes verbreitet, weiter und glänzender, wenn ihn Rang und Geburt auf die höchste Stufe stellt, oder wenn Geräusch und Revolutionen seine Thaten begleiten und seine Größe ankündigen. Wenn wir indeß das im Verborgenen wirkende Verdienst in seine ersten Quellen verfolgen, so finden wir sie in Geisteskräften, Talenten und Anstrengungen, die um desto mehr Bewunderung verdienen, je mehr sie sich der Schätzung des gewöhnlichen Auges der Menge entziehen und des äußern Glanzes ent-

behren, der den großen Männern der allgemeinen Weltgeschichte zu Hülfe kommt.

Leibnitz vereinigte so viele Geistesgaben in sich, als man nur selten in Einem Manne beisammen findet, und sie waren zugleich so ungleichartig, daß sie beinahe unvereinbar scheinen. Er ging ohne Unterlaß von einer Art der Geschäfte zu so entgegen gesetzten über, daß man Mühe hat, in ihm überall denselben Mann wieder zu erkennen. Er kam von den ruhigen und tiefsinnigen Untersuchungen mit ungeschwächter Gewandtheit und Gegenwart des Geistes zu den Geschäften des öffentlichen Lebens, und weder die ernsten Arbeiten des Geschäftsmannes, noch die trockenen und einsamen Betrachtungen des Gelehrten, benahmen ihm das geringste von der Heiterkeit der Laune, der Lebhaftigkeit des Witzes und der Feinheit der Sitten, die er an den Höfen in den Kreisen der Großen, die ihn ihrer Vertraulichkeit würdigten, nöthig hatte *). So geläufig ihm indeß der

---

*) Im J. 1702 stellte man bey einer Hofluſtbarkeit zu Hannover das Gastmahl des Trimalcion vor. Der Abbé Moreau war der Poet Eumolpus, der das

Ton der großen Welt war, und eben weil ihn dieser Schauplatz nicht verlegen machte, so vergaß er bei aller verbindlichen Gefälligkeit nie seine Würde, und verleugnete nie das Interesse der Wahrheit. Er wußte einem Manne, wie Bossuet, der ihn mit seinem bischöflichen Range und seinem Ansehen an dem glänzendsten Hofe von Europa erdrücken wollte, die ganze Hoheit des großen Mannes entgegen zu setzen. „Nach dem Tode des Herrn Pelisson," schreibt er dem Thomas Burnet, „nahm der Bi„schof von Meaux, der unsern Schriftwechsel „fortsetzen wollte, einen zu entscheidenden Ton „an, und wollte die Sachen zu weit treiben, „indem er Lehren auf die Bahn brachte, die ich „nicht konnte durchgehen lassen, ohne mein Ge„wissen und die Wahrheit zu verrathen. Das „machte, daß ich ihm mit Kraft und Festigkeit „antwortete, und einen eben so hohen Ton, als „Er, annahm, um ihm zu zeigen, daß ich, so

---

Wort führte und der H. von Leibnitz saß neben ihm, um ihn zu unterbrechen. (Aus einem handschriftlichen Briefe an die Königin Sophie Charlotte.)

„ein großer Controversist er war, die Feinheiten „seiner Kunst zu gut kenne, um mich dadurch „aus der Fassung bringen zu lassen.“

Auch in seinem öffentlichen Leben war er nicht auf Eine Art der Geschäfte eingeschränkt. Er arbeitete mit eben dem Glück und mit eben der Leichtigkeit bei einer politischen Unterhandlung als an der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften, und man sah ihn ohne Anstrengung von der Ausführung der Rechte eines Fürsten zu der Beilegung einer theologischen Streitigkeit übergehen. Eben so fand er sich mit gleicher Fertigkeit in eine Unterhandlung mit Personen von dem feinsten Tone, aus den höchsten Ständen, und mit Männern, die ihre Geschäfte und Lebensart steif und pedantisch machen; er war mit den Einen nicht verlegen, und mit den Andern weder vornehm noch unduldsam.

Dieser Gewandtheit in der Behandlung der Menschen und der Geschäfte, hatte die Unermeßlichkeit seiner Gelehrsamkeit nicht geschadet; er hatte sie vielmehr zum Theil der großen Vielseitigkeit seines Geistes, die eine Folge mannichfaltiger Kenntnisse ist, zu verdanken. Eine so aus-

führliche Bekanntschaft mit dem ganzen Kreise des menschlichen Wissens, wie die seinige, versieht den Geist mit allen nöthigen Ansichten der Dinge, und setzt eine gewisse Geschmeidigkeit voraus, mit der er sich eben so leicht in die mannichfaltigen Geschäfte, wie in die abstechendsten Theile der Wissenschaften finden kann. Wie oft ist nicht die Steifigkeit im Handeln eine Folge der Einseitigkeit des Wissens?

Diese große Gewandtheit und Vielseitigkeit war aber auch eine Folge von der Art, wie er seine Bildung angefangen und fortgesetzt hatte. Er fühlte dieses selbst, und wie konnten auch diese Beobachtungen über seine Geistesbildung einem Scharfsinne, wie der seinige war, entgehen? „Weil mir meine Eltern," schreibt er dem Herzog Johann Ernst von Braunschweig, „zeitig gestorben waren, und ich fast ohne einige „Direktion meiner Studien war, so habe ich das „Glück gehabt, für mich über Bücher von aller„hand Sprachen, Religionen und Scienzien zu „gerathen, wiewohl ohne gebührende Ordnung, „indem ich sie Anfangs blos aus Trieb der De„lektation gelesen, davon ich aber unempfindlich

„den Nutzen geschöpft, daß ich von gemeinen „Vorurtheilen befreiet worden, und auf viele „Dinge gekommen bin, woran ich sonst nimmer„mehr gedacht hätte.“

Das Geschäftsleben, worein ihn so frühzeitig seine Aemter versetzten, war nicht, wie gewöhnlich, das Ziel, bei welchem er auf seinen Lorbern ausruhte. Glückliche Umstände brachten ihn auf einen Schauplatz, wo neue Gegenstände seine Wißbegierde reitzten, und große Kämpfer, und Ruhm und Unsterblichkeit seine Nacheiferung erregten. Er fand in Frankreich andere Menschen, andere Sitten, eine andere Sprache, eine andere Mathematik, eine andere Philosophie; allein Alles dieses Neue blieb ihm nicht lange fremd. Bald bemächtigte er sich der neuen Mathematik und Philosophie des Descartes, aber so, daß er die erstere durch neue Erfindungen erweiterte, und die letztere durch seine Kenntniß der Alten ergänzte. So wenig war sein fortstrebender Geist weder in seinem Forschen zu beschränken, noch durch den Zauber des Neuen zu unterjochen. Ihm allein verdankt es Deutschland, daß es nicht hinter den großen Nationen, die um den Ruhm

der höchsten Aufklärung kämpften, zurückgeblieben ist. Descartes war ihnen allen durch seine neue Philosophie, so wie durch seine neuen Methoden in der Mathematik zuvorgeeilet. Leibnitz gründete ein erhabneres Gebäude der Philosophie auf den Trümmern der kartesianischen, er erweiterte die Gränzen der Mathematik durch die Erfindung der Differentialrechnung, und Deutschland trat wieder in den ersten Rang der aufgeklärtesten Nationen.

Die Tiefe seiner Kenntnisse hatte seinem Geiste schon eine Selbstständigkeit verliehen, die sich von keinem, auch dem mächtigsten Strome nicht, mit fortreißen ließ. Mitten in dem Taumel der neuen Philosophie unternahm er die Vertheidigung der alten, die man jetzt eben so ungeprüft verachtete, als man sie ehemals blindlings verehrt hatte. „Ich sehe viele junge Leute der „seinen Materie und den Kügelchen des Descar„tes nachlaufen," schreibt er dem berühmten Pelisson, „damit sie von etwas zu reden wissen, „sich das Recht anmaßen können, die Alten zu „verachten, und die Gelehrsamkeit zu vernach„lässigen, die man freilich in den Quellen schöpfen

„müßte. Der Bischof von Avranches hat von „diesen Herren sehr artig gesagt: ignorantia „inflat, die Unwissenheit blähet. Ich schätze den „Descartes unendlich; er war sehr gelehrt und „hatte mehr gelesen, als seine Anhänger glauben. „Man kann von ihm sagen, daß er einer von de„nen ist, die das Meiste zu den Entdeckungen „ihrer Vorgänger hinzugethan haben. Aber „die, welche bei ihm stehen bleiben, irren sich „sehr."

Da ihn sein Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit überzeugt hatten, daß die Wahrheit in keiner philosophischen Schule ganz enthalten sey, daß aber doch eine jede einige Funken derselben aufbewahre: so war ihm nichts so verhaßt, als der Sektengeist. Mit inniger Liebe und warmen Eifer für die Wahrheit scheint er sich schon zum voraus vor dem Unglücke zu verwahren, als Haupt an die Spitze einer Schule gestellt zu werden. „Ich wünschte," sagt er in einem Aufsatze über die kartesianische Philosophie in Christian Thomasius Historie der Weisheit und Thorheit — „ich wünschte, daß vortrefliche Männer die eitle „Hofnung, sich der Oberherrschaft in dem Reiche

„der Philosophie zu bemächtigen, aufgeben und sich „des Ehrgeißes, eine Schule zu stiften, entschla„gen möchten, woraus nichts als Parteilichkeit und „die schnödesten gelehrten Kriege zu entstehen pfle„gen, zum großen Schaden der Wissenschaft und „der kostbaren Zeit. Die Geometer theilen sich „nicht in Euklideaner, Archimedianer und Apollo„nianer. Sie haben alle Eine Sekte, nehmlich „der Wahrheit zu folgen, wo sie erscheint. Es „wird nie Jemand aufstehen, der sich des ganzen „Reichthums der Gelehrsamkeit bemächtigt, oder „das ganze menschliche Geschlecht an Genie über„trifft, und

— — — „vor dem, wenn er aufgeht, „Alle Sterne verlöschen, wie vor der ätherischen Sonne.“

So fern er indeß von allem Sektengeist war, so fern war er auch von allem allgemeinen Skeptizismus. Wenn ein La Mothe le Vayer, ein Bayle, alle alten Systeme durchsucht hatten, um eines durch das andere zu zerstören, so erforschte er sie, um die in allen zerstreuten Glieder der Wahrheit in einen schönen harmonischen Körper zu vereinigen. Der Erfolg dieser Be-

mühungen war eine so vollständige Gewißheit, als die strengste Demonstration gewähren kann. Wenn er in diesem zuversichtlichen Tone von seiner Philosophie sprach, so war er eben so entfernt, sie für die äußerste Gränze alles menschlichen Wissens zu halten, als zu hoffen, daß ihre Wahrheit einem jeden, bei Strafe für unfähig oder für unredlich gehalten zu werden, einleuchten müsse. Er hatte selbst in andern Systemen mehr oder weniger Bruchstücke der Wahrheit gefunden; er wußte aus eigner Erfahrung, wie lange und wie oft man auf eine Untersuchung zurückkommen müsse, ehe man sie zu seiner völligen Beruhigung zu Ende bringt, er wußte endlich, wie schwer gewohnte Meinungen der neuen Wahrheit Platz machen. „Ich habe," schreibt er dem Thomas Burnet, „über diese wichtigen Materien nicht eher Partei „genommen, als nachdem ich mehr als zehnmal „darüber gedacht und wieder gedacht, und außer„dem noch die Meinungen Anderer geprüft habe. „Das hat gemacht, daß ich in Materien, die von „der bloßen Betrachtung abhangen, sehr zu Hause „bin. Mit den meisten meiner Lehrsätze bin ich „endlich fertig geworden, nachdem ich sie zwan-

„zig Jahr durchgedacht hatte. Denn ich habe „sehr jung zu denken angefangen — und doch habe „ich oft nach neuen Einsichten an meinen Gedan„ken geändert und wieder geändert. Nur erst nach „ungefähr zwölf Jahren finde ich mich völlig be„ruhigt, und bin zu Demonstrationen in solchen „Materien gelangt, die keiner Demonstration fähig „scheinen.“

So wie ihn aber schon die eigene Erfahrung von den Schwierigkeiten, die er bei der Erforschung der Wahrheit hatte überwinden müssen, zur Duldsamkeit gegen fremde Meinungen geneigt machte, so fand er noch neue Gründe zur Gelindigkeit in ihrer Beurtheilung, in der Natur der gründlichen Ueberzeugung selbst. Diese erfordert eine vertraute Bekanntschaft mit den Gründen einer Wahrheit, wovon man überzeugt seyn soll; sie erfordert, daß der Verstand die Verbindung der Gründe und Folgen durchschaue, und von den Schwierigkeiten und Einwürfen, die einer Wahrheit entgegen stehen, nicht wieder zweifelhaft gemacht werde. Das alles kann aber nur das Werk einer oft wiederholten und lange fortgesetzten Beschäftigung des Nachdenkens mit einer zumal lan-

gen Reihe von Wahrheiten seyn. Aus solchen Betrachtungen entsprang die Schonung, womit Leibnitz einen jeden behandelte, der von den Meinungen, die er auf das strengste bewiesen zu haben glaubte, nicht so überzeugt war, wie er selbst. Er erklärte sich darüber mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit, als ihn eine Dame ersuchte, er möchte ihr sagen, was sie einem ihrer Freunde antworten solle, der ihr über seine Theodicee geschrieben habe. „Sie sagen," schrieb er, „daß „nachdem sie alle Antworten auf Baylens Ein„würfe gelesen haben, ihnen die Schwierigkeiten „immer wieder in das Gemüth kommen. Allein „es scheint mir, daß die Antworten, sie mögen auch „noch so gut seyn, doch nie im Stande sind, die „Schwierigkeiten ganz aus dem Gedächtniß zu „verbannen. Und da die Schwierigkeiten gewöhn„lich leichter sind, als ihre Auflösungen, so behält „man sie auch leichter, und ist mehr dafür. Es „ist also natürlich, daß man sich leichter der „Schwierigkeiten als der Antworten erinnert, und „daß die Verlegenheit immer wieder kömmt, so „lange man nur mit diesem Gedächtniß zu Werke „geht. Ja wenn der Beweis etwas lang ist, so

„zweifelt man, wie bei einer langen Rechnung, ob „man sich nicht irgendwo versehen habe, und um „davon vollkommen versichert zu seyn, ist man genöthigt, ihn noch einmal Stück vor Stück durch„zugehen, und wenn man dann nichts mehr Stück„weise daran auszusetzen findet, so muß man sich „in Ansehung des Ganzen ergeben.“

Dieses glorreiche Werk eines so großen Mannes zu vollenden, hatten sich die glücklichsten Naturgaben mit einer frühzeitigen Anstrengung zu der vollkommensten Ausbildung derselben vereinigt, und diesen verdankte er die Leichtigkeit, womit er die schwersten Arbeiten ausführte. So groß indeß diese Leichtigkeit seyn mochte, so würde sie doch zu der unübersehlichen Menge und Mannichfaltigkeit von Geschäften, Unternehmungen und Erfindungen nicht hingereicht haben, wenn sie nicht mit einer ungewöhnlichen Arbeitsamkeit wäre verbunden gewesen. Schon die beträchtliche Anzahl der Schriften, die er in allen Theilen der Gelehrsamkeit entweder selbst geschrieben oder mit der größten Sorgfalt aufgesucht, mit Geschmack, Kritik und philosophischem Geiste gewählt, geordnet und nutzbar gemacht hat, würden ein langes und thä-

Leben ausfüllen. Und doch ist ein großer Theil derselben entweder verloren gegangen, oder erst lange nach seinem Tode bekannt gemacht worden. Wie lange sind nicht seine Nouveaux Essays sur l'Entendement humain verborgen geblieben? Ein beträchtliches Werk über das Münzwesen, dessen er in einem Briefe an den Thomas Burnet erwähnt, und ein anderes, welches Anmerkungen über des Descartes Principia enthielt, und das Samuel König in der Bibliothek des Johann Bernoulli gesehen hat, sind wahrscheinlich verloren gegangen.

Diese schon so große Menge seiner zum Druck bestimmten Schriften übertraf noch die weit größere Menge von Briefen, die beinahe ohne Ausnahme mit so gelehrten Untersuchungen angefüllt sind, daß ihre beträchtlichen gedruckten Sammlungen noch immer zu den wichtigsten Werken in allen Theilen der Gelehrsamkeit gerechnet werden. Und gleichwohl ist die größte Anzahl derselben nicht durch den Druck bekannt geworden. Bei allen seinen Briefen, die er schrieb und absandte, war er zugleich so sorgfältig, daß er auch von den unbedeutendsten und selbst von Billets an seinen

Bedienten Abschriften nahm, von welchen sich noch verschiedene auf der Bibliothek zu Hannover erhalten haben.

Zu allen diesen Werken würde auch bei der größten Leichtigkeit und Schnelligkeit im Arbeiten die Zeit, welche ihm die vielen Unterbrechungen durch Reisen, Besuche, Geschäfte, Aufwartungen und Gesellschaften bei Hofe, übrig ließ, ohne eine unermüdete Aemsigkeit nicht zugereicht haben. Auch war der geringste Theil seiner Zeit irgend einer Beschäftigung gewidmet. Er genoß oft nur einige Stunden der Erquickungen des Schlafes auf dem Stuhle an seinem Schreibtische, und ein schweres Problem, das Bernoulli dem großen Newton vorgelegt hatte, lösete er im Wagen während einer Reise von Hannover nach Wolfenbüttel auf, und schrieb die Auflösung in einem Gasthofe nieder.

Die große Eilfertigkeit, womit er von einer Arbeit zu der andern, von einer Entdeckung zu einer neuen fortging, war mit einer Sorglosigkeit gegen seine schönsten Entdeckungen verbunden, die man ihm, und vielleicht mit einigem Rechte, zum Vorwurf gemacht hat. Es gehört zu den Eigen-

thümlichkeiten seines Karakters, daß er die wichtigsten Entdeckungen liegen ließ, sobald er sie in seiner Gewalt hatte. Die Gleichgültigkeit, womit er an der Verbreitung der Schätze seiner neuen Wahrheiten arbeitete, hatte wahrscheinlich auch ihren Grund in einer gewissen Empfindlichkeit gegen die Widersprüche der Unwissenheit. Er gab seinen Schriftwechsel auf, sobald er sah, daß er nicht verstanden wurde. So würde er seine Differentialrechnung ganz aufgegeben haben, wenn ihn der Beifall der Bernoulli's nicht von neuem aufgemuntert hätte. Von der Theorie der lebendigen Kräfte brach er nach einem kurzen Schriftwechsel ab, weil er sich dem Papin, Catelan und andern unbefugten Richtern nicht verständlich machen konnte. Eben dieses Schicksal hatte seine Dynamik, zum unwiederbringlichen Schaden der Wissenschaften. Ja er unterdrückte viele Lehren seiner Philosophie, weil er besorgte, daß sie den Unwissenden ungeheuer scheinen möchten.

Wenn wir diese zerstreuten Züge in Einen Abriß zusammenfassen: so erhalten wir eine Gestalt, die dem höchsten Ideal der tiefsten und viel-

seitigsten menschlichen Geistesbildung schon darum am nächsten kommen muß, weil darin alle die Eigenschaften beisammen sind, die sich einander unterstützen, vervollkommnen, erhöhen, und durch glückliche Harmonie zu der höchsten Stufe der Verstandeskultur zusammenwirken — die größte Lebhaftigkeit des Geistes, verbunden mit dem geduldigsten Fleiße und der pünktlichsten Arbeitsamkeit, die größte Gewandtheit und Thätigkeit in dem praktischen Leben, mit dem tiefsten Forschungsgeiste des Büchergelehrten, und die Politur des Weltmannes mit der Einsamkeit des Studierzimmers, die unermeßlichste Litteratur mit dem systematischen Geiste des Mathematikers, und dieses alles zusammen mit dem überschauenden, tiefsinnigen, gründlichen, festen aber geschmeidigen Verstande des Weltweisen. Mit dieser Größe hat Leibnitz über sein Zeitalter hervorgeragt, und auf die Nachwelt gewirkt, mit dieser Größe hat er den Deutschen, hat er dem ganzen aufgeklärten Europa gezeigt, zu welcher Höhe des Verdienstes sich der deutsche Verstand erheben kann. Männer von seiner Größe können nur in gewissen Entfernungen durch den Raum der Jahr-

hunderte erscheinen, aber sie hinterlassen einen Vorrath von Wohlthaten für ihr Vaterland, womit sich ihre Nachkommen noch lange bereichern können, und geben ihrem Zeitalter einen Anstoß, der noch lange nach ihnen fortschwingt. So hat Leibnitz gewirkt, das sind die unsterblichen Verdienste, die ihn eines ehrenvollen Platzes unter den deutschen Heroen in einem deutschen Pantheon würdig machen.

Charakteristik

Gotthold Ephraim Lessings

entworfen

von

Johann Friedrich Schink

in Hamburg.

Der Nahme, Lessing, ist von denen Namen einer, deren auch die kultivirtesten Nazionen sich nur selten rühmen können. So gewiß es kaum ein Volk giebt, das — vorausgesetzt, es habe irgend einen Grad der Kultur erreicht — nicht einige berühmte Nahmen aufzuweisen hätte, so gewiß sind doch der Ruhmvollen unter jedem Volke weit weniger, und die großen eine äußerst sparsame Erscheinung. Man kann berühmt werden durch eine sich auszeichnende Handlung, durch ein vortreffliches Werk des Geistes, aber nur mehrere sich auszeichnende Handlungen, nur mehrere vortrefliche Talentprodukte können ihren Urhebern einen Ruhmvollen, und nur eine Summe von Geist, Kraft und Genie, nur auf die Bildung der Mitlebenden tiefwirkende,

nur die Aufklärung, den Ruhm eines ganzen Volkes erhöhende, selbst fremden Nationen zum Muster dienende Thaten und Geisteswerke, können einen großen Namen erwerben. Erwerben, denn der erschlichne, erkaufte große Nahme ist ein Meteor, ein Wolkenbild, weiter nichts; ein Dunstkreis um die Schläfe seines Eigenthümers, nicht der Strahlenkranz der Unsterblichkeit. Nur des großen Mannes Nahmen ist groß, und seine Thaten, seine Werke sichern ihm, was getäuschte Leichtgläubigkeit und gemiethete Lobrednerei zwar geben, aber nicht erhalten kann. Er schreitet fort durch sich selbst, ohne Herold, ohne Pauken und Trompetenschall. Er bleibt, wenn die Namen jener Lobpreiser keine Zunge mehr nennet. Was er that, und was er wirkte, ist zu dauernd, als daß sein Andenken in dem Herzen einer dankbaren Nachwelt erlöschen könnte. Grösse lebt in den Folgen ihrer edlen Thätigkeit bei den kommenden Jahrhunderten, Berühmtheit nur durch Sagen. Der große Mann steht einzig auf seinem Platze, der berühmte hat Mitwerber seines Ruhms. Der große Mann bahnt sich selbst Weg, zün-

det neues Licht an, entdeckt, erfindet; der berühmte geht nur glücklich nach, macht den Weg urbarer, trägt das Licht weiter, bringt die Entdeckung in Umlauf; der große Mann eilt seinem Zeitalter voraus, der berühmte geht mit dem seinigen vorwärts. Der große Mann ist der Gegenstand der Bewunderung für alle Zeiten, der berühmte ist es nur in Rücksicht auf seine Periode. Kurz, der große Mann gleicht der Sonne, die, selbstständig, aus eigner Kraft, Licht und Leben ertheilt, der berühmte dem Monde, der durch geborgtes Licht leuchtet und wohlthut.

Diese Bemerkungen auf Lessing angewandt, wer kann in ihm den großen Deutschen verkennen? War er nicht im Verein, fast aller hervorragenden Kräfte des Geistes, der ersten einer, selbst unter den Vortreflichsten? — War nicht der Weg, den sein Geist gieng, ganz sein eigner? Verbreitete er nicht überall, wohin auch sein untersuchender Blick fiel, noch nie gesehnes Licht, Fülle von Klarheit? Tag, wo es nur dämmerte? War er nicht mehr, als einmal, im Reiche der Wissenschaften, was Columbus und Cook in

der Länder- und Völkerkunde? Wie manches neue Gebiet der Wahrheit und Kenntniß entdeckte und eroberte nicht sein Scharfsinn? Wie manches Jahrzehnd flog sein Durst nach Erkenntniß und Wahrheit dem seinigen voraus, in Regionen, die einem großen Theile seiner Zeitgenossen das gelobte Land waren, das sie, wie Moses, nur von ferne sahen, nie hinein kamen! Von welchem gebildeten, denkenden, für Wahrheit und Schönheit empfänglichen Volke werden sein Laokoon, sein weiser Nathan, seine Emilie Galotti, je vergessen werden? Was war er nicht alles, dieser außerordentliche Mann? Lieder- und Fabeldichter, Epigrammatist und Dramatiker, Kunstüber und Kunstrichter, Geschichts- und Alterthumskundiger, aufklärender Theolog und tiefdenkender Philosoph; einheimisch in Griechenland, wie in Rom, in Spanien, wie in England, in Frankreich, wie in Italien; eingedrungen in ihre Sprachen, wie in ihren Geist! Fast überall auf seiner Stelle, immer sein Geist, kein fremder; überall seine eigne Art, den Stof zum Denken aufzufinden, zu entwikkeln, zu verhandeln; immer sich selbst gleich, immer er, und mit jedem neuen Werke grösser, kraftvoller,

vollendeter; überall sein Ausspruch respektabel, sein Urtheil geltend!

Es sei mir vergönnt, einige Steine zu dem Denkmale nieder zu legen, das der deutsche Patriotismus hier beginnt, die Vollendung des Denkmals, die Bildsäule selbst bleibe der Nachwelt, der Hand eines Meisters vorbehalten, ihm ähnlich an Geistesgröße und Unsterblichkeit. Ich kann nur Materialien zuführen, nur die unbehauenen Steine mit Kränzen des Dankes und der Verehrung schmücken; kann nur bekennen, daß seine Werke von jeher das vorzügliche Studium meines Fleißes waren und noch sind; daß ich, vor allen, aus ihnen lernte und noch lerne; daß das Licht, in dem ich Wahrheit seh' und erkenne, vorzüglich von ihm ausgieng; daß es sein Feuer war, an dem mein Streben nach Erkenntniß sich wärmte, und noch wärmt; kann nur geloben, wahr zu seyn, wie er war; nicht der Lobredner, der Darsteller seiner Verdienste, freimüthig zu urtheilen über die Werke seines Geistes, überzeugt, nicht eingenommen, sein Bild zu entwerfen, als Schriftsteller, als Mensch. Er, der immer mit der Wahrheit

Hand in Hand gieng kann nur durch Wahrheit geehrt werden. Die Schmeichelei meißle an den Bildsäulen der Großen, des größen Mannes Denkmal soll nicht durch sie entweiht werden.

Ich beginne mit dem Dichter. Die Epopee ausgenommen, schwebte sein Geist über allen Gebieten der Musen, pflückte sich hier düftende Blumenkränze, und schlang dort Apolls heiligen Lorber um seine Schläfe. Die lyrische Dichtkunst weyhte ihn zuerst zu ihrem Liebling. Lange waren seine Lieder, neben Hagedorn und Gleim, die einzigen in dem Munde seiner Zeitgenossen, wenn die Freude sie mit Rosen warf, und der Sokratische Becher an der fröhlichen Tafel umher gieng. Wenn auch Neuheit und Mode sie nach und nach verdrängten, ihr Werth wird Mode und Neuheit überleben; sie werden wiederkehren auf die Lippen der Nazion, wenn der größte Theil derer, die sie verdrängten, den Reiz verlohren haben, den sie nur von Neuheit und Mode erhielten.

Lessings Lieder sind eigentliche Conversationsstücke. Ermunterung zur Freude und geselliges Zusammentreten heiterer Köpfe und Herzen,

ihr Zweck. Dieses Glaubensbekenntniß über den Geist seiner Lieder, hat er selbst abgelegt. Man lese das niedliche Stück: Für wen ich singe? in dem ersten Theile seiner vermischten Schriften. Daher Laune, Schalkhaftigkeit und Frohsinn fast in allen der Hauptton. Man könnte sie versifizirte Theorieen des Vergnügens nennen. Und doch bei dieser Einheit des Inhalts, wie abwechselnd in der Manier, wie vermannigfaltigt selbst dieser Hauptstoff! Bald Lebensweisheit der herrschende Gegenstand, bald die Satyre hervorstechender; bald ein didaktisches Lied, bald ein lyrisches Epigramm, bald sanftes Ausströmen der Empfindung, bald hüpfender Tanz. Einige athmen ganz Anakreons Geist, zum Beispiel, die Küsse, die Gewißheit, die Beredtsamkeit, die Stärke des Weins, Alexander, an eine kleine Schöne, der schwörende Liebhaber. Andre nähern sich mehr der Schalkheit des Katulls, dahin gehören: die Haushaltung, die Biene, das Paradies, die Gespenster, die Faulheit, der Geschmack der Alten. Sie haben freilich nicht, was die neuern Kunstrichter poetische Fülle

nennen. Gefällige Faßlichkeit und leichte Versifikazion sind ihr ganzes Verdienst. Die moderne Kunstkennerei fodert etwas mehr. Sie spricht beinahe dem poetisches Talent ab, dessen Phantasie nicht immer in hohem Gange ist, nicht beständig in prächtigen Bildern ausströmt, was doch — mit allem Respekte für das Ansehen dieser hohen Geschmacksgerichtsbarkeit sei es gesagt! — wohl nicht der wahre Ton des Liedes ist, wenn anders auch Anakreon und Katull Lieder gemacht haben. Lessing wollte, wie sie, die Phantasie nicht erhitzen, sondern lieblich täuschen, die Seele nicht berauschen, sondern erheitern, die Empfindung nicht überspannen, sondern in sanfte Behaglichkeit wiegen. Schwärmerei ist nirgends der Karakter seiner Lieder, sie lag außer seinem Karakter, als Mensch. Selbst in denen, deren herrschender Ton schwermüthige Empfindung ist, versichtbart sich mehr das volle Herz, als eine hochfliegende Phantasie. Und doch was kann süßer seyn, was sich sanfter in unsere Mitempfindung einschmeicheln, als die drey Stücke, Verlust, der Genuß und das Leben? die einzigen dieser Gat-

tung in der ganzen Sammlung. Das zweite, Genuß, mag zum Beweise dienen.

So bringst du mich um meine Liebe,
Unseeliger Genuß! Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, meine Liebe,
Sie zu verlieren, wünscht' ich dich.
Nimm sie, den Wunsch so mancher Lieder,
Nimm sie zurück, die kurze Lust,
Nimm sie und gieb der öden Brust,
Der ewig öden Brust die bessre Liebe wieder.

In der Ode ist er weder Pindar, noch Horaz, weder Ramler, noch Klopstok; weder hoher lyrischer Flug, noch eine kühne, Bilderreiche Phantasie sind hier sichtbar. Fast alle sind sie nur erhöhte Lieder, nicht Oden. Mehr Resultate des Raisonnements, als Ergießungen des Gefühls; der Verstand prädominirt, die Phantasie ist nur untergeordnet. Indeß fehlt es doch keiner an wahrhaft lyrischen Stellen, und die Ode beim Eintritt des Jahres 1754 in Berlin verdient diesen Nahmen ganz. Sie hat alles, was das Lied zur Ode macht: kühne Bilder, erhabene Gedanken, und die ächte Diktion der Begeisterung.

Die mit dieser Ode zugleich erst nach seinem

Tode aufgefundnen Entwürfe zu neuen enthalten gleichfalls manches blühendes Bild, und eine Reihe großer Gedanken, die der Absicht des Dichters entsprechen, aber doch scheint das Ganze für diese Gattung der Poesie zu kühl. Es mangelt ihnen die Begeisterung, ohne die es keine eigentliche Ode giebt. Auch dünkt es mich gegen die Natur der lyrischen Begeisterung, den Plan zu einer Ode nicht allein umständlich zu denken, sondern sogar umständlich aufs Papier zu werfen. Odenbegeisterung ist eine Art Taumel, der weder der Kälte, die zum Entwurfe eines solchen Plans gehört, noch der Kälte, sich an einem so umständlich gedachten Plan zu halten, fähig ist. Ein Odenplan, glaub' ich, muß mehr gefühlt, als gedacht werden. Wenigstens kann das, den Plan denken und das, ihn realisiren, ihn auf der Stelle ins Sylbenmaaß kleiden, ihm sogleich seine ganze poetische Gestalt und Schöne geben, nur eins seyn, wenn die Ode, der ewigen Quelle auf dem Parnasse, gleich, von Fels zu Fels' in's goldne Thal hinabströmend, unsre Empfindung, wie unsre Phantasie, ohne Widerstand, mit sich fortreißen soll.

Ein anderer Fall ist es mit der, die der Dichter Orpheus überschrieben hat. Hier sticht der Spötter mehr hervor, und kalter Spott ist gerade der stechendste. In der That kenn' ich nicht leicht eine beißendere Satyre auf das schöne Geschlecht, als diesen Orpheus. Seine Nichtvollendung ist ein wahrer Verlust. Ganz gewiß würde ihre Ausführung dem Dichter vortreflich gelungen seyn. Hier stand ihm alles zu Gebote, Witz, Laune, Schalkheit und Leichtigkeit der Versificazion. Die Wendungen dazu sind so fein, so ungezwungen, die Erwartung wird so glücklich gespannt, steigt mit jeder Strophe, und überrascht dennoch am Ende so ungemein, daß selbst die verwundete Weiblichkeit sich schwerlich des Lachens enthalten kann. Man urtheile selbst.

„Orpheus, wie man erzählt, stieg, seine „Frau zu suchen, in die Hölle hinab. Und wo „anders, als in der Hölle, hätte auch Orpheus „seine Frau suchen sollen?“

„Man sagt, er sei singend hinabgestiegen. „Ich zweifle im geringsten nicht daran; denn, so „lange er Wittwer war, konnte er wohl vergnügt „seyn und singen.“

„Berge, Flüsse und Steine folgten seinen Har=
„monien nach; und, wenn er auch noch so schlecht
„gesungen hätte, so wären sie ihm nachgefolgt.“

„Als er ankam, und seine Absicht entdeckte,
„hörten alle Martern auf. Und was könnten für
„so einen dummen Ehemann wohl noch für Mar=
„tern übrig seyn?‘

„Endlich bewog seine Stimme das taube
„Reich der Schatten; ob es gleich mehr eine Züch=
„tigung, als eine Belohnung war, daß man ihm
„seine Frau wiedergab.“

In den Fragmenten von Lehrgedichten ist freilich der denkende Kopf sichtbarer, als der Dichter. Aber Kürze und Gedanken=fülle karakterisiren auch hier sein Genie und erhe=ben es in einem hohen Grade über Gellert und Hagedorn, die in dieser Gattung der Poesie offenbar nur metrische Prosaisten sind und, durch den Reim verleitet, nur allzuoft geschwätzig und umständlich werden. Diese Kürze und Gedan=kenfülle geben selbst hier seinem Vortrage den Schwung, der wenigstens sehr nahe an Poesie gränzt, und sein philosophischer Scharfsinn wird so wenig durch den Reim beschränkt, daß die Resul=

tate desselben gerade durch ihn eine Popularität und Deutlichkeit erhalten, die ihm in diesem Betrachte sogar vor Hallern, dem erhabensten und Gedankenvollsten unter unsern Lehrdichtern, den Oberrang geben, dessen Lied, wie Michaelis sehr treffend sagt, mehr dämmert, als taget. Man könnte Lessing hier in Rücksicht auf Gedankenreichthum und Korrektheit der Diktzion, Opitz an die Seite setzen, von dem er nur in der poetischen Farbengebung übertroffen wird, für die dieser Stammvater der wahren deutschen Dichtkunst ein hervorragendes Talent besaß.

Aber selbst bei diesem Mangel an höherem poetischen Kolorit, würde es immer ein Gewinn für das didaktische Gedicht gewesen seyn, wenn Lessing auch nur eins dieser Bruchstücke einer Ausführung gewürdigt hätte. Das Vollkommnere von ihm in diesem Fache, würde vielleicht einen Zweig der Dichtkunst unter uns in höherem Ansehen erhalten haben, der jetzt, selbst von unsern vortreflichern poetischen Köpfen unbearbeitet bleibt, und von verschiedenen Kunstrichtern, mit

Unrecht, wie mich dünkt, aus dem Felde der Poesie verwiesen worden ist.

Warum sollte, diesen Kunstrichtern zufolge, dem Lehrgedichte der acer spiritus ac vis fehlen, der, wie sie meinen, allein das ächte Kennzeichen eines wahren poetischen Kopfs ist? Warum sollte das Dogma oder die demonstrativische Wahrheit, die der Gegenstand des Lehrgedichtes ist, blos darum, weil sie es hauptsächlich mit dem Verstande und seiner Ueberzeugung zu thun hat, nur in das Gebiet der Prosa gehören? Warum die Reihe von Hypothesen, Grundsätzen, Vergleichungen, Schlüssen und Betrachtungen, durch die dieses Dogma oder diese demonstrativische Wahrheit entwickelt wird, nur darum, weil sie mehr Scharfsinn, als Phantasie, mehr ruhige, kalte Prüfung, als warmes, lebhaftes Gefühl erfodern, sich ganz und gar nicht mit dem Talente zur Dichtkunst, das doch nicht durchaus nur in einer glühenden und schöpferischen Imaginazion besteht, vertragen können? Warum endlich alles poetische, was der Lehrdichter seinem Werke geben kann, ganz allein auf Sylbenmaaß und poe-

tischen Styl hinauslaufen, die allerdings nur das Kleid, nicht der Körper der Dichtkunst sind?

Das wahre Lehrgedicht ist wahrlich nicht bloß Abhandlung dieses oder jenes Thema's, sondern Versinnlichung desselben für Verstand und Herz. Nicht die Entwicklung dieses oder jenes Dogma's macht das Lehrgedicht zur versifizirten Prosa, nur die Behandlung, die Art der Entwicklung unterscheidet es gewöhnlich nur durch Metrum, poetische Bilder und Phrasen von der prosaischen Abhandlung. Eigentlich sollte doch jedes Gedicht von größerm Umfange, das auf innern Werth Anspruch machen will, irgend eine wichtige Wahrheit zur Basis haben, wenn anders Horazens prodesse et delectare etwas gilt. Das Lehrgedicht unterscheidet sich nur darin von andern Gattungen der Poesie, daß das prodesse mehr, als das delectare, sein Augenmerk ist. Aber immer bleibt das delectare das Medium, durch das es zu seinem Hauptzwecke, dem prodesse, kömmt; und Einwirkung auf die Phantasie auch bei ihm ein vorzüglches Erforderniß.

Poesie ist Nachahmung der Sitten, Karak-

tere, Handlungen und Reden, Darstellung oder Versinnlichung gehabter Empfindungen und Erfahrungen. Um nun auch das Lehrgedicht zur wahren Poesie zu machen, bedarf es also weiter nichts, als Verändrung der gewöhnlichen Form. Der Dichter trete nicht geradezu, als Weisheitskrämer, auf, man sehe ihn nicht den Mund zu einer langen Vorlesung über sein Dogma spitzen. Er setze sich oder eine fremde Person, wenn ich so sagen darf, in eine Situazion, die die Veranlassung zu dem Thema, über das er in seiner eignen oder in einer fremden Person, mit oder vor uns debattirt, handelnd vorführt. Je mehr er dann sich oder die vorgeführte Person von dem Dogma, das er ins Licht setzen will, durchdrungen seyn läßt, je mehr er uns zu Zeugen der stufenweisen Entwicklung desselben in seiner oder ihrer Seele macht; je mehr die Ueberzeugung von der Wahrheit, über die er oder sie vor unsern Augen denkt, aus ihrem Karakter oder ihrer Situazion fließt; je mehr wir fühlen, daß er oder die vorgeführte Person unter den Umständen, in denen er oder sie, bei dem Karakter, mit dem er oder

sie uns bekannt werden, gerade nur auf diese Ideen, auf diese Folge derselben gerathen konnten; je mehr die Art der Entwicklung die natürlichste, eigenthümlichste und wahrste ist, seine Wahrheit zu veranschaulichen, desto mehr erhebt er sich zum Range des Dichters.

Und wahrlich es ist keine Grille, was ich hier niederschreibe, keine poetische Träumerei über die Poesie des Lehrgedichtes; Lessing selbst hat realisirt, was, auf den ersten Anblick, vielleicht nur ein Vorschlag scheint. Das schönste Denkmal, das er seinem unsterblichen Nahmen, als Dichter, gesetzt hat, Nathan, der Weise ist nichts, als ein Lehrgedicht, nur die Form macht es zum Drama. Diese Bemerkung ist nicht neu. Einer unsrer scharfsinnigsten Denker, Engel, hat sie schon lange vor mir gemacht, aber ihre Wahrheit ist unstreitig. Offenbar soll Nathan, was sonst die erste, die Hauptabsicht des Drama ist, nicht unsre Leidenschaften erregen und reinigen, unser Verstand soll dadurch erleuchtet, und unsre Begriffe sollen über gewisse wichtige Wahrheiten gereiniget werden. Hievon eine nähere Entwicklung.

Wo ist je die tröstende, große Wahrheit, daß alle Länder gute Menschen tragen, daß die Bande der Menschheit alle Geschlechter der Erde verbinden, daß einen aus diesen Geschlechtern von der allgemeinen Vaterliebe, die alles schaft, trägt und erhält, ausschließen, die höchste Gottesleugnerei sei, dem Verstande und dem Herzen einleuchtender und eindringender veranschaulicht worden, als in diesem Nathan? Die Menschheit ist es, die hier Mahomedaner, Juden und Christen zu einander hinziehet; eine Handlung der Menschheit ist es, die sie mit einander bekannt macht, das Gefühl der Menschheit ist es, das sie über die Vorurtheile ihrer väterlichen Religion siegen und nur den Menschen in einander schätzen, ehren und lieben, lehrt; die sie endlich zu einer Familie, zu dem engsten, zartesten Bruderbunde vereint. Wie lebendig, wie überzeugend versinnlichen selbst Saladin, der Tempelritter und Daja, trotz der Aufgeklärtheit ihrer Köpfe, und der Güte ihres Herzens, die unstreitige Wahrheit, die der Dichter in folgenden Zeilen so schön ausgedrückt hat:

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert auch, wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Bei allem Vortreflichen, Guten und Menschlichen, was Saladin von Nathan hört und weiß, kann er doch sein Mißtrauen in ihn, als Juden, nicht überwinden. Weder sein heller Kopf, noch sein edles Herz können ihn vor der Kleinlichkeit bewahren, Schlingen zu legen, zu überlisten, und mehr den Juden, als den Menschen, in dem Manne zu gewinnen, dessen Hülfe er bedarf. Eben so ist es der Jude, der den Tempelritter — so wenig er es sich auch anfangs selbst gestehen will — von der nähern Bekanntschaft mit Nathan zurückstößt, ihm den Dank der Geretteten und des entzückten Vaters lästig macht; ist es der Jude, der vor Nathans entgegenkommenden Danke, seinem menschlichen Sich an ihn anschließen, seiner edlen Standhaftigkeit bei allen Bitterkeiten, mit denen er zurückgewiesen wird, des Tempelritters Herz verschließt; ist es der tief in ihm nistende Christ, der, bei Daja's Nachricht, daß Recha ein Christenkind sei, seinen bessern Kopf und sein besseres Herz über-

wältigt, der ihn so erbittert, daß er diese, wie er sich ausdrückt, seinen Glaubensgenoßen abgejagte Beute dem Juden wieder abzujagen, sich nicht entbrechen kann. Mehr der Christ, als der Tempelritter, kämpft in ihm gegen seine Leidenschaft für das gerettete Mädchen — denn sie ist eine Jüdin. Und wie unwiderstehlich spielt der christliche Stolz, das christliche Sichbesserdünken, als andere Menschen, über Daja's sonst so gutes und menschliches Herz den Meister! Umsonst ist Nathan, nach ihrem eigenen Geständnisse, die Großmuth und die Ehrlichkeit selbst, er ist doch nur ein Jude; umsonst hat er Recha zu dem liebenswürdigsten Geschöpfe an Geist und Herzen erzogen; umsonst ist Recha's Herz voll der reinsten Gottesverehrung, der menschlichsten Gefühle, ihr fehlt der alleinseligmachende Glaube, und mit ihm alles. Diesem Glauben hat sie ein Jude entrissen, und diesem Glauben muß sie wiedergegeben werden, sollt' es auch auf Kosten ihrer Dankbarkeit gegen Nathan, sollt es auch durch einen Verrath an dem Glücke und der Sicherheit ihres Wohlthäters geschehen. Was ist Verrath und Undank, wenn es darauf ankömmt, eine irrege-

führte Seele dem Schooß der rechtgläubigen Kirche wieder zuzuführen! So bestätigen alle diese Karaktere das große Thema dieses Lehrgedichtes:

Religion ist auch Parthei; und wer
Sich drob auch noch so unpartheiisch glaubt,
hält, ohn' es selbst zu wissen, doch nur seiner
Die Stange.

Daja's Karakter wird auch noch von einer andern Seite sehr unterrichtend. So ungeläutert auch ihr Christenthum, als Sache des Verstandes ist, so widersprechend dem reinen Sinne seines menschenfreundlichen Stifters es hier bei ihr erscheint, so ist ihr Herz doch voll von inniger Liebe zum Guten, von Vertrauen auf eine weise und segnende Vorsehung, von Ergebenheit in ihr Schicksal, und so entwickelt sie selbst in den frommen Verirrungen ihres Verstandes, ihrem von dieser Seite entarteten Christussinn die tolerante, Beruhigung und Wohlwollen predigende Lehre:

— — — daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.

In diesem menschlichen Unterrichte steht ihr noch segnender, noch wohlthätiger der Klosterbruder zur Seite. Ohne Grübelei, ohne tiefe Spe-

kulazion, führt ihn sein gerader, schlichter Menschensinn, bei allen Vorurtheilen seines Standes, bei allem blinden Gehorsame seines Ordens, immer auf den Weg des Rechtes, der reinsten Duldung, der unpartheiischsten Bruderliebe, und beweißt dadurch, daß der reine, unbestochne Menschensinn, überall die wahre Religion, und, ohne gerade diesen Nahmen zu führen, der eigentliche Christussinn ist.

Ein wahrer Reichthum von fruchtbaren Ideen, und wie lichtvoll, jeden Zweifel zum Schweigen bringend, verdeutlicht!

Welche Abhandlung, und hätte ihr Verfasser auch allen Scharfsinn, alle Kunst der Ueberredung darin erschöpft, vermöchte die Lehre, daß

——andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist, wie gern der schlaffste Mensch,
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewust, —
Gut handeln nicht zu dürfen;

Welche Abhandlung, sag' ich, hätte diese Wahrheit so überführend, so faßlich für Kopf und Herz entwickeln können, als Daja's Engelgeschichte und Recha's gläubige Schwärmerei an dieselbe?

Man hat den Patriarchen in diesem Ge-

dichte eine Karrikatur genannt. Wenn diese Benennung, wie es fast scheint, hier einen Karakter außer und über die Natur anzeigen soll, so thut man dem Dichter offenbar Unrecht. Ist aber nur von einer Ueberladung des Karakters die Rede, so kann man die Benennung zu geben, ohne dem Dichter etwas zu vergeben. Auch mit seiner Ueberladung ist der Karakter Wahrheit. Wie oft findet man das Urbild zu ihm in der theologischen Welt. Wo giebt es nicht solche dicke, freundliche Prälaten, Konsistorialräthe und Generalsuperintendenten, die, zur Glorie der sanften Religion Jesu — eigentlich aber nur ihres priesterlichen Ansehns und ihrer priesterlichen Einkünfte — ihre anders denkenden, anders meynenden, anders glaubenden Mitmenschen, verfolgen, verketzern und verdammen und durch diese Herz- und Sinnlose Zionswächterei eine Christengemeinde um sich stiften, von der es nur allzuwahr ist, was Sittah in der gerechten Erbitterung ihres Herzens über den Christenhaufen ihrer Zeit sagt:

Ihr Stolz ist, Christen seyn, nicht Menschen. Denn

Selbst das, was noch von ihrem Stifter her

Mit Menschlichkeit den frommen Irrthum würzt,
Das lieben sie, nicht, weil es menschlich ist,
Weils Christus ist, weils Christus hat gethan.
— — Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden, soll
Den Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist's ihnen nur zu thun.

So ist hier alles übereinstimmendes Hinarbeiten zu dem großen Ziele uns klüger und weiser zu machen. Alles verräth die Hauptabsicht des Dichters, unsern Verstand zu beschäftigen, unsre Begriffe zu läutern, — auf unsre Leidenschaften, auf unsre Phantasie zu wirken, liegt fast ganz außer seinem Plane — und eben dadurch karakterisirt Nathan sich zum Lehrgedichte, und zwar, wie Engel mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne sehr wahr bemerkt — zu dem rührendsten, erhabensten, tiefsten und Ideenreichsten, das vielleicht jemals in irgend einer Sprache geschrieben worden. Wahrlich, ich möchte den Kunstrichter kennen, der diesem Lehrgedichte Poesie absprechen, es aus dem Gebiete der Dichtkunst verweisen könnte!

Lessings Sinngedichte gehören zu den vor-

züglichsten, die unsre Sprache aufzuweisen hat, die Kunst, die Aufmerksamkeit und Neugier des Lesers auf irgend einen einzelnen Gegenstand zu erregen, und eine Zeitlang mehr oder weniger hinzuhalten, um sie mit eins zu befriedigen, besitzt er in einem so hohen Grade, daß er wenigstens von Niemand darin übertroffen wird. Erwartung und Aufschluß stehen bei ihm in dem vollkommensten Verein. Einfalt und Naivetät, stechender Spott und scharftreffende Satyre, Feinheit und Reichhaltigkeit des Hauptgedanken, Gedrungenheit des Ausdrucks, Schönheit der Einkleidung, Reinheit der Versifikazion, alles trift hier zusammen, um seine Sinngedichte zu Mustern zu machen. Epigramme, im griechischen Sinne des Wortes, sind freilich die wenigsten unter ihnen. Auch war ihm Sinngedicht ganz was anders als den Griechen ihr Epigramm; nicht mehr blos Aufschrift, sondern ein Gedicht, das nach Art des Epigramms, über irgend einen Gegenstand unsre Erwartung erregt, die Neugier unterhält, und dann beide durch einen unvorhergesehenen Aufschluß überrascht, das, nach Art des Epigramms, durch einen einzelnen, besondern Fall ver-

anlaßt, oder auf einen besondern Fall angewandt, unsre Erwartung, selbst, indem sie überrascht wird, nicht irre führt, das heißt, uns zwar nicht den Aufschluß, aber doch seine Farbe richtig vermuthen läßt, und diesen Aufschluß mit der möglichsten Kürze und Deutlichkeit ertheilt.

Unstreitig abstrahirte Lessing diese Theorie, diesen Unterschied zwischen Epigramm und Sinngedicht vom Marzial. Der größte Theil der Marzialischen Epigramme ist in diesem Geiste geschrieben. Alle Tugenden, die Lessing von dem Sinngedichtverfertiger fodert, findet man, mit wenigen Ausnahmen, bei dem Römer zusammen: gefesselte Aufmerksamkeit, bestimmte Veranlassung, überraschenden und doch die Erwartung nicht irre führenden Aufschluß, Deutlichkeit, Kürze. Auch ist er offenbar des deutschen Dichters Vorbild, doch, ohne ihn nur zu seinem Nachbilder gemacht zu haben. Der Römer diente dem Deutschen zum Ideale, er abstrahirte von ihm die Vollkommenheit des Sinngedichtes; die Anwendung dieses Studiums aber ist das Werk seines eignen Geistes. Zwar befinden sich unter seinen Sinngedichten Nachahmungen des Marzials, aber diese Nach-

ahmungen sind mehr Benutzungen des lateinischen Stofs, als eigentliche Kopieen des Ganzen. Sie karakterisiren sich überhaupt durch eine größre Allgemeinheit, verrathen weniger Personalitäten, als die Marzialischen. Sonst ist ihr Hauptkarakter, wie bei dem Römer, beißender Spott, der oft Hohn wird. Sie ritzen nur selten blos die Haut auf, sie schneiden fast immer die Thorheit ins Fleisch; sie streichen nicht nur mit Ruthen, sie geißeln; sie umschreiben Unsinn und Laster nicht, sie nennen es geradezu bei'm Nahmen.

Es giebt Kunstrichter, die das derb, und Sinngedichte dieser Art plump nennen. Ein Tadel, an dem wohl mehr ihr so genannter, als der wahre Geschmack Theil hat. Plump ist der Spott in einem Sinngedichte doch eigentlich nur, wenn die Einkleidung, der Ausdruck desselben gegen das Dekorum verstößt. An und für sich selbst kann er sehr schneidend, sehr beißend seyn, ohne der Sache zu viel zu thun, ohne deswegen der Plumpheit beschuldigt werden zu dürfen. Ja selbst diese Einkleidung, dieser Ausdruck kann sehr oft, mehr als Delikatelei, als aus Delika-

tesse des Geschmaks plump scheinen. Wirklich plump ist der Ausdruck nur dann, wenn für die Sache, die er bezeichnet, oder bezeichnen soll, ein feineres, anständigeres Wort, das sie eben so karakteristisch und hervorspringend bezeichnet, da ist. Giebt es aber ein solches Wort nicht, ist das gewählte das einzige, bezeichnendste für die zu bezeichnende Sache, so hört der Spott auch auf, plump zu seyn; und es ist nur Geschmacksäfferei, nicht Geschmack selbst, ihn, demungeachtet, mit diesem Schimpfworte zu brandmarken.

Welcher Epigrammatist hätte, im Sinne dieser Kunstrichter, nicht plumpe Sinngedichte gemacht? Und wer möchte, daß er sie nicht gemacht hätte? Wie kann man dem Spotte vorschreiben, wie fein oder wie derb er sich ausdrücken soll? Muß er sich nicht nach dem Gegenstande richten, den er, zu züchtigen, sich vorgesetzt hat? Und wenn der feine Witz zur vollkommnern Versinnlichung der auszuzischenden Thorheit nicht hinreicht, steht denn der derbe nicht auf seiner rechten Stelle? Wenn vollends das Sinngedicht dadurch, daß es unsre Aufmerksamkeit über irgend einen Gegenstand auffallender erregt, die

Neugier gefesselter unterhält, und durch den ertheilten Aufschluß unvorhergesehner überrascht, sich vorzüglich zum Spottgedichte, und zu dem eindringendsten und treffendsten qualifizirte, wäre da nicht gerade derber Spott seine eigentliche Karakteristik, und das derbeste Sinngedichte nicht auch zugleich das beste seiner Art? Wohlbemerkt, daß Derbheit nicht Plumpheit, so wie Thorheit und Laster bei ihrem rechten Nahmen nennen, nicht Plattitüde ist.

Auch Lessings Sinngedichte, wiewohl sie zu den vortreflichsten in unsrer Sprache gehören, haben der Beschuldigung des Allzuderben nicht entgehen können, und mehr, als einen verzärtelten Geschmacksmagen — wenn ich mich so ausdrücken darf — empört. Aber die verzärtelten Magen sind nicht die gesundesten, die nahrhaftesten Speisen bekommen ihnen am wenigsten, sie wollen nur Leckerbissen, auf deren Zubereitung sich Lessing dann freilich nicht verstand. Sein schriftstellerischer Karakter war zu deutsch, durch haut gout zu kizzeln; er rechnete in allen seinen Werken nur immer auf gesunde Leser, nie auf kränkelnde.

Ich gehe zu dem Fabeldichter über. Auch

hier versichtbart sich die Originalität des Lessing-schen Geistes wieder. Welch eine Menge von Fabulisten um ihn her, und welch ein Vorrath von Fabeln, in allen Sprachen und in allen Ländern! Berühmt, bewundert, auswendig gelernt von Alt und von Jung, von Vornehmen und Geringen, von Gelehrten und Ungelehrten! Wie manches Meisterstück unter ihnen von Seiten des Witzes und der Versifikazion! Aber unter allen diesen berühmten Fabulisten, wie wenige nach dem Muster des Aesops, unter allen diesen bewunderten Meisterstücken, wie wenig Fabeln im Sinne des Griechen! Fast schien der Geist des alten Phrygiers verlohren gegangen. Aber er tritt auf und mit ihm die Fabel wieder in ihre alten Rechte; durch Theorie und Beispiele weckt er ihren Geist wieder. Die wortreiche Geschwätzigkeit seiner Mitbuhler um den Aesopischen Kranz, wird wieder gedrungne Kürze, ihre Zieratherei wieder Simplizität, Lustigmacherei wieder reine Veranschaulichung der zum Vorwurf gewählten moralischen Wahrheit. Ich möchte nicht gern, daß diese Behauptung ein Lobspruch meines Helden auf Kosten jener berühmten Fabulisten schiene, ich wer-

de mich also bemühen, sie zu erweisen; und wie könnt' ich das besser, als durch eine kurze Entwicklung der Theorie, die Lessing seinen Fabeln angehängt hat? Hier ist sie.

Aesops Fabeln gründen sich meist auf wirkliche Vorfälle, seine Nachfolger dichteten sich diese Vorfälle, oder dachten auch an gar keinen Vorfall, sondern nur an die allgemeine Wahrheit, deren Versinnlichung ihr Zweck war. Aesop veranschaulichte also die Aehnlichkeit seiner erdichteten Geschichte, mit dem Vorfalle, der sie veranlaßte, und erläuterte sowohl aus dem Vorfalle als aus der Dichtung, die Wahrheit, um deren Darstellung es ihm zu thun war. Seine Nachahmer aber entwickelten die vorgesetzte Wahrheit nur aus dem erdichteten Vorfalle. Aesop machte daher größtentheils zusammengesetzte Fabeln, das heißt, die Wahrheit, die er lehrte, ward auf einen wirklich geschehnen Vorfall angewandt, da die neuern Fabeldichter fast immer nur einfache Fabeln erzählten, indem sie nur aus ihren erdichteten Begebenheiten eine allgemeine Wahrheit folgerten.

Ferner, der Gegenstand der Aesopischen Fabel ist moralische Wahrheit. Diese moralische Wahrheit aber geht nicht unmittelbar auf die Bestimmung unsres Thuns und Lassens. Oft ist sie nur ein Erfahrungssatz, der uns nicht immer unterrichtet, was geschehen sollte, sondern, was geschieht.

Diese moralische Wahrheit wird dann auch in der Aesopischen Fabel nicht geradezu durch eine Handlung ausgedrückt, sondern der allgemeine Satz wird durch die Fabel auf einen einzelen Fall zurückgeführt, und zwar so, daß wir nicht blos einige Aehnlichkeit mit dem moralischen Satze, sondern diesen moralischen Satz ganz anschauend erkennen.

Die Handlung in der Aesopischen Fabel ist daher ganz etwas andres, als die Handlung in der Fabel der Epopee und des Drama, mit dieser hat sie nichts gemein. Der epische und der dramatische Dichter haben die Erregung der Leidenschaften zum Zwecke; dieser kann nur durch nachgeahmte Leidenschaften erregt werden, und er kann diese nur nachahmen, wenn er ihnen gewisse Ziele setzt, denen sie sich nähern, oder

von denen sie, sich zu entfernen, streben. Er muß also in die Handlungen Absichten legen, und diese mit einer Hauptabsicht so vereinigen, daß verschiedene Leidenschaften neben ihnen bestehen können. Der Fabulist hat mit den Leidenschaften nichts zu thun, sondern nur mit unsrer Erkenntniß. Eine einzle moralische Wahrheit soll uns anschauend gemacht werden; hat er das gethan, so kömmt es gar nicht darauf an, ob die erdichtete Handlung ein völliges Ende erreicht. Er kann seine Personen mitten auf dem Wege stehn lassen, denn es ist hier nicht um die Befriedigung unsrer Neugier, sondern unsrer Erkenntniß zu thun. Die Aesopische Fabel ist eine Untergattung des Lehrgedichtes.

Warum muß aber der besondere Fall, aus dem die Aesopische Fabel besteht, als wirklich, vorgestellt werden, warum im strengsten Verstande, ein einzeler Fall seyn? Weil, wenn ich mich nur an der Möglichkeit des Falls begnüge, dieser Fall nicht mehr Fabel, sondern blos Parallel, Beispiel ist; weil ich im wirklichen Vorfalle die Bewegungsgründe mehr und deutlicher unterscheiden kann, als in dem nur mögli-

chen, weil die Wirklichkeit allemal lebhaftern Unterricht giebt, als die Möglichkeit.

Die Aesopische Fabel ist also, um einen vollständigen Begrif von ihr zu geben, die Zurückführung eines allgemeinen moralischen Satzes auf einen besondern Fall, eine diesem besondern Falle ertheilte Wirklichkeit, eine aus diesem wirklichen Vorfalle erdichtete Geschichte, in der sich jener allgemeine Satz anschauend erkennen läßt.

Diesen Geist der Aesopischen Fabel zu erreichen, muß man sich schlechterdings auch an den Geist seiner Manier im Vortrage derselben halten. Beide sind innigst mit einander verwebt. Dieser Vortrag ist von der äußersten Präzision. Nirgends hält sich Aesop bei Beschreibungen auf, er kömmt gleich zur Sache, und kömmt mit jedem Worte näher zum Ende; er kennt kein Mittel zwischen dem nothwendigen und nützlichen.

Hierin handelte der alte Fabulist eben so richtig, als weise. Wenn mir die moralische Wahrheit der Fabel völlig deutlich werden soll, so muß ich sie auf einmal übersehen können, um das zu können, muß sie so kurz, als möglich, seyn. Zierrat aber schadet der Kürze, denn Zierra-

ten sind nichts, als Verlängerungen der Fabel; und folglich ganz gegen den Zwek derselben. Darum braucht der Fabulist gern die allerbekanntesten Thiere, bei denen es nur der Namen bedarf, um ihren ganzen Karakter sogleich zu erkennen, um Eigenschaften mit eins zu veranschaulichen, die, ohne die Namen dieser bekannten Thiere, eine lange Beschreibung nöthig machten. Alle Fabeldichter daher, die ihre Fabeln mit den Zierrathen von Gemälden, Beschreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen, mit hervorstechenden, sich von den übrigen, auf eine besondere Art, unterscheidenden Gedanken, mit Allusionen, kurz mit vornehmlich zur Belustigung dienenden Schnirkeleien aufstuzten, entfernten sich auch eben dadurch von der Einfalt der griechischen, das ist, der wahren aesopischen Fabel. Sie sind Lessings Mann mit dem Bogen, a) der, um einen recht schönen Bogen zu haben, Zierrathen darauf schnizzen ließ. Der Künstler, der diesen Auftrag hatte, brachte eine ganze Jagd darauf an, und was konnte passender

---

a) Die erste Fabel des dritten Buchs.

seyn? Aber, was geschah? der schöne Bogen zerbrach, indem der Mann ihn versuchen wollte. Ganz natürlich! Seine erste Bestimmung, gebraucht zu werden, hatte aufgehört; er war eine bloße Augenbelustigung geworden.

Gerade solche Bogenverschnizler waren die meisten neuern Fabeldichter. Ihr Publikum sollte sich mehr amusiren, als unterrichten. Die Fabel, ehedem eine belehrende Unterhaltung, ward bei ihnen ein gesellschaftliches Späßchen. Darum verließ Lessing ihren Pfad. Sein Zwek gieng höher; Belehrung war ihm mehr, als Ergötzung, und eben dadurch schloß er sich als Fabeldichter an den alten Phrygier, mehr als irgend einer seiner Nachahmer. Seine Fabeln sind daher ächte Resultate seiner Theorie, sie entstanden aus ihr, nicht die Theorie aus ihnen. Sie leisten alles, was er von der äsopischen Fabel fordert. Nirgends überflüssiger Zierrath im Vortrage, keine Beschreibungen, die vom Ziel entfernen. Mit der äußersten Präzision erzählt er sein Faktum, kömmt gleich zur Sache, und mit jedem Worte seiner Absicht näher. Man übersieht bei ihm das Ganze mit eins, und der allgemeine Satz, der sich dar-

aus ergiebt, springt klar und deutlich in die Augen. Seine Erfindungen sind vortreflich, und die Art und Weise, wie er fremde benützt, ganz seine eigne. Er bricht entweder die Geschichte einer alten Fabel früher ab, oder führt sie weiter fort; verändert bald diesen, bald jenen Umstand, oder hebt auch den merkwürdigsten ganz heraus, und baut darauf eine ganz neue Fabel, entwickelt daraus eine ganz neue, edlere Moral. Man lese, als Beispiel, die Fabel vom Löwen mit dem Esel, *b*) die Fabel von den Krähen und den Pfauen. *c*)

Zuweilen haben seine Fabeln auch, wie beim Aesop, eine epigrammatische Wendung; sie schließen mit einem witzigen Einfalle, der aber den allgemeinen Satz, den er uns durch seine Dichtung veranschaulichen will, darum nicht minder in's Licht setzt. Man sehe den Esel und das Jagdpferd, *d*) die Eule und den Schatz-

---

b) die achte Fabel des zweiten Buchs.

c) Ebendas. die dritte Fabel.

d) Erstes Buch, vierte Fabel.

gräber, e) Aesop und den Esel. f) Ueberall ist hier die sich aus dem Ereigniß ergebende Lehre in einen witzigen Einfall verkleidet, aber, ohne dadurch an Klarheit zu verlieren, ohne die Fabel darum weniger Aesopisch zu machen. Ja, der witzige Einfall ist gerade das Mittel, die moralische Folgerung, die in der Dichtung liegt, noch lebhafter zu versinnlichen; der Spott, der darin herrscht, schneidet sie, wenn ich so sagen darf, unsrer Erkenntniß noch tiefer ein.

Noch ist der dramatische Dichter übrig. Mehr, als irgendwo, gewährt Lessing hier dem Kunstkenner ein reichhaltiges Studium. Von nicht ganz unglücklichen Versuchen rückte sein Genie mit jedem neuen Fortschritt' auf dieser Laufbahn vorwärts zum Ziele der Vollendung; und das letzte Werk, das er auf den Altar der theatralischen Muse niederlegte, ward, bei seiner Erscheinung das einzige und schönste seiner Art; ist noch das vollkommenste bürgerliche Trauerspiel, das wir haben, ein Muster dramatischer Darstellung,

---

e) Erstes Buch, zwei und zwanzigste Fabel.

f) Ebendas. dreißigste Fabel.

der Karakterschilderung, der Dikzion! Aber welche Kluft zwischen Damon und Pythias und dieser Emilia Galotti! Wer hätte aus jenem Probestükke die künftige Erscheinung dieses Meisterwerks auch nur ahnen können? Langsam, aber desto sicherer erklimmte er hier die höchste Staffel des Ruhms, zu der ein Schriftsteller sich empor arbeiten kann, daß sein letztes Werk, nicht nur sein vortreflichstes, sondern auch das vortreflichste der ganzen Gattung wurde. Welchen Stof zum Nachdenken und Entwickeln bietet dieses Sich nach und nach entfalten seines dramatischen Genius, vom kleinsten Anfange bis zur möglichsten Vervollkommung, dem Beobachter dar!

Der nehmliche Schriftsteller, dessen ganze Welt- und Menschenkenntniß in seinen ersten theatralischen Versuchen aus Büchern, aus dem kleinen Kreise seiner Vaterstadt, seines Schulaufenthalts und seines sehr beschränkten Umgangs geschöpft zu seyn scheint, wird, so wie die Szene seiner Existenz sich verändert, sein Wirkungskreis sich erweitert, sein Umgang sich vermannigfaltigt, der Schöpfer einer

Marwood, eines Paul Werners, eines Just, eines Odoardo, eines Marinelli. Menschendarstellungen aus den verschiedensten Ständen und Klassen, von den entgegengesetztesten Karakteren, Leidenschaften und Sitten, und alle, wie aus dem Spiegel der Natur gestohlen.

Lessing hätte noch größere Talente, eine noch unüberwindlichere Neigung für das Theater haben können, als er hatte, so war es, nach dem Alter der Welt, dem Zeitpunkte, dem Zustande der deutschen Bühne, in dem er, als dramatischer Dichter auftrat, doch unmöglich, mehr zu leisten, als er anfangs leistete; ja, nur ein Genie, wie er, konnte unter diesen Umständen, so viel leisten. Man denke sich funfzig Jahr zurück, was war damals die deutsche dramatische Kunst? Die Gottschedische Schaubühne, er und seine Frau an ihrer Spitze, versorgte das vaterländische Theater zwar überflüssig mit Uebersetzungen und Originalen, aber mit welchen? Die ersten waren verwässerter Wein, die letzten, mit wenigen Ausnahmen, reine Wassersuppen. Kato galt für ein Trauerspiel, und die französische Hausmamsel für eine Comödie. Da gab es keine

Karaktere, keine Situazionen, keine Sprache. Nichts war in diesen Produkten langweiliger, als das tragische, und nichts fader, als das komische. Es waren Feder- nicht Geisteswerke. Und in was für Gestalten erschienen die Korneille, Racine, Voltaire durch die Verdeutschungen dieser Schule. Was ward aus den schönen Versen der Rodogüne, der Phädra, der Zayre, dem Hauptverdienste dieser Tragödien? die kraft- und saftloseste Reimerei, tief unter der gemeinsten Prose. Nun vollends die Moliere, Detouches, Regnard, Marivaux, in welcher Sündfluth Gottschedisches Gewässers ward ihr Witz verschwemmt und ersäuft! Weder er, noch sie, wusten jemals, was Styl heißt; wie muß es nun um ihren Dialog aussehen? Bei ihm war er schwerfällig, wie er selbst; bei ihr präziös und geziert, wie ihre eigne werthe Persönlichkeit. Bei ihm ward ein Bonmot breit, bei ihr nüchtern zum Erschrecken. Nach diesen vortreflichen Mustern bildete sich die ganze Gottschedische Zunft.

Später hin versammelte dieser seynwollende Reformator freilich bessre Köpfe um sich. Schle-

gel, Krüger, Gellert standen auf. Aber Schlegel hatte seinen Triumph der guten Frauen noch nicht geschrieben und Krügers Kandidaten waren bei allem wahren Komischen, das sie enthielten, doch nur ein besser geglückter Versuch. Gellerts theatralisches Verdienst bestand in einer treuen Schilderung der Sitten seiner Stadt und seiner Provinz; aber in diesen Schilderungen herrschte zu viel Einförmigkeit, seine Karaktere sprangen nicht genug hervor, sein Komisches hatte kein Leben und sein Dialog kein Feuer.

So stand das deutsche Theater, als Lessing, noch Schüler auf der Fürstenschule zu Meißen, um die Gunst der dramatischen Muse zu buhlen begann. Erst achtzehn Jahr alt, mit keiner Welt bekannt, als die zunächst um ihn war, mit keiner Menschenkenntniß ausgerüstet, als die er aus seinem Plautus, Terenz und Moliere geschöpft hatte, machte er sich an die Darstellung menschlicher Sitt' und Thorheit. Sie gerieth ihm, wie sie ihm gerathen konnte. Man sah ihr den engen Bezirk an, in der seine Welt = und Menschenkenntniß sich herumtrieb; es war eine

Komödienwelt, die er aufführte, es waren Komödienmenschen, die darin auftraten; der Zufall regierte, der Knoten ward nicht aufgelößt, sondern zerhauen. Dissertazionen machten den Dialog und die witzigen Einfälle darin hatten nicht die Personen, sondern der Dichter. Man lese das Lustspiel: Damon und Pythias und man wird meine Karakteristik, Wort für Wort, wahr finden.

Etwas ganz anders schon ist die alte Jungfer. Eine weniger gewaltsame Entwicklung des Knotens, natürlichere Karaktere, ein bestimmterer Dialog erheben sie merklich über jenes. Das Komische springt mehr hervor und die Einfälle bezeichnen mehr die Personen, obgleich das erstere oft Karrikatur wird, und bei dem letztern manche Plattitüde mitunterläuft.

Noch sichtbarer ist das Fortrücken seines dramatischen Genius in dem jungen Gelehrten, der ersten Komödie, die er mit seinem Nahmen drucken ließ. Alle die Eigenschaften, die gewöhnlich junge Gelehrsamkeit karakterisiren, Aufgeblasenheit, Selbstsucht, Pedanterei, Nase = und

Ueberweisheit, Affectazion und Autorkitzel sind hier mit vielem Beobachtungsgeiste der Welt, aus der der Dichter seinen Helden nahm, zusammen getragen. Daher auch die große Sensazion, die das Stück, bei seiner ersten Erscheinung, in Leipzig machte. Damis war dort zu Hause, die Originale zu ihm liefen überall herum. Selbst Chrysander war an dem Ort, und zu der Zeit wo der junge Gelehrte zuerst vorgestellt wurde, vielleicht weniger Karrikatur, als es scheint. Der Pedantismus, der gewöhnlich auf Universitäten herrscht, steckt sehr leicht auch die ungelehrten Stände an; sehr möglich also, daß es damals in Leipzig auch an solchen lateinischen Kaufleuten nicht fehlte. Ueberdem ist Chrysander durch die lateinische Schule gelaufen, was Wunder, wenn er gegen einen gelehrten Sohn mit den Brocken seiner ehmaligen Weisheit groß thut? Mißlicher sieht es um die Wahrheit der übrigen Karaktere aus. Sie sind geradezu nur Büchermenschen; besonders Anton und Lisette, die, nach dem Muster der französischen Komödie, das große Factotum des Stücks, alles niederwitzeln und niederraisonniren. Ueberhaupt haben die Sze-

nen eine ermüdende Länge, so brillant auch sonst der Dialog gegen alles, was man damals so nannte, hervorsticht.

In dem Misogyne sind die Fortschritte des Dichters weniger bemerkbar. Die Handlung hat einen etwas schläfrigen Gang, und das Komische nicht genug Anziehung. Der Weiberhasser belustigt nur wenig, und der Advokat, Solbist, fast gar nicht. Selbst Hilariens Verkleidung bringt kein Leben in das Stück, und der Witz schmeckt hier noch mehr nach der Studierstube, als im jungen Gelehrten. Der Dialog allein ist vorgerückt, er ist kürzer und vollendeter. Die Idee zu dem Ganzen gab, zufolge einer Stelle in den vom Herrn Hofrath, Eschenburg, herausgegebnen Kollektaneen, ein Fragment des Menanders.

Auffallend ragt die Weiterentwicklung des Lessingschen Talentes in den Juden hervor. Ein ganz neuer Geist belebt hier Haudlung, Karakter und Dikzion. Belustigung und Belehrung bieten sich einander eben so zwanglos, als schön, die Hand zur Bekämpfung eines die Menschheit erniedrigenden Vorurtheils. Mit ungemeiner Feinheit

bleibt das Judenthum des Reisenden bis zum Ende des Stücks ein Geheimniß. Er muß erst vor unsern Augen, von allen Seiten den Karakter der Großmuth, der Uneigennützigkeit, der Duldung, des allgemeinen Wohlwollens und der feinsten Lebensart entwickeln; er muß erst durch eine doppelte Wohlthat gegen eine christliche Familie, und durch die bescheidne Ausübung derselben, unsre Bewundrung, Achtung und Liebe anziehn, um durch das darauf folgende Bekenntniß seines Glaubens und seiner Nation unser Vorurtheil desto nachdrücklicher zu beschämen. Zu diesem Zwecke wirkt vereint, was vorgeht, was gesprochen wird. Plan und Szenen sind wohlangelegt, und die Bildung der Karaktere verrathen ungleich mehr Bekanntschaft mit der wirklichen Welt, als ehemals. Christoph und Lisette machen eine Ausnahme. Es sind französische Komödienbediente. Doch entschädigen die Laune und Drolligkeit ihrer Einfälle uns für ihre Unwahrscheinlichkeit. Der Dialog wird hier schon musterhaft; Kürze und Geschmeidigkeit herrschen darin bis zu einem hohen Grade, und der Witz in ihm strömt ungleich leichter, ungesuchter und karakteristischer.

Noch höher steht der Freigeist. Der Zuschnitt ist zwar noch immer französisch, aber die Zeichnung der Karaktere doch schon weit freier, eigenthümlicher und deutscher. Nur die Damen sind nicht ganz aus der lebenden Welt, aber doch angenehme Schwäzzerinnen, und manches, was sie sagen und thun, verräth des Dichters tiefern Blick in die weibliche Natur. Wenn schon der Dialog zwischen Theophan und Adraft eine Gattung Dissertazion ist, so hat er doch, auf der andern Seite, so viel Lebhaftigkeit, daß der Zuschauer nicht leicht Gefahr läuft, Langeweile zu empfinden. Die Handlung, so einfach sie ist, geht, ohne Stokkung, vorwärts, und unterhält, troz ihrer Simplicität.

Der Karakter des Freigeistes ist wahrhaft dramatisch. Seine Freidenkerei hat mehr Leidenschaft als Erkenntniß, mehr Schimmersucht als Ueberzeugung zum Grunde. Daher sein Mangel an Festigkeit, sein Aerger, wenn er nichts zu antworten weiß, seine Zuflucht zu Schimpfwörtern, wenn er Gründe hervorbringen soll, und sie nicht hat. Auch bringen ihn nicht eigentlich Gründe zur Raison, sondern geheiltes

Vorurtheil gegen die Geistlichkeit, und dieses Vorurtheil wird weniger durch Theophans vortreflichen Karakter, als durch die Entdekkung, daß er nicht sein Nebenbuhler ist, geheilt. Diese Wendung giebt dem Karakter außerordentlich viel Leben, eine ungemeine Thätigkeit, und macht seine Bekehrung wahrscheinlicher, die bei einer beraisonirten Freidenkerei weniger Wahrheit haben würde.

Ein sehr schönes Gegenstück zu diesem ist der Karakter des Theophans. Hier sprechen und handeln Ruhe gegen Leidenschaft, Würde gegen Schimmersucht, Bescheidenheit gegen Stolz, Gründlichkeit gegen Spott, Wohlwollen gegen Haß, Duldung gegen Verkennung, ohne jedoch den Stand, der repräsentirt wird, allzu sehr zu idealisiren. Ein sehr treffender Zug in dem Karakter dieses Geistlichen ist es, daß er, bei aller Aufgeklärtheit seines Verstandes und Herzens, dennoch dem herrschenden Geiste des Priesterthums, Proselyten zu machen, nicht ganz hat entgehen können. Er wirbt für seinen Glauben, für seine Ueberzeugung, wenn schon mit mehr Feinheit, als die Theologie gewöhnlich wirbt.

Ueber die übrigen Karaktere dieses Lustspiels hat der Dichter, zwei oder drei ausgenommen, mit großer Feinheit den Geist seines Adrasts verbreitet. Die eitle, unbesonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrthum gleichgültige Lisidor, sind, wie der spitzbübische Johann, eine Gattung Freigeister, und müssen, wie Lessing in seiner Dramaturgie sehr wohl bemerkt, den Titel des Stücks erfüllen helfen.

Der Schatz kann als ein Muster gelten, wie Plautus sich für die neuere Bühne benuzzen läßt. Unter allen bekannten Nachahmungen des Trinummus behauptet diese Lessingsche gewiß den ersten Rang. Alles Komische des Römers ist hier in einem Akte zusammengedrängt; dadurch erhält das Ganze ein Leben, deren sich weder das Original selbst, noch seine Nachbildungen rühmen können. Der Dialog hat eine vorzügliche Rundheit.

Mit Miß Sara Samson erhielt die deutsche Bühne das erste wahre Trauerspiel. Bis zu ihrer Erscheinung lag die tragische Kunst der Deutschen noch ganz in den Windeln, sie kroch auf dem dürren sandigen Boden der französischen Muse und tief unter ihren untragischen Mustern. Sara

Samson war Trauerspiel im Sinne des Aristoteles. Sie erregte Furcht und Mitleid, Wahrheit sprach in ihr zu Wahrheit, und die Menschheit sah ihr Bild, wie in einem Spiegel. Zum erstenmal sah Deutschland in der Tragödie eines Eingebohrnen das Buch der Leidenschaften aufgeschlagen, Darstellung nach dem Leben, Unterricht für Kopf und Herz; Studium der menschlichen Seele und ihrer mannichfaltigen Bewegungen, wirkliche Welt, Menschen uns ähnlich.

Allerdings lassen sich auch dieser Miß Sara Samson mannigfaltige Fehler zur Last legen. Die Dikzion ist hier und da zu deklamatorisch; der Dichter schimmert hier und da zu sehr durch seine Personen durch; die Heldin winselt zu viel, und die moralischen Stellen darin arten zu sehr in Vorlesungen aus. Aber bei allen diesen Mängeln ist das wahre Tragische doch durchaus dominant, und der einzige Karakter der Marwood reicht schon hin, Lessings tragisches Talent als groß und hervorragend zu bezeichnen; ein Karakter, der den meisterhaftesten Darstellungen jeder Nazion an die Seite gesezt werden kann; ein Karakter, dem nur

sehr wenige unserer neuen Tragödien etwas ähnliches entgegensezzen können.

Welch ein vollständiges Ganze in allen seinen Theilen! Anfang, Mittel und Ende auf das genaueste zusammenstimmend! Gekränkte Liebe, beleidigter Stolz, Eifersucht und Rache in fortschreitender Regsamkeit und bis zur furchtbarsten Vollendung emporwachsend. Vom ersten bis zum lezten Auftritt eine nie stockende Thätigkeit, und nirgends ein Sprung; die schauderhaftesten Ausbrüche der außer sich gesezten Weiblichkeit und doch nirgends Karrikatur. Wozu ein verlaßnes, um eine Nebenbuhlerin willen zurückgesezтes, hochgereiztes Weib nur immer hingerissen werden kann, diese Marwood übt es. Aber mit den schlauesten Wendungen der überlistenden Koketterie, mit allem Geiste der Wut und der Raserei, des Würgens und Verderbens, ja selbst am Ziele der gräßlichsten Rache, bleibt sie immer ein menschliches Geschöpf; immer nur ein verliebtes, eifersüchtiges Weib, im gewaltsamen Stande der Leidenschaft. Die wildesten Ausschweifungen ihres empörten Blutes wenden unsre Theilnahme nicht von ihr ab; auch noch die blutige Katastrophe der raffinirtesten Wie-

dervergeltung fesselt unser Interesse, denn sie bleibt der Menschheit treu.

Von heftigen Leidenschaften umhergetrieben, sind ihre Begierden feurig, wie ihr Temperament; sie treten aus dem Gleiße der Mäßigung, aber nicht aus dem Gleise der Natur. Nicht Buhlerin aus Metier, sondern aus Nothgedrungenheit, sind selbst ihre Künste der Koketterie nur Mittel und Wege, den verlornen Liebhaber wiederzugewinnen. Leidenschaft ließ sie fallen, Leidenschaft sucht den Treulosen auf. In Gefahr, ihn zu verlieren, vergebens ihm ihre Ehre aufgeopfert, sich auf immer der Schande Preis gegeben zu haben, und ein ewiger Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu werden, eilt sie ihm nach, sucht ihn auf, mit dem festen Entschlusse, alles anzuwenden, sich ihn wieder zu erobern, alle Saiten anzuspannen, mit denen sie sein Herz treffen, kein Mittel unangewandt zu lassen, durch das sie ihn rühren, erschüttern, zurückbringen kann. Aber alles schlägt fehl, ihre Hofnungen werden nicht nur zurückgewiesen, sie werden vernichtet. Nun bleibt ihr nur noch ein Weg. Was sie über den Liebhaber nicht gewann, muß sie über die Ne-

benbuhlerin zu gewinnen suchen; muß durch Darthuung ihrer Rechte, durch eine verschönerte Geschichte ihres Liebeshandels mit Mellefont diese Nebenbuhlerin für sich und ihre Rechte zu interessiren, sich bemühen, sie so für ihr eignes Schicksal zittern machen. Auch dieser Versuch mißglückt; auch von ihrer Nebenbuhlerin sieht sie sich verachtet, gedemüthigt, fruchtlos abgewiesen. Das ist zu viel, und mehr als sie tragen kann; sie ist ein Mensch und ein Weib. Wuth und Rache wachsen in ihrem gemißhandelten Herzen bis zur Empörung. Die unglückliche Nebenbuhlerin stirbt von ihren Händen, nicht als ein gerechtes, aber doch immer als ein menschliches Opfer gereizter Eifersucht, tödtlich gekränkter Liebe. So ist dieser Karakter von seinem Beginne bis zu seiner Vollendung, Bild der Natur, und eine große Schule des Unterrichtes zur Lehr' und Warnung.

Diese Vollendung haben freilich die übrigen Karaktere dieses Trauerspiels nicht, aber Beweise eines tiefern Eindringens in die menschliche Natur und einer treffenden Darstellung derselben sind sie doch; und auffallend ist die völlige Entfremdung von französischer Einwirkung, sowohl auf die dra-

matische Oekonomie, als die dramatische Behandlung dieses tragischen Stofs.

Auf einer noch höhern Stufe der Originalheit und der wachsenden Vervollkommnung steht Lessings dramatisches Genie im Philotas. Ein vortrefliches Stück! Was kann einfacher seyn, als der Plan, und doch wie anziehend! Den heroischen Entschluß eines keimenden Helden, durch einen freiwilligen Tod in der Gefangenschaft zu werden, was er im Gewühle der Schlacht nicht werden konnte, der Sieger für den Vortheil seines Vaterlandes, wie unsre ganze Aufmerksamkeit festhaltend läßt ihn der Dichter im Philotas keimen, wachsen und reifen! Vor unsern Augen entspringt er, entwikkelt er sich, wird er zur That. Vom Beginne, Fortschritte und Ende derselben sind wir Zeugen. Keine müßige Erzählung ermüdet unsre Theilnahme, eine nie rastende Thätigkeit erhält sie, bis zum vorgesteckten Ziele, in Regsamkeit.

Mit dem Siegel einer hohen Vollendung an der Stirn, erschien Minna von Barnhelm. In ihr übertraf Lessing nicht nur sich selbst, auch über alle seine Mitbuhler um den Kranz

der dramatischen Muse stand er hoch oben an. Er verpflanzte mit ihr eine Gattung des Schauspiels auf unsre Bühne, von der es bis dahin noch kein Muster gab; brachte eine Deutschheit in Karakteren und Sitten auf das Theater, wie sie vor ihm noch kein deutscher Dichter beobachtet und dargestellt hatte. Von solchem Interesse war noch kein Stof in Deutschland dramatisirt worden; von dieser Rundung der Karaktere und des Dialogs noch kein Beispiel vorhanden. Der Militärstand, bis jezt nur ein Vorwurf des Gelächters, zeigte sich hier zum erstenmale von einer äußerst respektablen Seite. Vielleicht ist der Karakter des Tellheim ein wenig grandisonnisirt, aber dennoch ein Karakter aus der Menschheit, unsrer Natur verwandt. Neben ihm stehen Paul Werner und Just, weniger grandisonnisirt, und anziehend, wie er. Die rührendsten Züge des Ehrgefühls, der Erkenntlichkeit und des Edelmuths, der Freundschaft und der Menschlichkeit entwikkeln sich in diesen drei Personen, sehr unterschieden von einander durch die Posten, die sie bekleiden, durch die Außenlinien ihrer Karaktere, aber verwandt durch ihre Herzen, die ein Geist der Uneigennüzzigkeit und des reinsten Selbst-

gefühls beseelt. Die Verhältnisse, in denen Tellheim, Werner und Just mit einander stehen, sind eben so schön, als menschlich, und waren damals auf dem deutschen Theater eine noch nie gesehene Erscheinung.

Gegen die Heldin des Stücks dürfte die weibliche Delikatesse nicht ganz ungegründete Einwürfe zu machen haben. Der Schritt, der sie nach Berlin bringt, scheint für ein junges unverheirathetes Frauenzimmer, allerdings etwas rasch, unbesonnen und nicht ganz im Dekorum ihres Geschlechts. Auch ihr Benehmen, als sie gefunden hat, was sie sucht, ist eines theils zu anschließend, eines theils zu präciös; bald allzu natürlich, bald allzu romanhaft. Aber dafür entfaltet sich in ihrem Karakter auch so viel Schönes und Wahres, so viel Edles und Großes, daß selbst die weibliche Delikatesse sich angezogen fühlt, und auch die strengsten Forderungen des Dekorums zum Schweigen gebracht werden. Und so stand Lessings dramatischer Genius in seiner Minna von Barnhelm allen Einwendungen, welche die Kritik gegen einzelne Nüanzirungen in den Karakteren machen kann, zum Troz, auf einem Punkte der Reife,

auf dem es nur noch eines Meisterstücks, wie Emilia Galotti, bedurfte, um es zur höchsten Stufe der Vollendung empor zu heben.

Diese Emilie Galotti ist ein Ideal dramatischer Kunst; ist, wie Wieland sie bei ihrer Erscheinung sehr karakteristisch nannte, opus nouem caelatum musis; ein unerschöpfliches Studium für den Dichter, Schauspieler und Kunstrichter. Der tiefste Beobachtungsgeist, die feinste Kenntniß menschlicher Natur und Leidenschaft, die treffendste, lebendigste Darstellung des Beobachteten, der reinste, unverkünsteltste Ausdruck der Empfindung, im Sinn' und Tone des vorgeführten Karakters, heben dieses schöne Werk, selbst unter den vorzüglichsten Produkten unsrer ausgezeichnetsten dramatischen Dichter, als das erste und einzige in seiner Art, hervor. Von dem Prinzen bis zum Banditen herab, ist jeder Karakter ächtes Konterfey wirklicher Menschheit, treu der Welt und dem Geschlechte, aus der und dem es genommen ist; und von Gonzaga's erstem Monologe an bis zu seiner letzten Rede, ist auch kaum eine Periode, die nicht zur völligen Ausbildung der Handlung, zur gänzlichen Rundung der dargestellten Karak-

tere unentbehrlich wäre; durchaus die genaueste Uebereinstimmung, großes Wirken zu einem Zwekke, bis auf die kleinsten, verlohrensten Züge, vollkommne Wahrheit. Man kann es lesen und wieder lesen, studiren und wieder studiren, und jedes tiefere Eindringen in den Geist desselben ist größerer Gewinn für die Beobachtung, erhöhte Kenntniß des Wahren und Schönen, vermehrte Erfahrung für Welt- und Menschensitte.

Wie bekannt, gab die Geschichte der römischen Virginie den Stof zur Emilie Galotti. Ein Vater, der seiner Tochter, um sie den Begierden eines mächtigen Wollüstlings zu entreißen — da ihm kein anderes Mittel zu ihrer Rettung übrig bleibt — den Dolch in die Brust stößt; ein tugendhaftes Mädchen, das, aus eben diesen Gründen, freiwillig den Tod wählt, schienen dem Dichter ein zu wichtiger tragischer Vorwurf, um nicht, wenn schon mehrmals für die Bühne behandelt, eine neue Darstellung zu verdienen. Doch war es nur der Stof, nicht die Geschichte selbst, was seine Darstellung reizte; nicht der Virginius, nicht die Virginie des Livius, sollten die Helden seines Drama werden, ihm war es um

die Schöpfung eines neuen Virginius, einer neuen Virginia zu thun, die unter neugeschafnen Veranlassungen die römische Katastrophe herbeiführen, eben so nothgedrungne Gründe dazu haben, und so auch nach unsrer Religion, unsern Sitten möglich machen sollten.

Ob nun aber die Veranlassungen, die jene Katastrophe in der modernisirten Virginie herbei führen, wirklich so entscheidend sind, ob Odoardo wirklich so nothgedrungene Gründe, ein geliebtes Kind zu ermorden, hat, wie der römische Virginius, ob der Dichter diese Ermordung auch nach unsrer Denkart, nach unsrer Religion so wahrscheinlich gemacht, als er sich vorsezte? das ist eine Frage, die von den Beurtheilern der Emilie Galotti viel bestritten, und zum Theil ganz verneint worden ist. Warum? weil ihrer Meinung nach Emiliens Schicksal nicht so entschieden ist, daß weder dem Vater, noch ihr selbst irgend ein andrer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe, weil Odoardo zu schnell alle Hofnung fahren lasse. Dieses Weil dürfte indeß wenig oder gar nicht Stich halten. Nur zu sehr ist Emiliens Schande entschieden, und Odoardo muß wohl alle Hof-

nung, sie anders zu retten, fahren lassen. Die Art, wie Emilie in des Prinzen Hände kömmt, die Bosheit, mit der, unter dem Scheine der Gerechtigkeit, Vater, Tochter und Mutter getrennt werden, der heuchlerisch-bübische Vorwand, mit dem sie, troz seinen Bedenklichkeiten und Einwürfen, in das Haus der Grimaldi, das Haus des Lasters, geschleppt wird, machen all sein Dagegenstreben unnüz, vernichten alle seine Hofnungen. Selbst, wenn Emilie von der würdigen Familie des Kamillo Rota aufgenommen würde, steht ihre Sache um nichts besser. Auf welche Weise kann dem Prinzen auch hier der Zutritt verweigert werden? Und, wie ist es dann wahrscheinlich, daß die Stimme der Tugend in dem Munde des ehrwürdigen Rota über die Stimme der Verführung in dem Munde der Liebe und Jugend immer die Oberhand behalten werde? Oder wird, selbst wenn Emilie Stand hielte, dem Wollüstling und seinem niederträchtigen Kuppler nicht immer irgend ein Vorwand übrig bleiben, sie aus diesem Hause in eine andre, ihren Absichten entsprechendre Verwahrung zu bringen? Wahrlich, wie die Sachen liegen, ist es höchstens nur ein Vielleicht, auf

das er seine Hofnung gründen kann, und auf ein solches Vielleicht kann ein Vater von Odoardo's strengen Grundsäzzen es nicht ankommen lassen, ob seine Tochter in Ehre oder in Schande lebe?

Ueberhaupt ist Odoardo's That keine That der Ueberlegung, es ist eine That des Affekts. Mehr als einmal schaudert er davor zurück; selbst da noch, als Emilie sie selbst fordert. Nur als sie von ihrem jugendlichen, warmen Blute spricht, als sie im Hause der Grimaldi für nichts steht, als sie ihn bitter und rührend an Virginius Römerthat erinnert, und bitter hinzusetzt, daß solche Thaten nur von ehedem sind, daß es solche Väter nicht mehr giebt: nur da ergreift er den Dolch und stößt ihn in ihre Brust.

Odoardo mußte entweder nicht Odoardo seyn, oder diese seine That war unausbleiblich. Der rauhe, kochende, gährende Soldat konnte unmöglich den kalten Moralisten machen, und diese Erdolchung seiner Tochter, zur Rettung ihrer Ehre, nur von der Seite des Mordes ansehn; sie darum unterlassen, weil Emiliens Tugend doch vielleicht noch auf eine andere Weise der Gier des Wollüstlings entrissen werden könnte. Das war

in dem Karakter dieses von brausendem Blute und kochenden Leidenschaften glühenden Italieners eben so wenig möglich, als es dem feurigen Brutus unmöglich war, die Ermordung Cäsars, des Unterdrückers der römischen Freiheit, zu unterlassen, weil es mit dieser Tyrannei doch einmal zu Ende kommen müsse.

Eben so richtig ist Emiliens Karakter, und ihr Entschluß, für die Tugend zu sterben, motivirt. Ihr ganzes Betragen in der Kirche, ihr scheuer, furchtsamer Blick, ihr zitterndes kindisches Zagen bei der Liebeserklärung des Prinzen, ihr Schrekken, ihre Athemlosigkeit, ihr Außersichseyn, selbst als sie schon wieder in ihrer Aeltern Hause ist, machen es äußerst wahrscheinlich, daß ihr Herz insgeheim für den Verführer schlägt, daß sie es nur darum nicht gewagt hat, nach dem ersten Blicke, mit dem sie ihn erkannte, ihn zum zweitenmale anzublicken. Daß sie ein Wohlgefallen zu nähren fürchtet, das sie an ihm zu haben sich nicht enthalten kann. Ihre gänzlich zernichtete Andacht, ihr Wunsch, daß laute Donner sie verhindert hätten, mehr zu hören, ihre Bitte, daß ihr guter Engel sie mit Taubheit schlagen möchte, wenn auch auf

immer: alles scheint von Aufwallungen zu zeugen, die schwerlich statt haben würden, wenn ihr der Prinz gleichgültig wäre. Ja diese Wahrscheinlichkeit wird beinahe Wahrheit, dieser Schein fast Gewißheit, wenn man ihr noch scheueres, noch ängstlicheres Betragen bei der wiederholten Liebeserklärung des Prinzen auf seinem Lustschlosse Dosalo sieht; wenn sie die Vorstellung, nach Grimaldi's Haus, dem Lieblingsaufenthalte des Prinzen, gebracht zu werden, nicht ohne Schaudern denken kann; wenn sie sich erinnert, wie so mancher Tumult sich schon dort in ihrer Seele erhob, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. Ist dem aber so, so wird selbst der Mörder ihres Verlobten — denn nur Lieb' und Verführung haben ihn zum Verbrecher gemacht — ihr auch bald weniger strafbar scheinen; seine Schmeicheleien, seine Betheurungen, seine Liebkosungen, begleitet von den Freuden des Tanzes, der Musik, des Weihrauchs der Vergötterung, werden ihre Sinne bethören, diese empörten Sinne die Stimme der Religion und Tugend überstürmen; ihr Blut wird wärmer zu ihrem Herzen strömen, ihre Pulse werden feuriger

schlagen, sie wird das Opfer der Wollust, das Opfer ihrer eigenen Schwäche werden. Nichts kann sie retten, unwiederbringlich sieht sie sich verloren. Und da sie nun keinen Ausweg sieht, und nichts theureres hat als ihre Unschuld, vermöge ihrer Religion nichts glänzenderes kennt, als den Martyrertod der Tugend — denn, nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten und sind Heilige — sucht, fordert sie den Tod, erbittet sie, auch, als einen unbekannten Freund, den Dolch, und küßt sterbend die väterliche Hand, die ihr den Tod giebt.

Mit der Gräfin Orsina erschien ein ganz neuer Karakter auf der deutschen Bühne. Eine Wahnsinnige aus Liebe und Gelehrsamkeit zugleich war bisher noch nicht der Vorwurf der dramatischen Darstellung gewesen, und schwerlich möchte sie auch einem andern Dichter, als Lessing, so glücklich gelungen seyn. Nur ein Dichter wie Lessing, bei dessen Schöpfungen der Verstand immer so herrschend über die Phantasie gebot, konnte einen Karakter, wie diesen, so übereinstimmend in allen seinen Theilen bilden, ihn so, ohne alle Sprünge, entwickeln, ihn so richtig nüanziren, ihm diese völlige

Kundung geben. Es ist sonderbar, daß diese Orsina die Beurtheilung der Kunstrichter so wenig beschäftigt hat, da gerade sie ein vorzüglicher Gegenstand der Kunstbeobachtung ist. Deraisonnirt hat man genug über sie, aber etwas des Nachdenkens würdiges ist nur von einem einzigen der zahlreichen Beurtheiler dieses Trauerspiels erinnert worden. Mit vielem Scharfsinne hat Herr Nikolai *) die femme à prétention in ihr aufgefunden, die, um etwas zu seyn, sich der Gelehrsamkeit beflissen, aber zu viel Lebensart hat, um mit Gelehrsamkeit glänzen zu wollen, sich also auch bei Hofe nie etwas davon hat merken lassen; die gewohnt ist, durch ihre Schönheit, ihre Geburt, ihren Geist alles zur Lieb' und Bewunderung hinzureißen; die, ohne selbst zu lieben, doch jeden in sich verliebt zu machen weiß, den sie in sich verliebt haben will. So hat sie vorzüglich über den Prinzen geherrscht; so will sie auch über ihn fort herrschen, obgleich sie sich den traurigen Vierzig nahe fühlt. Aber plözlich sieht sie sich, ohn' es auch nur von Ferne geahnet zu haben, von dem fürstli-

*) Siehe Gotthold Ephraim Lessings Briefwechsel mit Rammler, Eschenburg, Nicolai, Seite 336.

chen Sklaven ihrer Reize verlassen. Das bringt sie außer Fassung, macht sie halb wahnsinnig. In diesem Wahnsinne vergißt diese Frau von feiner Weltlebensart, daß es sich für eine Dame nicht schickt, gelehrte Dinge einzumischen, und stößt im Wahnsinne, da sie sich ganz selbst vergißt, diese Gelehrsamkeit aus.

Diese Entdeckung ist nicht ganz ohne Grund, ich bin damit einverstanden. Nur in dem Gebrauche, den dieser vortrefliche Denker von seiner Entdeckung macht, wag' ich es, andrer Meinung zu seyn. Ich glaube nehmlich nicht, daß Orsina eine solche femme à prétention immer gewesen, daß sie sich von jeher auf Gelehrsamkeit gelegt habe. Wenigstens hat der Dichter hiervon auch nicht den kleinsten Wink gegeben. Grässin Orsina war unstreitig immer eine Frau von Geist, sie besaß alle die Talente einer gebildeten Frau, welche die Weiblichkeit liebenswürdig machen. Aber Gelehrsamkeit, dünkt mich, kann sie nie besessen haben, eben weil sie sich nie etwas davon merken ließ. Es ist ganz gegen den Karakter einer gelehrten Frau, sich diese gelehrten Kenntnisse nicht merken zu lassen; ganz gegen die

Natur der weiblichen Gelehrsamkeit, nicht mit ihren Schätzen hervorzutreten. Fast alle gelehrten Damen vernachläßigen das Weib, was uns doch eigentlich in dem Weibe anzieht. Orsina, glaub' ich daher, ward erst eine solche femme à prétention, als sie sich den traurigen Vierzig nahe fühlte, als sie bemerkte, das, was bisher den Prinzen an sie fesselte, höre auf, ihn ihr zu unterwerfen; es seyen neue Fesseln nöthig, ihn wieder anzuziehen. Durch erhöhte körperliche Reize fühlte sie, werde sie es nicht mehr; die erhöhte Bildung des Geistes schien ihr daher der einzige Weg. Jezt schlug sie die gelehrte Seite ein. Diese Vermuthung scheint durch Marinelli's Bemerkung, „sie hat ihre Zuflucht zu den Büchern genommen, die ihr vollends den Rest geben werden;“ und durch des Prinzen Antwort darauf: „so wie sie ihrem armen Verstand den ersten Stoß gegeben haben,“ eine große Bestätigung zu erhalten. Ihre gelehrten Diskussionen sind dem Prinzen so sehr neu, daß er sie für die ersten Anwandlungen ihres Wahnsinns hält. Ist es aber wohl, gesezt auch, sie hätte aus Weltlebensart, bei Hofe ihre gelehrten Kenntnisse verschwiegen, wahrschein-

lich, daß sie sie in den engern Zirkeln, in den kleinern gesellschaftlichen Unterhaltungen mit dem Prinzen verborgen haben sollte? Wozu auch überhaupt der Besitz von Kenntnissen, wenn wir sie gar nicht mittheilen sollen. Auch ist nicht jede Mittheilung derselben Prahlerei. Orsina's Gelehrsamkeit scheint also das lezte, desperate Hülfsmittel zur Wiederunterjochung des Prinzen gewesen zu seyn. Aber es schlug fehl. Es war gerade das, was ihn, wie er selbst sagt, vorzüglich von ihr zurückbrachte. Und ganz natürlich. Ihre gelehrten Aeußerungen waren nicht sowohl Resultate eines beginnenden Wahnsinns, als Resultate eines überladnen Geistes, der, eben weil sie nicht von Gelehrsamkeit Profession machte, das eingesammelte nicht ganz verdaute, und also nur halbreif an den Mann brachte. Nichts aber will lieber gehört seyn, als halbe Gelehrsamkeit, nichts aber ist auch lästiger. Konnt' es fehlen, daß es auch Orsina wurde, — und daß es der Prinz sie fühlen ließ? Dieß Gefühl machte ihre Gelehrsamkeit zum Wahnsinn. Durch sie hatte sie den Prinzen wieder anziehen wollen, und gerade durch sie entfernte sie ihn noch zuverläßiger. Diese Erfahrung gab

ihrem Gefühle Bitterkeit, diese Bitterkeit ihren Nerven Spannung, und diese Spannung ihrer Phantasie Zerrüttung. Verkümmerte Liebe also, nicht verkümmerte Prätensionssucht, ist die eigentliche Quelle ihres Wahnsinns, das Streben nach Gelehrsamkeit verstärkt ihn nur; nur weil sie es ist, die sie ganz um die Liebe des Prinzen gebracht hat, kömmt sie in ihrem Wahnsinn immer auf ihren gelehrten Sporn zurück; aber fast immer ist sie dann am bittersten, wenn sie ihre Gelehrsamkeit zeigt, denn die Gelehrsamkeit kostet ihr, was sie durch sie erwerben wollte. Daher die schneidende Bemerkung: „ist es ein Wunder, daß mich der Prinz verachtet, wie kann ein Mann ein Ding lieben, das ihm zum Troz auch denken will.“ u. s. w. Wahre gekränkte Leidenschaft, wirkliche Eifersucht empören sie, treiben sie zur Rache. Gekränkte Prätensionssucht, beleidigte Eitelkeit allein treiben es so weit nicht. Liebe und Eifersucht sind daher auch die hervorragenden Züge ihres Wahnsinns, die Gelehrsamkeit liefert nur die Nüanzirungen desselben.

Ein sehr vollendetes Prinzengemälde giebt Gonzaga's Karakter. Er ist ganz das, was

unsre Fürsten sind; ein weichliches, verzärteltes Geschöpf, ohne Kraft und Selbstständigkeit; ein schwaches, gebrechliches Rohr, das vom Winde seiner Leidenschaften hin und hergetrieben wird; wenig Geist und desto mehr Sinnlichkeit; mit einerlei Anlage zum Guten und zum Bösen; der Eindrücke des Falschen eben so leicht fähig, als der Eindrücke des Wahren; wollüstig und fromm, dreist und schüchtern, aufbrausend und nachgebend, herrisch und unterthänig; beim ersten Wollen einer bösen That skrupulös, aber bald dazu überredet; nach der ersten Vollbringung ängstlich, und, kurz darauf, darüber hinaus; sein Kopf und sein Herz in den Händen seines Ministers, der sie drehet und wendet, wie er will; nirgends selbst handelnd, immer an dem Gängelbande eines fremden Willens herumgeführt; für nichts entschieden, immer ungewiß, unschlüssig, unbestimmt; keine Beharrlichkeit, als die, die ihm aufgedrungen wird, und nur dann Festigkeit, wenn Umstände und fremde Leitung ihn dazu forciren.

Eine fast noch vollständigere dramatische Darstellung ist Marinelli; ein Hofschranze nach dem Leben; eben so kriechend als grob, eben so schmei-

chelnd, als hämisch. Der ganzen Vernunft, des ganzen Herzens, aller Leidenschaften seines Herrn Meister, hat er alle Schlingen, alle Kniffe, mit denen er ihn fassen kann, auswendig gelernt: weiß er Spott und Grobheiten des Prinzen kalt zu verschlucken, und eben so kalt wieder zurück zu geben; wird er durch nichts in der Welt dekontenanzirt, durch nichts aufgehalten; versteht er selbst alle Queerstriche in seinem Plane mit einer unerreichlichen Gegenwart des Geistes wieder gut zu machen und zu seinem Vortheile anzuwenden; alle Arten von Hofränken und Hofpfiffen gehn ihm leicht und geschmeidig von der Hand, überall ist er taktfest; er hat die große Kunst der Höfe, seine Leidenschaften künstlich zu verstecken, hämische Bosheit hinter der Miene der Freundschaft, und Banditenlist hinter gefälligem Diensteifer zu verbergen, völlig in seiner Gewalt; der feigherzigste Weichling und der windigste Prahler, ein Speichellecker und ein Despot, ein Kuppler und ein Mörder, kurz alles, was so ein jämmerlicher Mensch ist und wird, dessen ganze Glückseligkeit ein gnädiger Blick seines Herrn ausmacht, der sich am Ziel aller seiner Wünsche fühlt, wenn ihn sein Fürst mit einer

vertraulichen Miene auf die Achsel klopft; durchaus, wozu ihn der Dichter machen wollte, der abgeschliffenste, abgefeimteste Höfling, zu dem leider! nur gar zu oft die Originale, mehr oder weniger, vorhanden sind.

Dieser Geist treffender Darstellung ist durch das ganze Stück verbreitet. Was Lessing überhaupt, als dramatischen Dichter, karakterisirt, karakterisirt ihn auch hier. Seine Phantasie ist immer seinem Verstande untergeordnet. Er ist immer mehr kühler Beobachter der Natur, als lebhafter Fühler derselben. In seinen lebhaftesten Auffassungen der Züge aus dem Leben bleibt er immer seiner selbst mächtig, läßt sich nie hinreißen. Daher die Kälte in seinen Dramen und selbst in dieser so sehr vollendeten Emilie Galotti, über die auch seine höchsten Bewunderer klagen. Diese Kälte ist freilich von der einen Seite das Resultat einer um so sicherern, treuern und zuverläßigern Beobachtung der Leidenschaften, der Welt und der Sitten, von der andern Seite aber entgeht auch dadurch selbst seinen wahrsten Darstellungen so manchmal jene Wärme, die die Kunst des Drama so eindringend und anziehend macht.

Unter den dramatischen Dichtern seiner Nazion ist Lessing unstreitig der philosophischste. Dazu macht ihn schon sein Genie, das sich in keine Gattung der Dichtkunst warf, ohne vorher ihren bestimmten Zweck, ihre eigenthümliche Natur zu untersuchen, um aus diesen Untersuchungen ihre Theorie fest zu setzen. Er strebte überall nach Wahrheit, und nach Wirkung durch Wahrheit. Ihm war es nicht genug, daß die Poesie Vergnügen und mit dem Vergnügen Unterricht gewähre, sie sollte auch das höchstmöglichste Vergnügen, die bestmöglichste Belehrung hervorbringen. Dieser philosophische Karakter seines darstellenden Genie's ist überall in seinen poetischen Werken sichtbar, aber nirgends mehr, als in seinen Dramen, und vorzüglich in denen, die auf seine Uebersetzung des Diderot folgten. Dieses Schriftstellers Geist wirkte mächtig auf ihn ein, entrückte ihn gleichsam dem französischen Klima, dessen Einfluß seinen dramatischen Schöpfungen bis dahin noch immer anzusehen war. Ohne Zweifel hatte sein prüfender Kopf schon selbst einen grosen Theil der Wahrheiten aufgefunden, über die Diderot dramaturgisirte; aber der französische Phi-

losoph gab ihnen eine gewisse Existenz, eine höhere Klarheit. Vor allen gewann das Resultat der Diderotschen Theorie, der Hausvater, seinen Glauben an die größeren und edleren Zwecke des Drama. In ihm sah er realisirt, was er lange schon geahnet, und jener so treflich theorisirt hatte. Sein Enthusiasmus für die Bühne bekam einen noch lebhaftern Schwung, denn die Kunst derselben erschien ihm nun auch in einem ehrwürdigen, wohlthätigen Lichte. Diderots dramaturgisches Glaubensbekenntniß ward daher bald auch das seine; und der französische Kunstrichter fand wieder in den dramatischen Werken der Deutschen eine Bestätigung seiner Grundsätze, die sie ihm noch eins so lieb machten. Beide glaubten sich ihre Gedanken abgeborgt zu haben, und das Einverständniß ihrer Ueberzeugungen weihte jeden zum Verfechter des andern vor dem Richterstuhle seiner Nazion. Lessing machte die deutsche mit dem vortreflichsten Denker bekannt, den Frankreich je in diesem Fache gehabt; Diderot die seinige mit dem ersten deutschen Dramatiker; Lessing bekannte, Diderots Lehren und Muster viel schuldig zu seyn, kommentirte, publizirte sie seinen Landsleuten;

Diderot vertheidigte Miß Sara Samson gegen verschiedene Einwürfe der französischen Kritik, und entwickelte ihre Schönheiten mit eben so vieler Wärme, als Einsicht. Aber beide lobten und bewunderten einander mit Zweifel und prüfend, und ihr Lob bewieß, wie ihr Tadel, daß sie sich einander verstanden hatten.

Der Unterschied zwischen beiden war nur, daß Lessings Empfehlung des französischen Philosophen und seine eigene Ausübung der Diderotschen Grundsätze der Theaterkritik und Dichtkunst in Deutschland wirklich einen bessern, würdigern und philosophischern Karakter gab; dahingegen in Frankreich weder Diderots Lehren und Beispiel, noch das empfohlene deutsche Muster etwas fruchteten. Das französische Theater blieb, was es war, ein Tummelplatz der Nationaleitel- und Ruhmrädigkeit, auf dem es viel Talent gab, aber eingeengt in den Fesseln der Konvenzion, auf Stelzen einherschreitend, mit Flittern und Schellen behangen. Dichter und Schauspieler fuhren fort, die Natur nachzuäffen, statt sie darzustellen.

Die deutschen Kunstrichter aber hörten auf, den Dacier, Korneillen und Bateux ihre

nur halbreifen Theorien nachzulallen; sie begannen, von Diderot und Lessing angeführt, selbst zu denken, edlere Begriffe vom Zwecke des Drama zu bekommen und auszubreiten; die Dichter verließen nach und nach die Altäre jener Aftergöttin, vor denen sie bisher mit einer wahrhaftgläubigen Gefangennehmung ihrer Vernunft gekniet und angebetet hatten. Der Gottschedische Kakodämon entwich, der Engel der gesunden Vernunft stieg vom Himmel und bewegte den theatralischen Bethesda; die Blinden sahen, die Lahmen gingen und die Gichtbrüchigen wurden geheilt.

Den größten Einfluß hatte Lessings Uebersetzung des Hausvaters unstreitig auf den Schauspielgeschmack des deutschen Publikums. Er brachte es von dem französischen Schlendrian ab, und führt' es auf den Pfad der Natur, in der alle Nazionen einheimisch sind; von dem Kunstfirlefanz die Menschen wohl entwöhnen, aber nie ganz entfremden kann; er bahnte den Weg zu einer Gattung des Schauspiels, in der nachher auch von deutschen Dichtern manches vortrefliche Stück erschien. Lessing selbst, Brandes, Iffland, Schröder und Kozzebue brachen sich auf die

ser Bahn die schönsten Blumen zu dem Kranze, den der Beifall des Publikums um ihre Schläfe wand.

Noch größre Verdienste um die vaterländische Bühne aber erwarb sich Lessing durch seine eignen Beiträge zur bessern Kritik des Drama und der Schauspielkunst. Er begann sie mit seinen Stutgarder Beiträgen zur Aufnahme des deutschen Theaters, in denen er, unterstützt von seinem Freunde, Mylius, eben so unterhaltend, als unterrichtend, Geschichte und Kritik abwechseln ließ. Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Französischen und Italienischen machten das deutsche Publikum mit den kritischen und dichterischen Talenten der Ausländer bekannt; und der Ton der eigenen Kritik darin zeichnete sich eben so sehr durch seine Freimüthigkeit, als durch seine Bestimmtheit und Originalität, aus. Aber noch war die Empfänglichkeit der vaterländischen Schauspielliebhaber für Schriften dieser Art nicht allgemein genug; diese Beiträge hörten daher bald wieder auf.

Späterhin wurden sie unter dem Titel: theatralische Bibliothek, fortgesetzt, von der

aber auch nur drei Stücke erschienen. Schon in Rücksicht auf ihren Inhalt, übertraf sie jene Beiträge weit; aber noch mehr stand sie über jene durch ihre Diktzion, durch den noch gebildetern, präzisern, lebhaftern Styl. Vortreflich übersezte Fragmente aus den vorzüglichsten Tragödien des römischen Tragikers Seneka; Dübos belehrende Abhandlungen, Nachrichten vom Riccoboni, Thompsons und Drydens Biographieen, Briefe über das Lustspiel, die Juden, waren für den Dichter, den Schauspieler, den Kunstbeobachter und Kunstliebhaber Artikel, voll Interesse. Sie erweiterten ihre Kenntnisse, erhöhten ihr Kunstgefühl, berichtigten ihr Urtheil und verfeinten ihren Geschmack.

Zur höchsten Reife aber gedieh die Kritik des Theaters in seiner Hamburger Dramaturgie. Sie wurde, was noch keine Schrift dieser Art in Deutschland gewesen war, ein klassisches Werk, ein immer fortdauerndes Lehrbuch für Dichter und Schauspieler. Welch ein Aufwand von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Witz! Wie tief gedacht jede Untersuchung, wie rein alles aus seiner ersten Quelle geschöpft! Welch ein Reichthum in

Auffindung des Stofs, welche Leichtigkeit und Gewandheit in der Verarbeitung desselben! Welche genaue, Schritt vor Schritt entwickelnde Prüfung und Bewährung seines Studiums! Die sich ergebende Wahrheit entsteht nach und nach vor unsern Augen, wird, wie der Schild des Achills, beim Homer. Er lüpft gleichsam ihren Schleier gradweise und enthüllt ihren schönen Gliederbau mit bescheiden-zögernder Hand. So gewöhnt sich unser Auge nach und nach an ihr wohlthätiges Licht, gewinnt sich nach und nach Stärke, ohne Blendung in ihr Antlitz zu blicken, und wahrhaft erleuchtet, erwärmt und geläutert von ihrem Anschauen zurückzukehren, wenn sie endlich in ihrem ganzen Strahlenglanze vor unsrer Erkenntniß steht.

Ein wahrhaftes Meisterstück ist seine Entwicklung der aristotelischen Trauerspiels-Theorie. Tiefes Eindringen in den Sinn des griechischen Philosophen, völliges Einverständniß mit dem Geiste seiner Untersuchungsart, dem Genius seiner Sprache, sind die karakteristischen Züge derselben. Die so oft mißverstandne Regel von der Erregung der Furcht und des Mitleids im Trauerspiel, von der

Reinigung dieser Affekte, welche Bestimmtheit erhält sie hier, welch ein untrüglicher Wegweiser wird sie durch seine Erläuterungen! In welchem hohen Grade befriedigend bestätigt er durch die griechischen Tragiker die Gründlichkeit der aristotelischen Lehrsätze und die Richtigkeit seiner Erklärung derselben.

Nicht minderer Meister erscheint er in der Anwendung der aristotelischen Grundsätze. Wie und wodurch werden Furcht und Mitleid gereinigt? wozu dient diese Erregung und Reinigung? worauf gründet sie sich? Warum ist sie Regel für die tragischen Dichter aller Zeiten und aller Völker? Warum ist es wohl die Form, warum sind es nicht die Einheiten des Orts und der Zeit, welche die Tragödie aristotelisch machen? Alle diese Fragen werden mit einem Untersuchungsgeiste geprüft, mit einer Verdeutlichung auseinander gesetzt, und mit einer Unwiderlegbarkeit beantwortet, die unsre Erkenntnisse mit jedem Fortschritte mehr verständigen, unsre Ueberzeugung immer mehr gewinnen und jeden neu aufkeimenden Zweifel immer mehr zum Schweigen bringen.

Aehnlich an Gründlichkeit dieser Untersuchungen über Aristoteles sind die Kommentare über Hurd und Diderot. Wo er ihrer Meinung ist, veranschaulicht er ihre Theorie bis zur höchsten Klarheit; wo er von ihnen abweicht, haben seine Zweifel ein Gewicht, eine Realität, die ihm unsre Nachprüfung unwiderstehlich auf seine Seite neigen. Der inwendige Mensch in dem Schriftsteller, gegen den sein Zweifel auftritt, steht immer so ganz und lebendig vor ihm, sein Scharfsinn macht das Auge seines Geistes so hell, daß sein Blick selten fehlt, und fast immer eine neue Wahrheit ans Licht bringt.

Freilich waren diese scharfsinnigen Kommentare über Aristoteles, Diderot und Hurd den tragischen Götzen der französischen Bühne, Krebillon, Korneille und Voltaire kein Dienst. Entkleidet ihres überirrdischen Lichtes, sank ihre Göttlichkeit bald. Sie blieben gute poetische Köpfe, aber tragische Dichter nur halb und halb. Sie, die bisher nicht nur in Frankreich, auch in Deutschland für Ideale der tragischen Kunst gegolten hatten, wurden nur glückliche Versifikateure, Verfertiger einzler vortreflicher Sce-

nen; und ihre Trauerspiele nur dramatische Epopöen, die von dem Geiste des Euripides und Sophokles eben so weit entfernt waren, als von den Kunstvorschriften des Aristoteles. Dem blinden Vorurtheile für ihre Oberherrlichkeit fielen auf einmal die Schuppen von den Augen, und die vergötterten Repräsentanten des Sophoklesschen und Euripideischen Genie's, die bewunderten Enthüller der aristotelischen Mysterien, erschienen als bloße Statisten der griechischen Tragiker, die nur ihrer Form, nicht ihrem Geiste nachgetappt, die von dem Baume der Erkenntniß, den Aristoteles in den Garten der tragischen Göttin pflanzte, nur die Blätter, nicht die Früchte abgebrochen hatten.

Allerdings war die Lauge, mit der Korneillens tragischer Genius in seiner Rodogüne und seinem Essex gesichtet ward, etwas scharf und beißend; aber sie gehörte ihm, und Niemand konnte sagen, Lessing habe ihm zu viel gethan. Jede Ungereimtheit, die ihm Schuld gegeben ward, stand erwiesen da, jeder Widerspruch, jede Versündigung gegen Wahrheit und Natur, ward zum Greifen versinnlicht. Voltaire kam, wo er

Blößen gab, nicht besser weg. Seine Semiramis und seine Merope wurden in der Wage der Kritik haarscharf gewogen. So ward beiden die Ueber- oder Untermenschlichkeit ihrer meisten Helden, das Unleidenschaftliche in ihrer Darstellung der Leidenschaften und der daraus entstehende Mangel am wahren Tragischen bis zur höchsten Anerkennung vorgeführt und erhärtet.

Der Kunst der Schauspieler wurde die Hamburger Dramaturgie, durch die eigne Schuld der Künstler, minder nützlich, als es Lessings Plan war. Die Kritik sollte ihr Werk, wie das Werk des Dichters, Schritt vor Schritt begleiten. Aber die Empfindlichkeit dieser Herren und Damen war größer, als ihre Wahrheitsliebe; und ihre Eitelkeit lebhafter, als ihr Kunsteifer. Sie wollten nur gelobt seyn, und konnten dieses Lobes nicht genug kriegen. Sehr bald entsagte daher der Dramaturg seinem Lehrstuhl' über diesen Theil der theatralischen Kunst. Schade! Wie lüstern machte, was er gab, auf das, was er noch geben wollte. Wie fein bemerkt und wie tief geschöpft sind seine Regeln über den Vortrag der Moral, nach Ekhofs Evander in

Olint und Sophronia entwickelt. Was kann lehrreicher seyn, und wie können Regeln mehr popularisirt werden? Es ist der versinnlichendste Unterricht, der über einen Gegenstand, wie dieser, ertheilt werden kann. Eben so belehrende und sinnreiche Bemerkungen veranlaßte die Darstellung verschiedener weiblicher Karaktere, aber der Tadel, der hier und da durchschimmerte, so fein und versteckt er auch angebracht war, fiel der weiblichen Eigenliebe zu empfindlich; sie wollte lieber nicht belehrt seyn, wenn sie diese Belehrung aus der Erkenntniß ihrer Fehler schöpfen sollte.

Lessing schloß hieraus sehr richtig, daß wir wohl Schauspieler, aber keine Schauspielkunst haben; daß unsre Bühne größtentheils von Leuten ohne Beruf betreten wird, die weder die Bildung der Sitten, noch die Bildung des Geschmacks kümmert; die nur auf eine glänzendere Art Geld erwerben wollen, als es durch ein Handwerk geschehen würde, wiewohl, was sie treiben, wahres Handwerk, und noch dazu das zweckloseste und überflüssigste ist, was getrieben werden kann; die fast nur immer ihre werthe Persönlichkeit zur Schau tragen, und, statt die

Repräsentanten der vom Dichter vorgezeichneten Karaktere zu seyn, nur die Repräsentanten ihres eignen Ichs, folglich, im gemeinsten Sinne des Wortes, Schauspieler sind. Natürlich, daß er die Lust verlor, über eine Sache weiter nachzudenken, bei der das Denken so entbehrlich schien; daß ihm ein Geschäft anekelte, von dem er ganz und gar keinen Erfolg sahe.

Lessing war zur Kritik gebohren. Alles stand ihm dafür zu Gebot; seine große Gelehrsamkeit, seine außerordentliche Gewandtheit des Geistes, sich jeden Stof, den er zum Vorwurf seines Denkens wählte, selbst den unfruchtbarsten, zu unterwerfen, sein scharf spähender, treffender Blick, mit dem er die Mysterien jeder Kunst und Wissenschaft durchdrang; sein unnachahmliches Talent der Entwicklung, Veranschaulichung und Popularisirung der aufgefundnen Wahrheit; seine Gedankenfülle, sein nie versiegender Witz, sein tiefes Studium der Sprache, in der er schrieb, die Energie seines Styls.

Schon in seinen frühsten Schriften stach der Kunstrichter vor allem hervor. Schon seine Vertheidigung des Lemnius, des Kardans

und Horaz, enthüllten einen Reichthum von Kenntnissen, ein Einverständniß mit dem Geiste seiner zu rettenden Schriftsteller, ihres Zeitalters, ihrer Sitten, ihrer Denkart; und eine Bekanntschaft mit dem Karakter ihrer Gegner, ihrer Stärke und Schwäche, die in einem so jungen Manne, als er damals war, eben so sehr die Bewunderung als den Neid seiner Zeitgenossen erregen mußten. Es war vom ersten Beginne seiner litterarischen Laufbahn ein bezeichnender Zug in seinem schriftstellerischen Karakter, die Wahrheit streitend aufzusuchen, sie aus der Erkenntniß des Falschen aufzufinden. Daher entweder ein bestrittner Satz oder ein bestrittnes Faktum, ein verkanntes oder ein verhätscheltes Verdienst, eine ungerechte Beschuldigung oder ein ungerechtes Lob, eine mißverstandne oder nicht genug bestimmte Wahrheit fast immer der Gegenstand seiner kritischen Untersuchungen. Einen Gegner mußt er haben, vertheidigen oder widerlegen mußt' er. Das war aber weder Streitsucht, noch gelehrter Neid, weder Kenntnißkrämerei, noch besserwissenwollende Selbstsucht. Es hat nie einen bescheidnern

Untersucher, nie einen Streiter ohne weniger Eigendünkel gegeben. Er führte seine Sache warm, mit allen Waffen der Ueberlegenheit seiner Kräfte, aber nie rannte seine Wärme mit seinem Verstande davon, nie erlaubte er sich ungerechte Waffen. Er war freimüthig in einem hohen Grade, schenkte seinem Gegner nichts, gestand ihm keinen Fuß breit Land mehr zu, als er zu behaupten Anspruch machen konnte; aber nie wurde seine Freimüthigkeit Persiflage, nie übervortheilte er seinen Gegner, nie stahl er seinen Sieg, er erfocht ihn ehrlich und ritterlich.

Diesen Karakter hatten alle seine Kritiken, so lange nicht Unwissenheit, Uebermuth, Eigendünkel, Verhetzungs- und Verkleinerungssucht ihm in den Weg traten. Man lese seine Untersuchung über den ineptus litigiosus, seine Briefe über Mylius, seine Beurtheilung der Messiade, seinen Antheil an den Litteraturbriefen: überall geht er hier mit unbestechlicher Wahrheitsliebe, mit strenger Unpartheilichkeit, mit allem Aufwand von Scharfsinn und Witz, sogar von Spott, zu Werke. Aber nirgends thut er der Sache vorsätzlich zu viel, nirgends verkleinert, ver-

läumdet er; nie geht sein Spott über die Gränze, nie beleidigt er. Nur die Lange, die Klozze, die Riedel, die Gözze, bewaffneten seine Freimüthigkeit mit einer Geißel, verwandelten seinen Witz in ein zweischneidig Schwert, tauchten seinen Spott in Galle.

Der schneidende, grelle Ton, den er sich in seinem Vademekum für Pastor Lange, gegen diesen sogenannten deutschen Horaz und seine unzeitige Empfindlichkeit erlaubte; der alles zernichtende Hohn, der in seinen Streitschriften mit Kloz und Konsorten herrschte; der verzehrende Feuereifer, mit dem er über den verketzernden Göze und die ihm ähnlichen Zionswächter herfiel, ist nirgends so und in dem Maaße Geist und Karakter seiner übrigen kritischen Untersuchungen. Was kann bescheidner, ruhiger und anständiger seyn, als seine Erinnerungen gegen Winkelmann, Caylus, Spencer, Addison und Pope in seinem Laokoon? Hier und da ein feiner Spott gegen allzuentscheidend gethane Aeußerungen, gegen nicht genug entwickelte, nicht genug bestimmte Grundsätze, das ist es alles, was ihm in der Hitze des Streites entfährt. Sonst ist kühle Prüfung und hohe Mä-

ßigung die herrschende Eigenschaft dieser vortreflichen Schrift.

Zuverläßig gehört Laokoon zu den schönsten Produkten seines kritischen Genius. Es ist schwer zu entscheiden, was hier am meisten an ihm zu bewundern ist? ob der Reichthum seiner Kenntnisse aller Art, seine fruchtbaren Ideen, seine sinnreichen Zweifel und Berichtigungen, seine äußerst feinen Bestimmungen der Gränzlinien zwischen Malerei und Dichtkunst, sein lichtvolles Entfalten des Irrthums und der Wahrheit, sein Periode vor Periode fortrückendes, dem vorgesteckten Ziele immer näher kommendes Raisonnement, oder die beinahe ideale Reinheit, Fülle und Rundung seiner Diktzion? Mit gleichem Interesse, vom Anfange bis zum Ende festgehalten, denkt man mit ihm, untersucht man ihm nach, und tief belehrt, mannigfaltig in seinen Kenntnissen berichtigt, kehrt man von seiner Lektüre zurück. Hier ist, was darin entwickelt wird, in einem gedrungenen Auszuge.

Das erste Gesetz der bildenden Künste bei den Alten war nicht, wie Winkelmann meint, edle Einfalt und stille Größe in der Stellung und dem Ausdrucke: es war Schönheit. Alles was sich

mit der Schönheit nicht vertrug, wurde bei ihnen aus dem Gebiete der bildenden Künste entweder verwiesen, oder ihr darin doch ganz untergeordnet. Aller Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch häßliche Verzerrungen äußern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen, enthielten sich die alten Künstler entweder ganz, oder sie setzten sie auf geringere Grade herunter, in welcher sie eines Maaßes von Schönheit fähig sind. Keines ihrer Werke schändete Wuth und Verzweiflung. Zorn setzten sie auf Ernst herab; der donnernde Jupiter bei dem Dichter, war bei dem Künstler nur der ernste. Jammer ward in Betrübniß gemildert. Wo diese Milderung nicht statt haben konnte, drückten sie ihn lieber nicht durch sichtbare Zeichen im Gesicht aus; beschäftigten lieber die Phantasie, als die Augen; ließen jene errathen, was diese nicht sehen durften. So verhüllte Timanthes in seinem Gemälde von der Opferung der Iphigenia Agamemnons Gesicht. Der Ausdruck des höchsten Jammers im Antlitz des leidenden Vaters hätte

durch die Verzerrung der Gesichtszüge, die er nothwendig machte, die Grazien der Kunst verdrängt. Die Verhüllung war also ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte; ein Beispiel, daß der Ausdruck sich dem ersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen müsse.

Eben so im Laokoon. Hier sollte sogar körperlicher Schmerz ausgedrückt werden. Dieser mit aller der entstellenden Heftigkeit ausgedrückt, die er seiner Natur nach im Gesichte hervorbringt, hätte empört, nicht Gefallen erregt; der Künstler setzte ihn also herab, milderte das Schreien in Seufzen — weil Schrei das Gesicht auf eine ekelhafte Art verstellt haben würde. Nun ward es eine Bildung, die Mitleid einflößte, denn sie zeigte Mitleid und Schönheit zugleich. Der schreiende, den Mund weit aufreißende Laokoon hingegen wäre eine abscheuliche Bildung geworden. Man hätte sein Gesicht von ihm verwendet; der Anblick des Schmerzes hätte blos Unlust erregt, ohne diese Unlust durch die Schönheit des leidenden Gegenstandes in das süße Gefühl des Mitleids zu verwandeln.

Wahrheit und Ausdruck können also nie das erste Gesetz der bildenden Künste gewesen seyn. Der Künstler, besonders der Maler, kann nur einen Augenblick, und diesen nur in einem einzigen Gesichtspunkte brauchen. Da nun seine Werke nicht blos erblickt, sondern auch betrachtet, und lange und wiederholtermaßen betrachtet werden sollen, so kann jener einzige Augenblick, jener einzige Gesichtspunkt nicht fruchtbar genug gewählt werden. Der fruchtbarste aber ist der, welcher der Einbildungskraft das meiste freie Spiel läßt. Wir müssen viel sehen, aber noch mehr hinzudenken können; und so viel wir auch hinzudenken, so müssen wir doch noch mehr zu sehen glauben. Diese interessante Geschäftigkeit unsers Geistes und unsrer Phantasie verhindert der Ausdruck des Affekts auf seiner höchsten Staffel ganz und gar. Der Anblick des Aeußersten ist ein Zügel für die Phantasie; sie steht gleich auf dem höchsten Punkt, und ihre Thätigkeit ist gelähmt. Den seufzenden Laokoon kann die Phantasie schreien hören, aber der schreiende hemmt ihren Flug mit eins; was kann er mehr, als schreien? ächzen und sterben; und, wenn die Phantasie ihn

so sieht, so sieht sie ihn in einem leidlichern, folglich uninteressantern Zustande.

Dazu kömmt, die Kunst giebt diesem einzigen Augenblicke eine unveränderliche Dauer, folglich kann nichts Vorübergehendes ihr Vorwurf seyn. Ein solches Vorübergehendes ist der höchste Affekt. Der beständige Wiederanblick desselben wird daher widernatürlich; dieß Widernatürliche gebiert Ekel oder Unlust, und beide streiten geradezu gegen den Eindruck, den die schönen Künste auf uns machen sollen. Der weise Künstler wird also nie das äußerste erblicken, er wird es den Betrachter hinzudenken lassen; wird, wie Timomachus, Medeen nicht mordend, er wird sie einige Augenblicke zuvor, im Kampfe der mütterlichen Liebe mit der Eifersucht, malen; wird uns das Ende ihres Kampfs nur ahnen lassen, und so unsrer Phantasie eine um so lebhaftere Thätigkeit geben. Diese Thätigkeit wird bei jedem Wiederanblick bleiben, weil wir immer neue Veranlassung, die Szene auszudenken, finden. Malt er diese Medea aber, wie ein unbekannter griechischer Maler, in der höchsten Raserei, so wird der Anblick dieses dauernden Durstes nach Blut, dieser ewig

zum schrecklichen Morde gespannten Muskeln die ganze Natur des Beobachters empören, und ihn mit dem griechischen Epigrammatisten ausrufen lassen: „Weg mit dir auch im Gemälde!“

Mit dem Dichter ist der Fall anders. Das ganze Reich der Vollkommenheit steht seiner Nachahmung offen. Die sichtbare Hülle, unter welcher Schönheit zur Vollkommenheit wird, ist ihm eins der geringsten Mittel, uns für seine Personen zu interessiren. Er bewirkt unsre Theilnahme durch weit edlere Eigenschaften; hat es überhaupt mit dem Sinne unsers Gesichts weniger zu thun, als der bildende Künstler. Auch nöthigt ihn nichts, sein Gemälde in einem einzigen Augenblicke zu konzentriren.

Der Laokoon des Virgils kann daher schreien, ohne unsre Einbildung zu beleidigen. Gesetzt auch, sein Schreien sey einem Manne, an und für sich, unanständig; es geht in dem Dichter vorüber; es ist der rasche Ausbruch des körperlichen Schmerzes. Wir vergessen das Unanständige, und beziehen sein Schreien nicht auf seinen Karakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden.

Nicht ganz gleich mit Virgil steht der dramatische Dichter. Einen andern Eindruck macht die Erzählung von Jemandes Geschrei, einen andern das Geschrei selbst. Dort glauben wir nur schreien zu sehen und zu hören, hier hören und sehen wir wirklich. Dieses wirkliche Sehen und Hören wird aber unsre Augen und Ohren gleich beleidigen. Ein schreiender Laokoon auf der Bühne steht also mit der Kunst des Drama nicht minder im Widerspruch, wie mit der Kunst des Bildhauers und Malers. Nur Sophokles durft' es wagen, seinen Philoktet schreiend, und körperlichen Schmerz zur Erregung unsers Mitleids, auf das Theater zu bringen. Aber er motivirte diesen Schmerz auf mannichfaltige Weise und nüanzirte ihn so, daß das Seelenleiden des Unglücklichen seinem körperlichen Schmerze fast immer zur Seite steht.

Der Künstler arbeitet für den Sinn des Gesichtes; der Dichter hingegen kann keinen Gegenstand brauchen, der nur gesehen wird. Der erste bedarf, um Götter oder abstrakte Wesen zu versinnlichen, der Attribute, durch die sie bezeichnet werden. Er muß die Urania mit einem Stabe

auf eine Himmelskugel weisen lassen, um sie uns kenntlich zu machen. Ihr Stab, ihre Himmelskugel, ihre Stellung sind seine Buchstaben, aus denen er uns ihre Namen zusammensetzt; der Dichter darf sie nur nennen, und wir erkennen aus ihrem Namen ihr Amt und ihre Verrichtungen. So auch mit den personifizirten Abstraktis. Der Künstler muß ihnen Sinnbilder zugeben, wenn wir wissen sollen, was sie vorstellen. Der Dichter karakterisirt sie zur Gnüge, wenn er uns sagt, wie sie heißen, was sie thun. Was also jenem die Noth aufdringt, kann dieser sehr wohl entbehren. Das Bedürfniß der Malerei darf bei ihm nie zum Reichthum werden. Denn was bei dem ersten eine bloße Figur zu einem höhern Wesen erhebt, macht bei dem andern dieß höhere Wesen zu einer Puppe.

Nur die Attribute können dem Dichter verstattet werden, die eigentlich nichts Allegorisches haben, sondern als Werkzeuge der bezeichneten Wesen anzusehen sind, deren sie sich, wenn sie wirkliche Personen wären, bedienen würden und könnten. Dahin gehören die Leier und Flöte in der Hand einer Muse, die Lanze in der Hand des Mars, Ham-

mer und Zange in der Hand des Vulkans. Diese sind keine Sinnbilder mehr, es sind nothwendige Instrumente der Personen, die sie tragen, um die Wirkungen hervorzubringen, die wir ihnen zuschreiben. Sie bedeuten die Sache selbst, da jene nur etwas ähnliches anzeigen.

Der Künstler malt, der Dichter malt, jener thut es mit Farben, dieser mit Worten. Ihre Malerei hat also eine ganz andere verschiedene Natur. Deswegen kann der Maler dem Dichter nur sehr selten, und der Dichter dem Maler seine Gegenstände fast gar nicht nachmalen. Das Gebiet des Malers ist der Raum, das Gebiet des Dichters die Zeitfolge. Bei jenem steht die Handlung still, und ihre verschiedenen Theile entwickeln sich neben einander im Raume; bei diesem schreitet sie fort, und ihre verschiedenen Theile entfalten sich auf einander in der Folge der Zeit. In der Kunst des ersten können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die oder deren Theile neben einander existiren, ausdrücken; in der Kunst des letzten aber auf einander folgende Zeichen nur Gegenstände, die oder deren Theile auf einander folgen, veranschau-

lichen. Jene heißen Körper, diese Handlungen. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei, Handlungen hingegen der eigentliche Vorwurf der Poesie.

Da indeß alle Körper nicht allein im Raume, sondern auch in der Zeit existiren, da sie fortdauern, in jedem Augenblick ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen können; da ferner jede augenblickliche Erscheinung und Verbindung die Wirkung einer vorhergehenden Ursach ist, und die Ursach einer folgenden, sonach gleichsam das Zentrum einer Handlung seyn kann; so wird die Malerei auch Handlungen, aber nur andeutungsweise, durch Körper, nachahmen können.

Eben so können auf der andern Seite Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sie müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise, durch Handlungen.

Die Malerei muß, da sie nur einen einzigen Augenblick der Handlung nützen kann, den prägnan-

testen wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird; die Poesie aber muß, da sie nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen kann, diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite weckt, von welcher sie ihn braucht. Einheit in malerischen Beiwörtern und Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände, sind also eine Hauptregel für die Poesie.

Denn ein poetisches Gemälde ist nicht, was sich geradezu in ein materielles verwandeln läßt; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dessen deutlicher bewußt werden als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde; es bringt uns dem Grade der Illusion näher, dessen das Materielle vorzüglich fähig ist.

Der Poet will nicht blos verständlich werden, nicht blos deutliche und klare Vorstellungen erregen, er will sie auch in uns so lebhaft machen, als möglich; wir sollen in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täu-

schung, der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte uns bewußt zu seyn, aufhören.

Zwei nothwendig entfernte Zeitpunkte, wie etwa Zank und Versöhnung, in ein und dasselbe Gemälde bringen, ist ein Eingriff in das Gebiet des Dichters und gegen den guten Geschmack; so wie mehrere Theile, die ich in der Natur, wenn sie ein Ganzes hervorbringen sollen, nothwendig auf einmal übersehen muß, dem Leser, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen zu machen, nach und nach zuzählen, ein Eingriff in das Gebiet der Malerei, und eine unnütze Verschwendung der Imagination ist.

Wenn der Dichter ja einen körperlichen Gegenstand mit allen seinen neben einander bestehenden Theilen beschreiben will, so muß er es thun, wie Homer. Sein Schild des Achilles wird vor unsern Augen, es ist kein gewordenes, dessen einzele Theile er uns her erzählt. Das Koexistirende seines Vorwurfes ist in ein Konsekutives verwandelt; und so aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung geworden. Wir sehen den göttlichen Meister das Schild verfertigen. Ham-

mer und Zange in der Hand, steht er vor dem Amboße, und unter seinen Schlägen sehen wir des Schildes Zierrathen entstehen, nicht entstanden. Er geht nicht eher von dannen, bis er vollendet hat; und unser Erstaunen darüber ist das gläubige Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sahe.

Was von körperlichen Gegenständen überhaupt gilt, gilt von körperlichen schönen Gegenständen noch mehr. Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannichfaltiger Theile, die auf einmal übersehn werden können. Diese Theile müssen neben einander liegen; Dinge aber, deren Theile neben einander liegen, sind, wie erwiesen worden, der eigentliche Gegenstand der Malerei, folglich kann sie nur allein körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter hingegen, da er die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen kann, enthält sich der Schilderung der körperlichen Schönheit, als Schönheit, ganz. Diese nach einander geordneten Elemente können unmöglich die Wirkung haben, die sie neben einander geordnet hervorbringen. Der konzentrirteste Blick, den wir nach

ihrer Aufzählung auf sie zurücksenden, gewährt dennoch kein übereinstimmendes Bild. Es geht über die Gränzen der menschlichen Einbildung, sich vorzustellen, was dieser Mund, diese Nase, diese Augen zusammen für einen Effekt haben, wenn wir uns nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Komposizion solcher Theile erinnern. Nur durch die Wirkung, die sie hervorbringt, kann uns der Dichter körperliche Schönheit versinnlichen; nur dadurch, daß er Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung und darum dem Dichter fruchtbarer, als dem Maler. Bei diesem wird der Reiz Grimasse, er kann die Bewegung nur errathen lassen; denn in der That sind seine Figuren ohne Bewegung. In der Poesie bleibt Reiz, was er ist, ein transitorisches Schöne, das wir wiederhohlt zu sehen wünschen.

Schilderung körperlicher Schönheit gehört also erb- und eigenthümlich nur dem Maler. Aber ist ihm auch, und in wie fern, die Schilderung körperlicher Häßlichkeit vergönnt? Nein. Sie widerspricht dem Zwecke der Malerei, angenehme Empfindungen zu erregen. Sie belei-

digt unser Gesicht, widersteht unserm Geschmacke an Ordnung und Uebereinstimmung, und erwecket Abscheu, ohne Rücksicht auf die wirkliche Existenz des Gegenstandes, an dem wir sie wahrnehmen. Selbst das Vergnügen, das etwa die treue Nachahmung gewähren könnte, wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunst angewendet worden; eine Ueberlegung, mit der die Geringschätzung des Künstlers beinahe unausbleiblich verbunden ist.

Anders ist es mit dem Dichter. Da die Wirkung der Häßlichkeit durch die auf einander folgende Erzählung ihrer Elemente merklich gemildert wird, so beschäftigt sie die Phantasie weniger; ihre Eindrücke sind nur momentan, da sie in der Malerei permanent werden; und eben dadurch wird sie dem Dichter brauchbar. Er nützt sie als ein Ingredienz, gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit denen er uns, in Ermangelung rein angenehmer Empfindungen unterhalten muß. Diese vermischten Empfindungen sind das Lächerliche und Schreckliche.

Dieses Lächerliche und Schreckliche nun kann das Resultat der Malerei nie auf lange werden.

Die unschädliche Häßlichkeit kann zwar, besonders, wenn eine Affektazion nach Reiz und Ansehn damit verbunden ist, auch im Gemälde zum lachen reizen, und die schädliche Häßlichkeit, wie in der Natur, auch hier Schrecken erregen; aber, wie in der Poesie die Häßlichkeit der Form durch die Veränderung der neben einander sich entwikkelnden Theile in auf einander folgende, ihre widrige Wirkung fast ganz verliert, und von dieser Seite gleichsam Häßlichkeit zu seyn aufhört; so wirkt sie in der Malerei durch ihre bei einander habenden Kräfte nicht viel schwächer. Die unschädliche kann nicht lange häßlich bleiben, da die unangenehme Empfindung die Oberhand gewinnt, und das, was in den ersten Augenblicken poßierlich war, in der Folge abscheulich wird. In der schädlichen Häßlichkeit verliert das Schreckliche sich gleichfalls nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unverändert zurück.

Diese unveränderliche Unförmlichkeit aber giebt ein Gefühl von Unluft, das sehr nahe an Ekel gränzt, und nichts streitet mehr gegen den Zweck der Malerei. Die Nachahmung des Ekelhaften liegt vollends ganz außer ihrem Gebiete.

Eher ist sie der Poesie erlaubt, da der wörtliche Ausdruck das Ekelhafte sehr mildert; da es durch den Kontrast, in den es mit Würde und Anstand gesetzt wird, das Lächerliche vermehren kann. Noch mehr, das Ekelhafte kann sogar ein Mittel zur Erhöhung des Schrecklichen werden. Das Gräßliche ist nichts, als ein ekelhaftes Schreckliches; und dieses selbst in der Natur, wenn unser Mitleid dabei interessirt wird, gar keine unangenehme Empfindung. Ja es giebt eine Art des Schrecklichen, zu dem der Dichter nur allein durch das Ekelhafte kommen kann: das Schreckliche des Hungers.

Ekel und Häßlichkeit in Formen, sind also ganz von der Malerei und Poesie auszuschließen. Nur als Ingredienz zu den vermischten Empfindungen können sie, und nur in der Poesie, so gebraucht werden.

So weit Laokoon nach seinem Hauptinhalte.

Die mit diesem Hauptinhalte verbundnen Diskussionen über den Sophokleischen Philoktet, den Laokoon des Künstlers und Virgils, die Frage, ob Virgil den Künstler, oder der Künst-

ler den Dichter nachgeahmt habe? über Spence, Addison, Caylus und Pope; über den homerischen Theosit, den Borghesischen Fechter, und Winkelmanns Geschichte der Kunst, sind größtentheils nur Abschweifungen, die mit dem Hauptgegenstande nicht geradezu in Verbindung stehen.

Ein solches Werk konnte nur wenig gültige Richter finden, gleichwohl wurden gerade die unberufensten am lautesten darüber. Niemand unter ihnen aber schrie dreister, übermüthiger und lauter, als Kloz und seine Partheigänger. Je bescheidner, je einverstandner mit Lessings Geiste, je reicher an Sachkenntnissen, Herder, Heyne und der Rezensent in der allgemeinen deutschen Bibliothek darüber urtheilten; je feiner ihre Lobsprüche, je durchdachter ihr Tadel, je gründlicher ihre Zweifel waren; je tiefer sie aus den Quellen geschöpft hatten, je scharfsinniger sie kommentirten, je belehrender, selbst für Lessing, ihre entgegengesetzten Meinungen waren; desto frecher, desto unreifer, desto unwissender entschied dieser Kloz und sein Anhang; desto plumper lobten, desto gedankenloser, oberflächlicher, schiefer tadelten sie.

Aber nie sind Selbstsucht, Unwissenheit und Bauernstolz schärfer gezüchtigt worden, als diese Klozzische in den antiquarischen Briefen. Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige: (der wahre Grobe, wie Lessing sagt) von allen Seiten wird er hier entlarvt; ganz entkleidet des erschlichenen Ruhmes, des vermittelten Lobes, steht der Götze des Tages da, lächerlich, wie der Held einer komischen Epopee; beraubt des Nimbus von geborgter und gestohlner Gelehrsamkeit, erscheint er in seiner ganzen Jämmerlichkeit vor unsern Augen, verächtlicher, als die Krähe der Fabel.

Die Nichtigkeit seiner sogenannten neuen Entdeckungen, der ganz entgegengesetzte Sinn der zur Bekräftigung seiner Machtsprüche angeführten Schriftsteller; die Unstatthaftigkeit seiner antiquarischen Kenntnisse und die Unlauterkeit der von ihm gebrauchten Quellen; die Fälschlichkeit seiner größtentheils nur nachgeschriebnen Citate und die Schwankheit seiner Geschichtsdata: alle Sottisen seines schiefen Raisonnements, seiner vorschnellen Absprechung über Künstler und Schriftsteller, seiner geistlosen Nachbeterei, werden, eine nach der

andern, vor ihm aufgereiht, und mit einer Unwiderlegbarkeit, mit einer Klarheit, mit einem Reichthume von Belesenheit und Studium, mit einer Ergießung von Juvenalischer Bitterkeit und Aristophanischem Hohne, daß er, ein warnendes Beispiel für alle Viel- und Nichtsschreiber seiner Art, dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben, da steht.

Wahrlich so kläglich ist selten in irgend einem gelehrten Streite ein Gegner bestanden, so übermannt, zu Boden geworfen, und jeder Kraft, wieder empor zu kommen beraubt, kaum ein berühmter Name zernichtet worden, als dieser; in einem grellern, schneidendern, verächtlichern Tone nicht leicht mit einem Schriftsteller gesprochen worden, als mit diesem. Aber Niemanden, der sich der Klozzischen Anmaßungen, seiner Zudringlichkeiten, seiner Streit- und Belehrungssucht, welche die antiquarischen Briefe veranlaßten, noch erinnert, wird ihr Karakter zu grell und schneidend, ihr Ton zu positiv und abschreckend scheinen. Beide wurden ihrem Verfasser abgedrungen. Er gesteht es selbst, daß es ihm Mühe gekostet, diesen Ton zu treffen, daß er ihm nie geläufig werden, und daß

er immer einen Kloz, der ihn angäbe, nöthig haben würde. Ja selbst gegen ihn, nachdem er ihn einmal als das gewürdigt, was er ihm schien, war sein Ton, in den spätern Streitschriften mit ihm, weit schonender und kühler. Zwar zeichnet er ihn noch immer nach dem Leben, zwar beweist er ihm die Seichtheit seiner Kunst- und Geschmacksurtheile, seine gänzliche Entfremdung von allem Gefühle des Schönen und Wahren noch immer so entschieden und in die Augen springend, wie ehemals; aber kalt, hat es mehr mit der bestrittnen Sache, als dem Streiter zu thun.

So in der schönen Schrift: wie die Alten den Tod gebildet! Ein paar Worte, zur Einleitung, an den unberufnen Zurechtweiser, nachdrücklich und bestimmt, aber ohne Galle; dann hebt er seine Untersuchung an. Die alten Artisten haben den Tod, die Gottheit des Todes, unter einem ganz andern Bilde, als unter dem Bilde des Skelets vorgestellt; die alten Artisten haben ferner, wenn sie ein Skelet vorstellten, unter diesem Skelett ganz was anders gemeint, als den Tod, als die Gottheit des Todes: siehe da sein Thema, das er nach folgenden Grundsätzen entwickelt.

Die alten Artisten stellten den Tod, nach der homerischen Idee, als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und beide, den Tod und den Schlaf, mit der Aehnlichkeit unter sich, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. So ruhen beide auf einer Kiste von Zedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis als Knaben in den Armen der Nacht; der eine weiß, der andre schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beide mit über einander geschlagnen Füßen.

Da nun die Alten die sinnliche Vorstellung, die ein idealisches Wesen einmal erhalten hatte, mit wenigen Ausnahmen, getreulich beibehielten — weil, ohne diese allgemeine Einförmigkeit, keine allgemeine Erkenntlichkeit möglich ist — so werden sie auch diese von den griechischen Artisten einmal angenommene Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe, allem Vermuthen nach, immer beobachtet haben. Welche Aehnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt sich im geringsten denken, wenn der Tod, als ein bloßes Gerippe, ihm zur Seite stand?

Der Schlaf wurde von den alten Artisten gewöhnlich, als ein junger, auf einer umgekehrten Fackel sich stützender Genius vorgestellt. So findet

man ihn auf verschiedenen Grabmälern; auf mehrern derselben kömmt diese Figur sogar doppelt vor. Was kann aber in dieser vollkommen ähnlichen Verdopplung, wenn das eine Bild der Schlaf ist, das andere wohl schicklicher seyn, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

Auf einem von Bellori in seinen Admirandis bekannt gemachten marmornen Sarge zeigt sich unter andern ein geflügelter Genius, der in einer tiefsinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geschlagen, neben einem Leichname steht, mit seiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruht, die auf die Brust des Leichnams gestützt ist, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. Alles, um und an diesem geflügelten Jünglinge, spricht für das Bild des Todes.

Von dem Schlafe ist es erwiesen, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorstellten. Warum sollte man von seinem Zwillingsbruder, dem Tode, nicht ein gleiches vermuthen? Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine umgestürzte Fackel? Wenn der Schlaf, diese kurze Unterbrechung des Lebens, sich

auf eine solche Fackel stützt, mit wie viel größerm Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen ihm mit noch größerm Rechte zu. Seine Ueberraschung ist noch plötzlicher, sein Uebergang noch schneller. Der Kranz in seiner Linken ist der Todtenkranz. Bei den Griechen und Römern wurden die Leichen bekränzt, mit Kränzen von den hinterlaßnen Freunden beworfen; sogar Scheiterhaufe, Urne und Grabmal mit Kränzen geschmückt. Und wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele, und besonders der vom Leibe geschiednen Seele vorstellt?

Vor allen andern entscheidet der Stand der Figur, neben einem Leichnam und gestützt auf einen Leichnam. Keine Gottheit, kein höheres Wesen durfte, außer dem Tode, diesen Stand haben. Ein todter Körper verunreinigte, nach den Begriffen der Alten, alles, was ihm nahe war, und nicht nur die Menschen, die ihn berührten, die Götter selbst. Keinem von ihnen war der Anblick eines Todten vergönnt; sie mußten sich, um ihn zu vermeiden, schon entfernen, wenn er die letzten Athemzüge that.

Auch die über einander geschlagnen Füße spre-

chen für diese Auslegung. Sie sind die natürliche Lage, die der Mensch in einem ruhigen, gesunden Schlafe nimmt. Auch haben die alten Künstler einstimmig diese Lage jeder Person gegeben, die sie in einem solchen Schlafe vorstellen wollten. Aber nicht nur in schlafenden, selbst in wachenden Figuren sind über einander geschlagne Füße das Zeichen der Ruhe; folglich ein allgemeines Symbol für diesen Zustand. Sie verstärken hier also die Vorstellung des Todes, der die längste, ununterbrochenste Ruhe ist.

Indeß bedarf es dieser über einander geschlagenen Füße nicht immer, einen solchen Genius auf den alten Grabmälern, als die Gottheit des Todes zu karakterisiren. Ein anderes ist der schon erfolgte Tod, ein anderes der Tod, der erst erfolgen soll; jener wird die über einander geschlagnen Füße, dieser aber eine andre Stellung nöthig haben.

Eine solche die Annäherung ausdrückende Stellung hat der Tod auf einer Gemme bei'm Stephanonius oder Licetus. Ein geflügelter Genius, in der einen Hand einen Aschenkrug haltend, scheinet mit der andern eine umgekehrte, aber noch

brennende Fackel ausschleudern zu wollen; und sieht dabei mit traurigem Blicke seitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriecht. Was kann dieser Genius anders seyn, und was kann auf ihn passen, als der bevorstehende Tod, im Begriffe, die Fackel auszuschlagen, auf die, verloschen, wir ihn sonst schon gestützt finden?

Sind nun die bisher beschriebenen Figuren — wie es wenigstens höchst wahrscheinlich ist — Abbildungen des Todes, so haben ihn auch die alten Künstler nie unter dem Bilde eines Skelets vorgestellt; und wenn auf ihren Kunstdenkmälern wirklich Skelette vorhanden sind, so bedeuten sie etwas ganz anders.

Weder Dichter noch Künstler bei den Griechen und Römern dachten sich den Tod als Gerippe. So schrecklich zum Theil die Gemälde desselben bei den ersten sind, — er ist ihnen der blasse, fahle, bleiche Tod, er streifet auf schwarzen Flügeln umher, er führt ein Schwert, er fletschet hungrige Zähne, er reißet einen gierigen Rachen auf, er hat blutige Nägel, mit denen er seine bestimmten Opfer zeichnet, seine Gestalt ist so groß und ungeheuer, daß

sie ein ganzes Schlachtfeld überschattet, mit ganzen Städten davoneilt; — so ist doch nirgends eine Spur von seinem Bilde, als Gerippe. Selbst beim Euripides nicht, wo er als handelnde Person aufgeführt wird; auch hier ist er nur der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod.

Also nicht einmal aus den Dichtern konnten die alten Künstler die Vorstellung des Todes, als ein Gerippe, schöpfen, woher sonst hätten sie nun eine so unmalerische Idee nehmen können? Sie, die alles ins Schöne bildeten, hielten selbst die schrecklichen Gemälde der Dichter vom Tode ihrer Kunst für unzuträglich, denn nirgends findet man eins davon durch den Pinsel oder den Meißel nachgeahmt. Wie hätten sie ihn nun unter dem noch weit empörenderen Bilde eines Gerippes vorstellen können? Sie, die alles Ekle vermieden, hätten gerade ein Bild wählen sollen, bei dem unausbleiblich die Idee von Moder und Verwesung erregt werden mußte? Gewiß haben sie das nicht. Sie suchten lieber ein Bild aus, das durch einen anmuthigen Umweg auf das führte, was es vorstellen sollte; sie nahmen das Bild des Schlafes. Die Gerippe auf ihren Denkmälern bedeuten also nir-

gends den Tod, sie bedeuten larvae, das ist, abgeschiedne Seelen böser Menschen, die zur Strafe ihrer Verbrechen unstät und flüchtig auf der Erde herumirrten, den Frommen ein leeres, den Ruchlosen ein verderbliches Schrecken. Diese larvae oder abgeschiedene Seelen böser Menschen, dachten sich die Alten als Gerippe und die Künstler bildeten sie so. Daher der Name larva für jedes Gerippe, auch wenn es nur ein Werk der Kunst war. Eine solche larva erschien bei feierlichen Gastmälern mit auf der Tafel, um zu einem desto eilfertigern Genusse des Lebens zu ermuntern. Aber nicht als Bild des Todes, sondern als dessen, was wir nach dem Tode werden.

Diese in ihrem Inhalte und in ihrer Entwicklung gleich schöne Schrift, wie Herr Herder sie sehr bezeichnend nennt, hat in eben diesem würdigen Gelehrten einen vortreflichen Kommentator gefunden. Die bescheidnen Zweifel, die er gegen Lessings Behauptung, daß die alten Künstler den Tod allgemein unter dem Bilde eines schönen Jünglings mit der umgekehrten Fackel vorgestellt haben, hervorbringt, stoßen aber das Resultat jener sinnreichen Untersuchung nicht um, sie schränken

es nur ein, geben ihm nur eine größere Bestimmung. Seiner Meinung nach, war der Thanatos der Griechen ein fürchterliches Wesen, die Kunst setzte an seine Stelle einen Genius, der den Tod nicht vorstellen, sondern vielmehr die Vorstellung, das ist, den Gedanken an ihn, verhindern sollte; und es ist nicht zu läugnen, daß diese Idee noch feiner und zugleich noch griechischer ist, als die Lessingsche. Der Schlaf, fährt Herr Herder fort, war von den beiden Jünglingen, die man auf den Grabmälern der Alten findet, eigentlich der Hauptgenius, der seinem Bruder, dem Tode, erst Bedeutung gab. Sie waren beide Symbole der Ruhe, Bewahrer der Urne, des Todtenhauses. Sie schließen daher nicht jedes andere Bild des Todes bei den Alten aus; vielmehr führten sie den Begriff des Todes weiter, und die Kunst hatte der tröstenden Träume und Bilder viele über den künftigen Zustand. Die Larven hält er nicht mit Lessing für abgeschiedne Seelen, sondern für schrekkende Todtengestalten des entseelten Leichnams. An dieser Uebertragung der Begriffe nahm die Kunst keinen Antheil. Stellte sie Larven vor, so waren es leider wirkliche Larven, das heißt Masken;

und die Kunst ergriff diese Vorstellungsart eben darum, weil sie keine Gerippe und Todtenköpfe bilden wollte. Auf diese Art geht dieser feine Denker mit Lessing auf ein Ziel aus, und anstatt der Hauptidee seines Mitläufers zu widersprechen, bestätigt er sie vielmehr.

Derselbe Geist der strengsten Prüfung und der genauesten Erörterung seines Vorwurfs, der sich in den bisher angeführten Werken über Gegenstände der Kunst versichtbart, karakterisirt auch Lessings übrige kleinere antiquarische Schriften. Dahin gehören sein Aufsatz über die sogenannte Agrippine unter den Alterthümern zu Dresden; über die Ahnenbilder der Römer, und eine Menge unvollendet gebliebner, erst nach seinem Tode bekannt gewordner artistischer Fragmente. In allen springt der gründliche Forscher, der scharfe Denker, der völlig Sachkundige hervor.

Verwandt mit diesen Untersuchungen über den Geist und Zweck der alten Kunst sind die leider! nur Fragment gebliebene Biographie des Sophokles und die Geschichte der äsopischen Fabel. Von jener lassen die bereits vor fünf und dreißig

Jahren für den Druck vollendeten ersten sieben Bogen uns den Verlust der reichen Aernte, die sie versprachen, nur allzusehr empfinden. Gelehrsamkeit und Unterhaltung sind hier gleichsam ein paar Zwillingsschwestern, die, Arm in Arm geschlungen und unzertrennlich, den Pfad der Untersuchung wechselsweise ebnen und mit Blumen bestreuen. Zu beiden gesellt sich noch die Vorliebe des Biographen für seinen Schriftsteller, die ihn keine, auch nicht die mühsamste Nachspürung der Quellen, scheuen ließ. Auf wie wenigen Blättern ist hier alles zusammengedrängt, was den Leser an diesem großen Tragiker interessiren kann; und durch Anmerkungen erläutert und ins Licht gesetzt, die des Erzählers Scharfsinn in Auffindung und Benutzung der Quellen gleich glänzend entwickeln.

Die Geschichte der äsopischen Fabel giebt freilich nur Materialien, aber selbst diese Materialien sind eine hinlängliche Veranschaulichung des Lessing nie verlassenden Forschungsgeistes, und liefern dem, der sie nach seinem Plane zu bearbeiten Muth und Kraft hat, eine sehr reichhaltige und fruchtbare Nachweisung.

An diese Beiträge zur Geschichte der griechischen

Litteratur schließen sich noch die Fragmente über ein Gedicht des Silentiarius auf die Pythischen Bäder, die vermeinten Anekdoten des Antoninus, und die griechische Anthologie aus seiner periodischen Schrift: über die Schätze der Wolfenbüttler Bibliothek, von eben demselben ihn immer bezeichnenden Geiste beseelt.

Nicht minder hat diesem scharfsinnigen Forscher und Kritiker die Geschichte der neuen Litteratur zu danken. Auch in sie trug er, bald hier, bald da, wo nicht ein ganz neues, doch ein helleres, befriedigenderes Licht. Fast kein Gebiet des menschlichen Wissens blieb von ihm unbetreten; gebahnt oder ungebahnt, er machte sich Weg, und keine Schwierigkeiten schreckten seine Wißbegierde ab. Mit reicher Beute beladen, kehrte er dann von seinen Wanderungen zurück, stellte die aufgefundnen Schätze zur öffentlichen Untersuchung aus, und kein Wahrheitsforscher verließ ihn unbefriedigt. Immer war, was er gefunden hatte, des Findens werth, immer Gewinn für unsre Erkenntniß, oder für unser Gefühl des Wahren und Schönen.

So seine Wiederherstellung des Logau, zu

der unser deutscher Horaz *) durch kritische Auswahl und Verbesserung der Versifikazion, ihm seine helfende Hand lieh. Eine Wiederherstellung, die, da sie einen unsrer vortreflichsten ältern Dichter betraf, schon durch sich selbst ein sehr schätzbares Geschenk für die vaterländische Litteratur war, aber noch unendlich im Preise stieg, durch den Kommentar, mit dem Lessing seinen Dichter begleitete, durch die lehr- und sinnreichen Sprachbemerkungen, mit denen er diese Wiedererscheinung verherrlichte.

Hierher gehören auch seine Auffindung des Andreas Skultetus, und seine Entdeckungen über die Fabeln der Minnesänger in dem ersten und dritten Stücke der Wolfenbüttler Beiträge. Der Litterator und der Sprachforscher, beide finden darin volle Befriedigung für ihre Wißbegierde.

Diesen Geist des Erkennens und Darstellens verrathen auch seine übrigen litterarischen Geschichtsforschungen in jenen Beiträgen. Wie oft will er hier auf dem Gebiete, was er betritt, nur

*) Rammler.

ein Gast scheinen; aber ehe man sich es versieht, wandelt er, wie auf ihm gebohren und erzogen, vor uns auf und nieder.

Die Reihe ist nun an dem philosophischen Schriftsteller. Zwar in welchem seiner Werke wär' er das nicht, was hätt' er gedacht und geschrieben, ohne von dem lebendigmachenden Geiste der Philosophie umschwebt, geregt und getrieben zu seyn? Ueberall lebte, webte und war er in diesem Genius. Nur sind die Untersuchungen, deren Geist jetzt entwickelt werden soll, in einem strengeren Sinne des Wortes, aus dem Gebiete der Philosophie. Ihr metaphysischer Inhalt unterscheidet sie von seinen übrigen Wahrheitsforschungen, und verweißt sie bestimmter in die philosophische Klasse.

Ein sehr frühes Werk Lessings aus dieser Region des Denkens und Entwickelns ist die durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie veranlaßte, und im Jahre 1755 herausgegebne Schrift: Pope, ein Metaphysiker. Ich nenne sie ein Werk Lessings, obschon Moses Mendelsohn Theil an ihr hatte, weil sein Geist herrschend in ihr hervorragt, weil die Manier, mit der die Untersuchung begonnen,

fortgesetzt und geendet wird, alle die Eigenthümlichkeiten hat, die Lessing sonst karakterisiren; weil Diktion, Periodenbau, Laune und Munterkeit, selbst in den trockenen Details derselben; weil die streitende Wendung, mit der die Untersuchung beginnt, die Entwicklung, daß ein Dichter kein Metaphysiker seyn, und ein Gedicht kein System enthalten könne; folglich auch Pope weder das eine habe seyn, noch das andere habe machen können und wollen; weil gerade so geführt; die Stellung der Sätze, in denen Popens System liegen soll, die Stellung ihrer Vergleichungen mit dem Leibnitzischen Lehrgebäude; die haarscharfe Prüfung derselben mit allem Zauber der höchsten Gedrungenheit und Kürze; die Art, wie er von den sich ergebenden Resultaten Gebrauch macht; ja selbst der historisch-kritische Anhang, in dem, was dadurch erhärtet werden soll, mit fast unübertreflichem Scharfsinn aufgefunden, mit so vielem Aufwande von Belesenheit dargethan wird, mit einem Worte, das Ganze Lessings Genius verräth. Moses Mendelssohn kann großen Antheil daran haben, es kann ein beträchtlicher Theil der Ideen von ihm herrühren, aber sicher gehört eben so viel

davon Lessing, und fast bis zum Wetten, ist ihre Anordnung, ihre Einkleidung, ihre täuschende Versinnlichung des letztern Werk. Kurz, die Schrift ist das Resultat — wenn ich mich so ausdrücken darf — einer Art Geistesbriefwechsels zwischen diesen vortreflichen Denkern, einer Besprechung über jene Preisaufgabe, von Lessing verarbeitet, dar- und ans Licht gestellt.

Ein Meisterstück in Versinnlichung spekulativer Philosophie sind die Freimäurergespräche, Ernst und Falk. Wahre Sokratische Dialoge, in Rücksicht des sich nach und nach Entspinnens der zum vorgesetzten Zwecke führenden Ideen; der gleichsam in unserer Gegenwart geschehenden Auffindung der Hypothese, die das Resultat dieses philosophischen Zweisprachs wird; der stufenweisen Entwicklung derselben. Diese lichtvolle Entwicklung, die dramatische Haltung in den Karakteren der beiden Disputirenden, und der Reiz eines meisterhaften Dialogs, wirken vereint zur vollen Befriedigung unsrer Erkenntniß, unsrer wissenschaftlichen und moralischen Theilnahme.

Die Freimäuerei erscheint hier in einem Lichte, das sie noch zu etwas mehr macht, als die Lieder

und Reden ihrer Ordensglieder von ihr rühmen. Nach Falks Bekenntniß ist sie etwas nothwendiges, in dem Wesen der Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründetes, nichts entbehrliches, und nichts willkührliches; obgleich sie willkührliche Worte, Zeichen und Gebräuche hat, die aber nicht die Freimäuerei sind. Denn nicht durch sie, durch Thaten wird sie fortgepflanzt. Diese Thaten aber sind nicht ihre Werke des Gehorsams, der Wohlthätigkeit und der Vaterlandsliebe, diese sind nur ihre Thaten ad extra, ihre in die Augen fallende Thaten. Ihre wahren aber sind ihr stilles Wirken zu allem Großen und Guten, was in der Welt geschah und noch geschieht; die Thaten, welche das, was man gewöhnlich gute Thaten nennt, entbehrlich machen sollen; und zielen dahin, die Trennungen, welche die Einrichtungen der Staaten in der bürgerlichen Gesellschaft erzeugen und die Menschen einander so fremd machen, so eng als möglich wieder zusammenzuziehn; den unvermeidlichen Uebeln, die sie veranlassen, nicht entgegen zu arbeiten — denn das hieße den Staat mit vernichten — sondern ihre Zahl zu verkleinern, die Empfindung dafür von weiten in dem

Menschen zu veranlassen; ihr Aufkeimen zu begünstigen, ihre Pflanzen zu versetzen, zu bejäten, zu beblatten; und so, nach und nach, die Bewohner aller Länder, die Glieder aller Religionen, als bloße Menschen mit und in einander zu vereinigen.

Unstreitig haben die Freimäurer alle Ursach, mit diesem Resultate der Debatten über ihren Orden zufrieden zu seyn. Eines edleren, höheren Zweckes können sie sich schwerlich rühmen, und, mich dünkt, sie müssen ihn haben, wenn Freimäuerei die Respektabilität verdienen soll, in die sie sich vor den Augen der Welt zu setzen bemüht ist. Alles, was sie sonst Gutes und Nützliches thut, gehört, mit Lessing zu reden, nur zu ihren Thaten ad extra, zu ihren in die Augen fallenden Thaten, durch die auch die mißverstandne, falsche, verkrüppelte Maurerei — die gewiß eben so, wie das mißverstandne, falsche, verkrüppelte Christenthum, überall zu Hauf' ist — das Publikum blenden kann. Ihre wahren Thaten sind entweder diese stillen, ohne Blendung wirkenden, oder die sogenannten Freimäurer sind keine ächten; und nur die für diesen Zweck thätigen,

in und zu ihm wirkenden weisen und vortrefli-chen Menschen aller Zeiten und aller Völker verdienen diesen Namen, sollten sie auch nur Layen, das heißt, nicht aufgenommene Glie-der dieses Ordens gewesen seyn.

Freilich hat denn, wie Lessing seinen Falk sehr scharfsinnig erweisen läßt, Freimäurerei nicht immer Freimäurerei geheißen. Aber eh' ihr Name war, war sie. Nur nahm sie, wie die bürgerliche Gesellschaft, unter und in der sie wirkte, mannichfaltige Formen an, und mit die-sen Formen auch andere Namen. Selbst ihren ge-genwärtigen hatte sie zu Folge dieses Erweises, noch vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts nicht.

Möglich, daß sich gegen den historischen Theil dieser Gespräche von den Inziirten des Ordens manches einwenden läßt. Indeß haben die Lessingschen Behauptungen doch auch hier, so viel ein Laye darüber urtheilen kann, einen ho-hen Grad von Wahrscheinlichkeit, und werden aus dem oben festgesetzten Wesen, aus der einmal an-genommenen Natur der Freimäurerei mit so vie-lem Scharfsinne entwickelt, daß das Licht, was

dadurch, sowohl auf die Sache, als auf den Nämen fällt, fast unmöglich nur Schimmer und Wetterleuchten seyn kann; und die große Realität, die dadurch in die Freimäuerei kömmt, ist für die ganze Menschheit so ehrwürdig, daß man sich wenigstens des Wunsches, sie möchte seyn, wofür sie ausgegeben wird, nicht enthalten kann. Und warum sollte sie es nicht? Daß die Sache da ist, hat das menschliche Geschlecht aus ihren wohlthätigen Wirkungen schon so manchmal erfahren, und erfährt es noch. Warum sollte sie nicht auch unter diesem Namen, wenn schon nicht allein, seyn, wirken und segnen? Freilich thut es der Name nicht. Auch ohne ihn, werden wir, wenn wir Kraft und Muth haben, still und weise für diese Zwecke zu wirken, zu jener edlen Verbrüderung gehören, die Lessing Freimäurer nennt, und auch, ohne ihre Symbole, als ihre Brüder erkannt werden.

Lessing, dem Philosophen, folge Lessing, der Theolog! Dieser Uebergang aus dem freien, hellen Gebiete der Vernunft in das eingezäunte, nur mit dämmerndem Lichte bedeckte Gebiet des Glaubens, würde ein sehr greller, den

Augen und dem Freiathmen des Geistes gleich wehthuender Uebergang seyn, wenn es nicht Lessing wäre, dessen Wanderungen hier nachgespürt werden soll. Sein Auge entdeckte die schöne Blume, Erkenntniß, auch unter Disteln und Dornen, und seine Hand rettete die Segensfrucht, Wahrheit, auch aus dem Nachtfroste der Dogmatik. Ihm kann man getrost folgen, so rauh und steinigt, so kahl und sandig auch anfangs sein Weg scheinen mag. Durch die Wünschelruthe seines Scharfsinns entdeckt er irgend einen verborgenen Schatz, und hebt ihn durch den Zauberspruch seines Genie's; gleich einem Geisterbeschwörer dringt er selbst in die Gräber, und winkt aus ihnen Wahrheit und Erkenntniß ans Licht.

Ohne Allegorie: auch der Theolog Lessing ist er selbst. Auch auf diesem Wege sind seine Entdeckungen, Mittheilungen und Erläuterungen, was sie überall sind, Geist und Leben; auch hier beurkundet er seinen Beruf, als Entdecker, Mittheiler und Erläuterer.

Veranlassung zur Erwerbung dieses neuen Verdienstes waren die Schätze der Wolfenbütt-

ler Bibliothek, und sein Debüt: Berengarius Turonensis.

Dieser, wegen seiner von dem katholischen Lehrbegriffe abweichenden Meinung de coena domini so übel verschriene Kezzer, erschien durch Lessings Forschungs- und Aufsuchungsgeist in einem ganz neuen Lichte vor der theologischen Welt. Eine von ihm, als Manuscript in der Wolfenbüttler Bibliothek befindliche, und bisher völlig unbekannt gebliebne Schrift, zeigte seine über diesen Artikel der christlichen Dogmatik, selbst von lutherischen Gottesgelehrten, für Kezzerei ausgegebnen Gedanken von einer Seite, die ihn mit dieser theologischen Welt völlig wieder aussöhnen mußte. Wie bekannt, war Berengarius in der Kirchenversammlung zu Rom, unter Nikolaus II., gezwungen worden, sein Glaubensbekenntniß über die Gegenwart Christi im Abendmale zu widerrufen, und eine andere ihm vorgelegte Glaubensformel zu beschwören, die er aber, sobald er sich den ihm drohenden Tode und seinen Feinden entgangen sah, feierlich und öffentlich zurücknahm. Die Schrift, die diesen Widerruf enthielt, wurde darauf von Lanfrancus, einem seiner ärgsten Verfolger,

widerlegt. Diese Widerlegung nahm die katholische Kirche, ja selbst die lutherische, mit hohem Triumphe und Beifall auf; und dieser Triumph ward durch die allgemeine Meinung, daß diese Widerlegung unbeantwortet geblieben, noch sehr erhöht. Lessings aufgefundenes Manuscript aber erwieß das Gegentheil. Es war nichts anders, als Berengarius umständliche Beantwortung der Lanfrankischen Widerlegung, und zugleich eine keinen weitern Zweifel mehr übrig lassende Erklärung über seine wahre, völlig lutherische Glaubensmeinung in der Lehre vom Abendmale.

Die Lessingsche Schrift hierüber ist aber nicht nur Ankündigung jenes Manuscripts, sondern auch vollständige Erläuterung aller dazu gehörigen historischen Umstände; genaue Darstellung seiner Gegner und Verkezzerer, und eine sehr ehrenvolle Rechtfertigung des Karakters seines Helden. Welches alles sie nicht nur für den Theologen, sondern auch für den Litterator überhaupt, zu einer sehr interessanten Lektüre macht. Und sind Wahrheit und die Ehrenrettung eines verkannten und unschuldig verfolgten Mannes nicht

eine Angelegenheit für jeden denkenden Menschen? —

Wie vernünftig oder unvernünftig übrigens Berengarius Glaubensbekenntniß war, darauf kömmt es hier nicht an. Die Wahrheit, die hier gewonnen werden sollte, war seine wahre Meinung, sein wahrer Karakter, die wahren Umstände, unter denen er bekannte und widerrief, abschwur und zurücknahm, was er beschworen hatte. Diese Wahrheit gab Lessing mit Lessingscher Klarheit, Bestimmtheit und Gewißheit. Und was für vortrefliche Wahrheiten über Kezzermacherei und Verdammungssucht, über die Rechte der Vernunft und die Macht fest gewordner Ueberzeugungen gewannen wir nicht noch nebenher!

Dem Berengarius folgten Leibniz von den ewigen Strafen, und dessen Antwort auf die Einwürfe des Wissowazius gegen die Dreieinigkeit; beides Mittheilungen aus den Schäzzen der Wolfenbüttler Bibliothek. Die erste veranlaßte Herrn Eberhards Apologie des Sokrates; die andre schloß sich dieser natürlich an, da sie gleichfalls eine Leibnizzische Meinung über ein christliches Dogma enthielt. Jene beglei-

tete Lessing mit einigen historisch-kritischen Berichtigungen, mit einer Vertheidigung des Leibniz gegen verschiedne Aeußerungen des Herrn Eberhards, mit seinen eignen Ideen von der Natur der ewigen Strafen, und mit einer Erklärung des Sokrates über diesen Gegenstand. Diese nützte er nur, über Leibnizzens religiöse Denkungsart seine Meinung zu sagen.

Die historischen Berichtigungen in dem ersten Aufsatze betrafen die Geschichte desselben, seine Veranlassungen und Mosheims Bemerkungen darüber; die ihm folgende Vertheidigung des Leibniz erstreckte sich hauptsächlich auf die Beschuldigung: dieser Philosoph habe sein System allen herrschenden Partheien anzupassen gesucht; Lessing zeigt gerade das Gegentheil, indem er erweißt, daß Leibniz, bei Untersuchung der Wahrheit, nie auf angenommene Meinungen Rücksicht genommen, aber überzeugt, daß jede angenommene Meinung, in einem gewissen Verstande wahr sey, sich bemüht habe, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Sehr sinnreich wendet er diesen Erweis dann auf die Leibnizzische Meinung von den ewigen Stra-

fen an; entwickelt die Grundsätze, von denen er ausging, die ihn bewogen, sich für die Ewigkeit der Strafen zu erklären, die Harmonie, in der diese seine Meinung selbst mit seinem Systeme von der besten Welt steht, und rettet so seinen Helden, wie er sich vornahm, gegen den Vorwurf der Allgefallsucht und der philosophischen Eitelkeit.

Mit ungemeinem Scharfsinne sucht er nun auch selbst, die wahre Seite sichtbar zu machen, die das bestrittne Dogma in einem gewissen Sinne haben kann und hat. Er zeigt, daß der ganze Streit nur die Ewigkeit der Hölle, nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen betreffen könne, daß der Begriff von jener nur durch die in der Schrift von körperlichen Schmerzen hergenommenen und falsch verstandnen Bilder in die Theologie gekommen; daß durch dieses Mißverständniß aus Strafen Qualen, aus Qualen ein Zustand von Qualen, und aus diesem eine, alles andere ausschließende, unsres ganzen Wesens sich bemächtigende Empfindung geworden, kurz, jene intensive Unendlichkeit entstanden, die eben so sehr mit der Natur unsrer Seele, als der Güte und Gerechtigkeit Gottes streitet. Er zeigt ferner, daß nicht

die Unendlichkeit der Strafen an und für sich, sondern nur die intensive Unendlichkeit und die mit ihr unausbleiblich verbundene Stetigkeit derselben, die Besserung des Bestraften unmöglich mache, indem diese Stetigkeit auch nicht einmal den ersten Entschluß zur Besserung herbeiführen könne; daß aber auch die erfolgende Besserung die Unendlichkeit der Strafen darum nicht aufhöbe, weil diese nach und nach sich ereignende Rückkehr zur moralischen Vollkommenheit, dieses sich auch mit jedem Augenblicke jenem großen Ziele mehr Nähern, in Vergleichung mit dem, der einer solchen Rückkehr eines solchen Wiederemporstrebens zu seiner verscherzten frühern Seligkeit nicht bedarf, und also um eben so viel Schritte einer höhern und höhern Vollkommenheit zugeeilt ist, immer noch eine Strafe bleibt.

Tief gedacht und wahr sind die hierauf folgenden Erinnerungen gegen die theologische Kluft zwischen Himmel und Hölle, diesseits welcher schlechterdings nur solche, und jenseits welcher nur lauter andere Empfindungen Statt haben. Eine Kluft, welche die ganze Natur der Seele umstößt, die keiner solchen lauteren, bis in

ihr kleinstes Moment, nichts als angenehmen, oder nichts als unangenehmen Empfindung, viel weniger eines Zustandes fähig ist, in welchem sie nichts, als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art hätte; eine Kluft ferner, welche die Gerechtigkeit Gottes mit der menschlichen Gerechtigkeit einer Unvollkommenheit beschuldigt; und sie bei einer Kollision von Strafen und Belohnungen, nur durch die wenigere Bestrafung belohnen und durch die wenigere Belohnung bestrafen läßt. Eine wahre Gotteslästerung! Denn, da der beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimmste nicht ohne Gutes ist, so müssen jenen die Folgen des Bösen auch in den Himmel, und diesen die Folgen des Guten noch in die Hölle begleiten. Die Folgen des Bösen müssen von den mehrern Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehrern Folgen des Bösen nicht nur abgezogen werden, sondern sich auch in ihrer ganzen positiven Natur, für sich selbst, äußern.

So Lessing. Die aus dem Gorgias des Plato angeführte Erklärung des Sokrates spricht geradezu, und ohne alle Zweideutigkeit, von

Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, daß sie sich bessern, und von Verdammten, die sich durchaus nicht bessern können, sondern blos andern, zum Beispiel, in alle Ewigkeit gemartert und gepeinigt werden; und Lessing wünscht deswegen, Herr Eberhard möchte sich nicht in einer Apologie des Sokrates gegen die ewigen Strafen des Lasterhaften erklärt haben.

Hier endet diese Untersuchung, deren erste Erscheinung, sowohl auf die theologische, als auf die untheologische Welt, einen höchst sonderbaren Eindruck machte. Die Orthodoxen und die Heterodoxen, die Vernunftchristen und die Nichtchristen fanden gleiches Aergerniß in ihr. Nur wenige erriethen Lessings Absicht, und noch wenigere ahneten, was für Untersuchungen er durch sie vorbereiten wollte. Man schien seine ihm so eigne Art, zu einem vorgesetzten Ziele zu kommen, ganz vergessen zu haben, oder vielmehr, man sah sein Ziel nicht, weil man den Punkt, von dem er ausging, übersah. Umsonst zeigte er durch die Entwicklung der Leibnizzischen Manier, über die Lehrsätze der christlichen Theologie zu philosophieren, was bei Untersuchungen dieser Art zuerst zu thun sey?

umsonst bewieß er durch seine eigne Verhandlung der Streitfrage, daß der Scharfsinn auch in das krudeste Dogma einen *Sinn* hinein zu raisonniren vermöchte, der, ohne *selbst* eine strenge Wahrheit zu enthalten, doch sehr wohl Gelegenheit zur Auffindung einer Wahrheit werden könne, die, wenn sie schon jenes Dogma nicht fruchtbarer machte, doch etwas Fruchtbareres an seine Stelle setzte. Nur wenigen schien es einleuchten zu wollen, daß Lessing sich hier nur gegen jede Zerstörung, ohne Ersatz erklärte, daß er sich nur für keinen Freund der hülfreichen Hände ausgab, die an den schadhaften Theilen eines morschen Gebäudes rüttelten, ohne die haltbaren zu retten, die nur flikken, ohne zu bessern, ohne der Wahrheit auch nur einen Fuß breit mehr Land zu gewinnen. Kurz, indem er der von ihm vertheidigten orthodoxen Lehre einen feinern, philosophischern Sinn unterschob, als sie ihn bei den Orthodoxen wirklich hat, erwieß er zugleich die Unstatthaftigkeit des ganzen Dogma, im Sinne der Orthodoxen; und gab mit diesem Erweise einen Fingerzeig von der Unstatthaftigkeit der ganzen orthodoxen Dogmatik,

der überall erst dieser feinere philosophischere Sinn untergelegt werden müsse, um sie dem Menschenverstande annehmbar zu machen. Ein Fingerzeig, der deutlich genug anwieß, auf welchem Wege die Wahrheit eigentlich zu retten und der reine Religionssinn wieder herzustellen sey?

Noch klarer enthüllt er diese Absicht in seinen Bemerkungen über die Leibnizzische Schrift: von der Dreieinigkeit. Nicht das Dogma, sondern des Philosophen religiöse Denkungsart wird darin gerettet. Nur die Gründe, warum Leibniz lieber die orthodoxe Meinung von der Dreieinigkeit angenommen, als den Sozinianismus des Wassowazius, werden hier entwickelt. Nach jener ist diese Lehre Geheimniß einer übernatürlich geoffenbarten Religion, und, als dieses, schien sie dem Philosophen — da ein Geheimniß, seiner Natur nach, nicht verstanden werden kann und nicht verstanden werden soll — ungleich übereinstimmender mit der Vernunft, als die Sozinianische, die das Geheimnißvolle dieser Lehre aufheben und doch die übernatürliche Offenbarung derselben nicht fahren lassen wolle; die das, was sie zu erklären vorgebe, nur noch unerklär-

barer mache, indem sie eben der Person, die sie ihrer Göttlichkeit entkleide und in ein bloßes Geschöpf verwandle, zugleich nicht viel weniger als eine göttliche Anbetung zugestehe, und dadurch, daß sie ihr die nächste Stelle neben Gott einräume, nichts anders, als Abgötterei, das ist, die Verehrung eines kleinern, untergeordneten Gottes, neben einem größeren, höheren, predige. Gegen diesen abergläubischen Unsinn, ein bloßes Geschöpf so vollkommen zu denken, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden, vielweniger auch nur die kleinste Art der Anbetung, mit ihm zu theilen verdienen könne; daß Gott durch ein Geschöpf — das, wär' es auch das allervollkommenste, doch nur immer ein Theil, und, im Verhältniß gegen Gott, kein beträchtlicherer Theil der Welt seyn könne, als die elendeste Made — die Welt hab' erschaffen lassen, gegen diesen Unsinn, zeigt Lessing, empörte sich Leibnizzens Philosophie. Es war ihm unmöglich, einer Meinung beizupflichten, die mit der Seele dieser Philosophie so sehr im Widerspruche stand, und den Grund aller natürlichen, und jeder geoffenbarten Religion so gewaltsam vernichtete. Daher denn auch seine grö-

sere Zufriedenheit mit der Parthei der Sozinianer, die den, welchen sie nicht als Gott erkennen, auch nicht als Gott anbeten, noch sonst auf eine Weise mit Gott, oder neben Gott, oder in Beziehung auf Gott, verehren mögen.

So erklärte und vertheidigte Lessings Scharfsinn Leibnizzens religiöse Denkungsart, und führte dadurch, jedoch ohne sein Verschulden, die Neuerer in der christlichen Theologie, wie die Altgläubigen, gleich irre. Jene begannen ihn für einen Abtrünnigen von der Oberherrschaft der Vernunft bei der Untersuchung des Christenthums, diese für ein auserwähltes Rüstzeug ihrer Kirche zu halten. Aber die dieser Erklärung und Vertheidigung bald folgende Bekanntmachung der Wolfenbüttler Fragmente bewieß, daß jene zu früh gefürchtet, und diese zu früh triumphirt hatten.

Mit ihr entwickelte es sich deutlich, zu was für Untersuchungen der christlichen Religion er mit jenen Rettungen des Leibniz die theologische Welt hatte vorbereiten wollen. Mit ihr erwieß es sich, was er von dem bloßen Ausflicken und Ausbessern, von dem bloßen Ueberglätten und Ueberfirnissen des

alten Systems hielt; enthüllt' es sich, daß ihm diese bloße Verkleidung jenes morschen Lattwerks, dieses einzele Niederreißen eines gesunknen Mauerstücks, dieses einzle Einschlagen eines zerbrechlichen Dachfensterchens, so viel als gar nichts gethan scheine. Nun erklärte es sich, warum er es mit dem größern Theile der neuen Glaubensverbesserer weniger halte, als mit den Verfechtern des alten Machkrams. Diese behaupteten von ihrem morschen, wankenden Gebäude, doch laut und mit Eifer, es sey nicht baufällig, und wandten alle Kräfte auf, seine Unwandelbarkeit zu erweisen; diese aber erklärten es für das, was es ist, und setzten doch alle Augenblicke eine neue Stütze an, es in seiner Baufälligkeit zu erhalten. Ihre ganze Baureformation lief darauf hinaus: hier und da eine Oefnung in das trümmernde Dach zu schlagen, um einen einzelnen Theil zu erhellen, indeß es in den übrigen, nach wie vor, finster blieb, oder höchstens eine Art Zwielicht entstand, das, weil es nicht völliges Dunkel war, für wirkliche Helle ausgegeben, auch wohl dafür gehalten wurde. Die ganze Zusammensetzung des Gebäudes mit dem Plane seines ersten Erbauers zu vergleichen, und

zu untersuchen, was darin seinem Sinne gemäß, oder seines Sinnes Verkrüppelung sey? Das fiel ihnen nicht ein — Daher denn über diese christlichen Reformatoren und ihr sogenanntes vernünftiges Christenthum sein eben so bittrer als treffender Spott: „daß man eigentlich nicht wisse, wo ihnen und ihm die Vernunft oder das Christenthum sitze? Eben so klar erschien das sich hieraus ergebende Resultat: ehe man die christliche Dogmatik bekämpfe, müsse man erst das, worauf sie sich gründe? bestreiten; dann werde das Gebäude schon von selbst zusammenstürzen, wo seine Theile nicht haltbar wären; was aber dabei zusammenstürze, sey sicher der Erhaltung nicht werth, nur das vorgebliche Christenthum komme dabei in Gefahr, das wahre könne nicht fallen, eben weil es wahr sey.

Darum theilte er auch die Fragmente seines Ungenannten ohne Scheu mit. Was durch sie und mit ihnen in die Klemme kam, waren nur die theologischen Hypothesen, Erklärungen und Beweise; die Religion selbst stand; was der Bibel galt, galt nicht auch ihr. Eher als die Bibel war die Religion, und eher als die Schriften der

Evangelisten und Apostel das Christenthum. Dieses muß durch seine innere Wahrheit, nicht durch die Wahrheit jener schriftlichen Ueberlieferungen erwiesen werden. Hat sie diese innere Wahrheit nicht, so können auch alle schriftlichen Ueberlieferungen sie ihr nicht geben.

Diese innere Wahrheit nun, die eigentlich dem Christenthum seinen Sieg über die heidnische und jüdische Religion verschaffte, wollte Lessing erwiesen, und durch diesen Erweis in ihrer ersten Reinheit hergestellt haben. Diese innere Wahrheit aber bedarf, seiner Meinung nach, aller der Stützen von übernatürlicher Offenbarung, von erfüllten Weissagungen, von Zeichen und Wundern, von Sichgefangengebung der Vernunft, nicht. Stützen, die sie gerade nicht stützen, vielmehr versperren sie den Zugang zu ihrem Lichte; machen bloße Nothbehelfe zu Realitäten, verkaufen den Buchstaben für den Geist, geben uns Dämmerung der Erkenntniß für Tag der Erkenntniß, hindern die weitere Fortrückung des Menschengeschlechtes, und verzögern so das männliche Alter desselben.

Zwar bot er allen Scharfsinn auf, das mög-

liche, was sich, *im* Namen der Aufrechterhalter dieser Stützen, gegen die Einwürfe des Ungenannten sagen läßt, herauszugrübeln; zwar bewieß er aus dem Begriffe einer übernatürlichen Offenbarung selbst, daß sie unbegreifliche Dinge enthalten müsse; daß also eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft nicht auf dieser oder jener Schriftstelle, sondern auf dem Wesen einer übernatürlichen Offenbarung selbst beruhe, daß daher eine solche Sichgefangengebung der Vernunft nichts als ein Bekenntniß ihrer Gränzen sey, sobald sie einmal von der Wirklichkeit einer solchen Offenbarung versichert ist. Aber zugleich bewieß er auch, daß die Wirklichkeit einer solchen Offenbarung keines scharfen und strengen Beweises fähig sey; daß die Nothwendigkeit derselben für die Seligkeit der Menschen, weder die Lehre Christi, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche gewesen; daß die Lehren von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen, von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines deutlichen und klaren Glaubens zur Seligkeit, und von der Theopnevstie: nicht das wahre, eigentliche Christenthum, sondern nur das Christenthum gewisser

symbolischer Bücher ausmache; daß zwischen den Sätzen, ohne welche das Christenthum nicht bestehen könne, die sein Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehrt, und zwischen denen, welche man blos zu einer bessern Verbindung jener eingeschaltet, und aus ihnen folgern zu müssen vermeinet, ein eben so großer als gewisser Unterschied sey.

Das Resultat der Lessingschen Ueberzeugung ergab sich hieraus von selbst. Aber es ward noch klarer, wenn er hinzusetzte, daß es zur Erkenntniß jener wesentlichen durch Christum wirklich gelehrten Wahrheiten von der Einheit Gottes, der Unsterblichkeit der Seele und der Vergeltung nach diesem Leben, keiner göttlichen Offenbarung, im strengen Sinne, bedurft habe; denn, obschon der menschliche Verstand nur allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und faßlich sind, einmal sehr unbegreiflich, folglich unmittelbare Eingebungen Gottes geschienen, und, als solche, auch damals hätten angenommen werden müssen; so hab' es doch auch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die, aus eignen Kräften, über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinaus-

dachten, dem größern Lichte entgegen arbeiteten, und andern ihre Empfindungen davon, wo nicht mittheilen, doch erzählen konnten; was denn den Erweis von einem unmittelbaren göttlichen Ursprunge dieser Wahrheiten sehr erschwere.

Vollends der Beweis von der Entbehrlichkeit der noch übrigen Stützen der orthodoxen Dogmatik zur Aufrechterhaltung des wahren Christenthums, wie bestimmt versichtbarte er seine eigentliche Meinung über das, was er in diesem ganzen Streite gerettet, als wesentlich in dem Christenthum erkannt wissen wollte? Wenn er zeigte, daß erfüllte Weissagungen, die man selbst erlebt, und Weissagungen, von denen man nur historisch weiß, daß sie andre wollen erlebt; daß Wunder, die man mit seinen eignen Augen sahe, sie selbst zu prüfen Gelegenheit hatte, und Wunder, von denen man nur historisch weiß, daß andre sie gesehen und geprüft haben wollen, zwei ganz verschiedne Dinge wären; daß also, was den Augenzeugen jener erfüllten Weissagungen, jener Wunder, zu einem wichtigen Beweise für die Wahrheit der mit ihnen verkündigten Lehren gedient hätte, für uns, die wir von diesen Weissagungen und Wundern nur die Erzählung

lesen, nicht mehr dieselbe Wichtigkeit, dieselbe Kraft haben könne; indem, was ehemals unmittelbar gewirkt, jetzt nur durch ein Medium zu wirken fähig sey; wenn er ferner zeigte, daß historische Wahrheiten nicht demonstrirt, folglich auch nichts durch sie demonstrirt werden könne; daß daher für die Wahrheiten der Christusreligion, die auf jene Nachrichten gebaut werden, noch andre Gründe vorhanden seyn müssen; wenn er endlich darthat, daß die Aufklärung, die durch die erste Einführung des Christenthums sich so rasch und so entscheidend des Menschengeschlechts bemächtigte, daß die höhere, reinere Sittenlehre, die dadurch unter dem Menschengeschlecht populärer wurde, der unleugbarste Beweis für seine Wahrheit sey, was erwieß er anders, als, daß wenn nun eben dieses Christenthum die weitere Aufklärung des menschlichen Geistes, die größere Popularisirung einer reinen Sittenlehre späterhin mehr aufgehalten, als befördert habe; es nicht das Christenthum seines Stifters geblieben, sondern ein verändertes, durch fremde Zusätze verfälschtes Christenthum geworden, von denen es erst wieder gereiniget werden müsse, um es für das zu erkennen, was es war.

Man lese *alles*, was er seinen und den Gegnern seines Ungenannten antwortete, seine Schrift über den Beweis des Geistes und der Kraft, sein Testament Johannis, seine Duplik, seine Parabel, seine Axiomata, seinen ganzen Streit mit Göze: überall wird man auf diesen Zweck seiner Untersuchungen, auf dieses Resultat seiner Ueberzeugung stoßen. Bei aller Heftigkeit des Streites, zu der er durch die Verunglimpfungen seiner Absicht und seines Karakters hingerissen wurde; bei aller der Bitterkeit, mit der er die hämischen Verdrehungen und Verkrüpplungen seines reinen Sinns beantwortete; bei alle dem schneidenden Witze, dem höhnenden Spotte, mit dem er die stolzen, hochfahrenden und doch so sinnlosen Anmaßungen seiner verkezzernden Gegner niederschlug, mit dem er ihre Verläumdungs-, Kabalen- und Verhetzungssucht nachdrücklich, anschauend und siegend entlarvte, ist es immer die innere Wahrheit des Christenthums, für die er so warm wird, die er den theologischen Verunstaltungen zu entreißen sucht. Nirgends erscheint er als ein Gegner dieses Christenthums, als ein Vernichter dieses lebendigmachenden Geistes desselben.

Christ, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, war Lessing freilich nicht. Sein Christenthum war einer höhern, *geistigen*, göttlichern Art; es war das, was in *dem* Geist und dem Herzen aller weisen, edlen *und* vortreflichen Menschen gelebt hat und lebt, was in ihnen wirkte, handelte und segnete, eh' es noch Christus predigte, eh' es noch unter diesem Namen dem Menschengeschlecht' angekündigt ward; ja nicht allein das, was er klar und deutlich lehrte, sondern auch das, was er für die tiefer Eingeweihten, für die mit Geisteskräften höher Ausgerüsteten nur anwinkte: Das Christenthum der vernünftigen Gotteserkenntniß, welches das männliche Alter des Menschengeschlechts herbeiführen, es zu einer noch höhern Reife seiner geistigen und moralischen Kultur wiedergebähren sollte.

Dieses neue Evangelium wollte er durch die Wiederherstellung des ältern Christenthums geretet; zu diesem gelobten Lande der vollendetern menschlichen Glückseligkeit, in dem Lichte einer noch makellosern Wahrheit, wollt' er die Aussicht geöffnet, den Weg geebnet wissen. Hiervon sind Nathan der Weise und seine vortrefliche Schrift,

die Erziehung des Menschengeschlechts, die unverwerflichsten Zeugen.

Dies war Lessings Karakteristik als Schriftsteller, seine Karakteristik als Mensch beschließe dieses Denkmal. Die Zusammendrängung der vorzüglichsten Situazionen seines Lebens, aus der Biographie geschöpft, mit der sein würdiger Bruder in Breslau uns beschenkte, und die Aneinanderreihung der seine sittliche Thätigkeit bezeichnenden Züge, aus den Zeugnissen seiner Freunde und meinen eigenen Beobachtungen gesammelt, werden den Stoff zu dieser Karakteristik geben.

Lessing stammt von einer durchaus litterarischen Familie ab. Alle seine Vorfahren, wenigstens von 1580 an, waren Gelehrte, und als Theologen oder als Juristen unter ihren Zeitgenossen berühmt. Einer vorzüglichen Erwähnung verdient von ihnen Theophilus Lessing, Bürgermeister zu Kamenz, in der Oberlausitz. Er wurde schon in seinem vierzehnten Jahre Ma-

giſter, und ſchrieb 1660, alſo vierzig Jahr vor des Toleranzpredigers Voltaire Geburt, eine Diſputazion von der allgemeinen Duldung aller Religionen.

Noch auffallender zeichnete ſich einer ſeiner Söhne, Johann Gottfried Leſſing, des unſrigen Vater, durch ſeine Gelehrſamkeit aus. Geſchichtskunde, Philoſophie, Theologie und eine ſehr gründliche Kenntniß der orientaliſchen Sprachen, wie auch der griechiſchen, lateiniſchen, engliſchen und franzöſiſchen, gaben ihm ein Recht zu dem Ruhme, den er ſich erwarb. Er erhielt zu Wittenberg die Magiſterwürde, und ward bald darauf Prediger und Katechet in ſeiner Vaterſtadt, Kamenz. Hier begann er ſeine Berufsgeſchäfte mit der Herausgabe eines neuen, in den damaligen Zeiten ſehr Epoche machenden Katechismus, dem hernach viel andere Aufklärung befördernde und mit Beifall aufgenommene ſchriftſtelleriſche Produkte folgten. Sie karakteriſirten ſich ſämtlich durch eben ſo viel Helle des Kopfs, als eine brennende Liebe für Wahrheit. Das Chriſtenthum von ſo manchen es verſtellenden Vorurtheilen zu läutern, und ſich immer vollkommnere Einſichten zu er-

werden, war das Ringen seines ganzen thätigen Lebens.

Dieser Geist ruhte zwiefältig auf seinem ältesten Sohne, Gotthold Ephraim Lessing, der ihm den zweiundzwanzigsten Januar 1729 zu Kamenz gebohren wurde, und von ihm den ersten mündlichen Unterricht, besonders in der Religion, erhielt. Nachher übergab er ihn einem Privatlehrer, mit Namen Mylius, ein Bruder des nachherigen Freundes Lessings, der auf seiner Reise nach London starb. Dieser Privatlehrer ward Rektor in Königsberg, und der junge Lessing besuchte die öffentliche Schule, unter ihrem damaligen Vorsteher, Heinze; von da kam er auf die fürstliche Schule zu Meißen, wo er Unterricht und Versorgung, bis auf die Kleidung, unentgeltlich genoß. Er lernte mit eben so viel Lust als Leichtigkeit. Die griechische, lateinische, französische und italienische Sprache, Philosophie und Mathematik waren der vorzügliche Gewinn seines dasigen öffentlichen Unterrichts. Fünf Jahre brachte er hier zu, und schon früh entwickelte sich in ihm der Geist der eigenen Wirksamkeit und des Selbstdenkens, der nachher der so herrschende Zug seines

gelehrten Karakters wurde. Ihm war es nicht genug, in dem Gleise der vorgeschriebnen Schulstudien seinen Mitschülern zuvorzueilen; er wollte auch, außer ihnen, weiter. Daher seine Begierde, auch mit denen Klassikern bekannt zu werden, die nicht in den öffentlichen Stunden erklärt wurden, seine Privatlektüre des Theophrast, Plautus, Terenz und Anakreon; daher seine Versuche, Stücke aus diesen Klassikern in seine Sprache überzutragen, und ihren Geist durch Nachahmungen sich eigen zu machen. Daher endlich sein Trieb zu eignen Aufsätzen, seine Uebungen in der lateinischen Poesie, und seine Neigung zur deutschen Dichtkunst. Selbst seine Liebe für die theatralische Darstellung erwachte hier zuerst. Die Schulwelt um ihn her brachte ihn auf die Idee seines Lustspiels: der junge Gelehrte.

Mit den vortheilhaftesten Zeugnissen versehen, verließ er 1746 die Meißnische Schule, und bezog, nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hause, die Universität Leipzig. Vorbereitet, wie Lessing, theils durch den Unterricht seiner geschickten Lehrer, theils durch eigenes Sammeln und Erwerben aller Arten von Kenntnissen

zum akademischen Leben war, voll Begierde nach neuen, höhern, tiefer noch befriedigenden Kenntnissen, konnt' es nicht fehlen, daß er nur vor sehr wenigen Lehrstühlen fand, was er suchte. Wie vieles, was ihm dort als frische Weisheit vordozirt wurde, wußt' er nicht schon, und wie manches wußt' er besser, gründlicher! Nun vollends der steife, schulgerechte Vortrag, der anekelnde Pedantismus, der damals im Allgemeinen auf Universitäten noch so sehr zu Hause war, wie sehr mußt' er seine Lernlust von solchen Lehrstühlen zurückstoßen. Rechnet man noch dazu die sich immer mehr entwickelnde Originalbildung seines Geistes, so konnt' es ihm um so weniger taugen, seine außerordentliche, weit um sich greifende Thätigkeit, in den Nothstall eines gewöhnlichen Schlendrians eingeengt zu sehen. Frei und unbeschränkt seinen Durst nach Wahrheit zu sättigen, ihren Quell nicht oben ab zu schlürfen, sondern tiefe Züge aus ihm zu thun, war schon damals der lebendige Trieb, der ihn beseelte und mit sich fortriß. Dazu aber versperrte ihm hier fremde Leitung den Weg, natürlich, daß er nun ganz auf den Pfad der Selbstprüfung und des Selbstdenkens einlenkte; daß

die sogenannten Brodwissenschaften ganz außer dem Kreise seiner Wirksamkeit lagen. Aesthetik, Philosophie, Naturlehre und Mathematik wurden die Vorwürfe seiner Wahrheitsforschungen, und er selbst, er allein war es, der sich unterrichtete, in ihren Geheimnissen sich einweihte. Seine Besuche der Kollegia dauerten daher nicht lange. Dem einzigen Ernesti, der über die römischen Alterthümer, die griechischen Klassiker und die Universalgeschichte las, hielt er länger Stand. Ein paar Kollegia über die Chemie und Botanik, in denen er etwas neues gehört zu haben glaubte, machten ihm zum Studium der Medizin Lust, aber auch diese verging ihm bald, und er kehrte zu seinen Lieblingsstudien zurück.

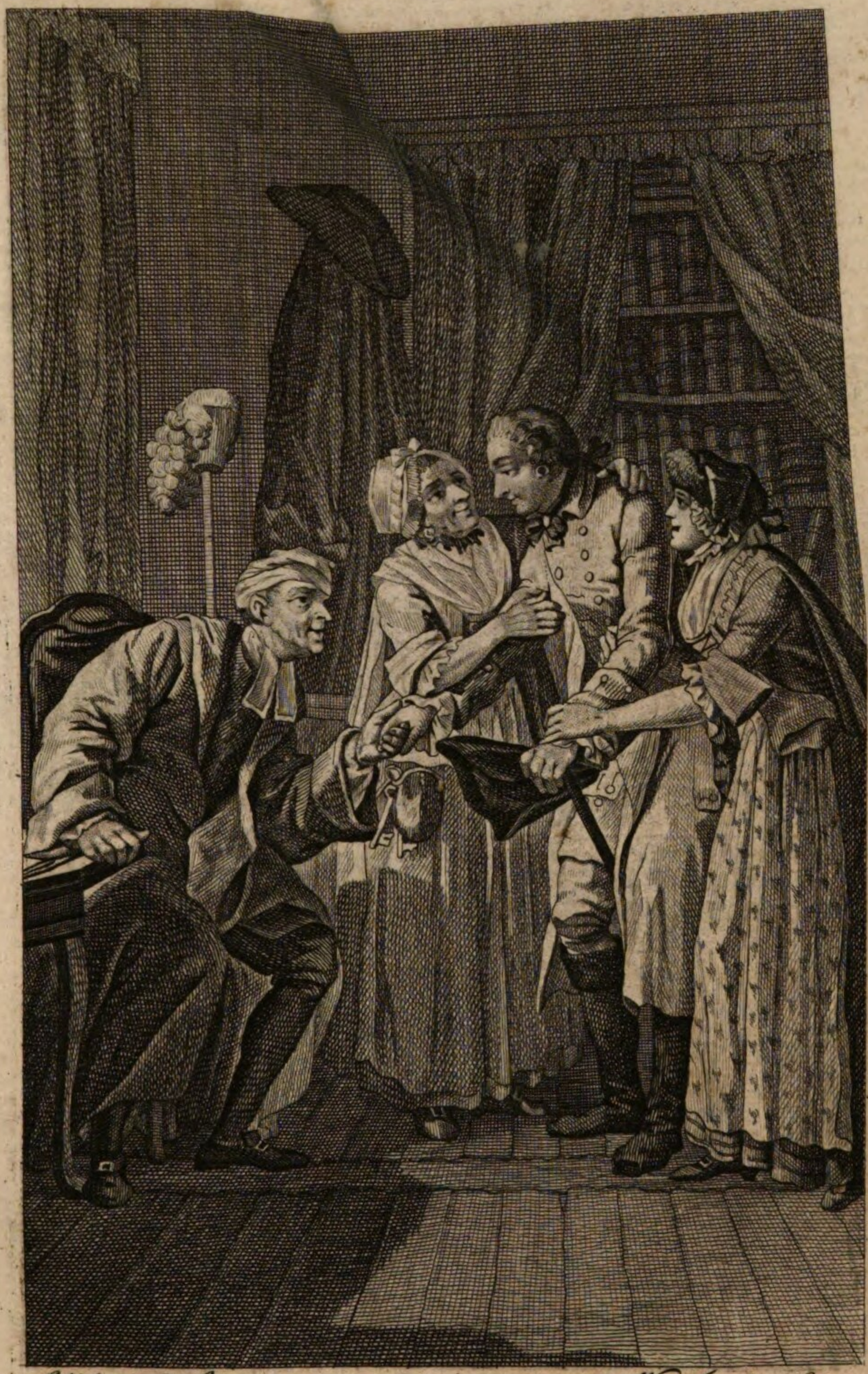
Vor allem erwachte in Leipzig seine Neigung zur deutschen Dichtkunst wieder, und am meisten sein Hang zum Theater. Der verdienstvolle Weiße, wie er, Mitglied dieser Akademie, und von einer gleichen Neigung beseelt, ward bald sein erster und vorzüglichster Freund. Mit ihm besuchte er Promenaden, Schauspiele und Kollegia, die letzten, wie schon gesagt, nur sparsam. Seine Aeltern hatten ihn zum Theologen bestimmt, aber

er wär nicht dazu gemacht, durch fremde Bestimmung etwas zu werden. Eine andere Bahn der Thätigkeit und des Ruhms lag vor ihm, auf sie waren seine Augen gerichtet. Der berüchtigte Gottsched spielte damals seine große Rolle, als Dichter und Kunstrichter. Lessing erkannte bald die Seichtheit dieses gepriesenen Reformators und den nüchternen Geist seiner Schule. Er fühlte, daß diesen Wundermann und seine an ihn glaubende Heerde zu übertreffen, weder große Schwierigkeiten machen, noch einen außerordentlichen Aufwand von Talenten erfordern würde. Dieses Gefühl, und die spärliche Unterstützung seiner Aeltern, die, nebst einem Stipendio, das er von dem Magistrate zu Kamenz erhielt, sein einziges Einkommen waren, machten ihn zum Schriftsteller. Er debütirte in den Ermunterungen, einer Hamburgischen Wochenschrift. Die beiden Lustspiele, Damon oder die Freundschaft und die alte Jungfer, die er aber nie wieder drucken ließ, nebst einigen Liedern und Sinngedichten erschienen hier von ihm, doch ohne seinen Namen. Auch zu dem Naturforscher, einer Wochenschrift von Mylius, lieferte er einige Gedichte, von denen

er hernach die meisten in seine Kleinigkeiten, und von da in seine Schriften aufnahm.

Zu seiner Bekanntschaft mit Weiße gesellte sich noch Christoph Mylius, Adolf Schlegel, Zachariä — die beiden letzten wurden nachher vorzügliche Zierden des deutschen Parnaß — mit denen er sich unter dem eben so scharfsinnigen als witzigen Kästner, damals Professor in Leipzig, im Disputiren übte; auch mit den Schauspielern der berühmten Neuberin hatte er viel Umgang, gewann von ihnen manche theatralische Kenntniß, ward aber durch eignes Denken über ihre Kunst, bald aus dem Lernenden der Belehrende. Er vollendete nun seinen schon auf der Schule angefangenen jungen Gelehrten; die Neuberin führte ihn auf, und der allgemeine Beifall, den er fand, fesselte ihn ganz an das Theater.

Die Nachricht davon kam bald zu den Ohren seiner frommen Aeltern, die sowohl an ihres Sohnes Hange zum Theater, als auch an dem Umgange mit dem, als Freigeist verschrienen Mylius, ein großes Aergerniß nahmen. Beides war ihnen in einem sehr verdammlichen Lichte geschildert worden. Nun gab es Vorwürfe, Strafpredigten, War-



Schubert del. W. Arndt sc.

Lessings Gehorsam gegen seine Eltern.

nungen und Ermahnungen. Lessing vertheidigte sich und blieb seinem Hange zum Theater, wie seiner Freundschaft gegen Mylius treu.

Die frommen Besorgnisse seiner Aeltern stiegen hierdurch bis zur Aengstlichkeit. Sie sahen, ihren geliebten Sohn seinen Verirrungen zu entreißen, keinen Weg, als eine dringende Einladung in das väterliche Haus, und wodurch hätten sie sie dringender machen können, als durch das Vorgeben einer tödtlichen Krankheit der von Lessing so sehr geliebten Mutter? Diese Einladung geschah um Weihnachten, und, ungeachtet der Eingeladne die eigentliche Wahrheit des Vorgebens, auf den ersten Blick erkannte, gehorchte er doch auf der Stelle, und reiste, wie er ging und stand, trotz der eingefallnen harten Kälte, auf offnem Postwagen, nach Kamenz ab.

Dieser Gehorsam machte alles wieder gut. Vater und Mutter unterrichteten sich bald näher, und vergaben und vergaßen. Wie hätten sie auch anders bei dem zarten Sinne für Familienliebe, der so rührend in dem menschlichen Karakter dieses vortreflichen Sohnes hervorragte. Dieser zarte Sinn blieb ihm in den mißlichsten Situazionen

seines Lebens. Weder die Kränkungen der Verkennung, noch die Kränkungen der sonst so leicht gereizten Autoreitelkeit, kommen ihn, wenn sie von diesen Händen kamen, aus seinem Herzen vertilgen. Eine kleine Aufwallung war alles, Vergebung und Vergessenheit folgten ihr auf den Fuß.

Die nächstfolgende Ostern ging Lessing wieder nach Leipzig zurück. Sein Vater, von den gründlichen Kenntnissen seines Sohnes überzeugt, bestand nun nicht länger auf das Studium der Theologie und begnügte sich mit dem Versprechen desselben, daß er sich dem akademischen Leben widmen wolle. Aber kaum athmete dieser die Leipziger Luft, so trat auch das Theater wieder in seine alten Rechte. Proben und Vorstellungen wurden täglich von ihm besucht, und er studirte die Schauspielkunst mit einem Eifer, als ob er einen Lehrstuhl darüber errichten wollte. Unterdeß verlor die Neuberin einige gute Schauspieler, und Mylius ging nach Berlin; sein Eifer für die Bühne kühlte sich ab, Leipzig ward ihm gleichgültig, und er folgte seinem Freunde.

Erst als er in Berlin war, erfuhren seine Aeltern und seine Leipziger Freunde seine Ab-

reise. Verschrien, wie dieser Ort, wegen seines freigeistischen Königs, und der unter ihm herrschenden Freidenkerei war, wurde die Nachricht von ihres Sohnes Aufenthalt daselbst für die erstern äußerst beunruhigend. Aber der für die Ruhe seiner Aeltern zärtlich besorgte Sohn zerstreute bald einen großen Theil dieser älterlichen Aengstlichkeit durch die Enthüllung der Absichten, die ihn nach Berlin geführt hatten.

Indeß hatte er bei dieser Verwechslung seines Aufenthaltes wohl schwerlich einen eigentlichen Plan. Langes Verweilen an einem und demselben Orte, war für seinen Geist, welcher der Abwechslung der zu beobachtenden Gegenstände bedurfte, nicht die Sphäre, in der er sich wohl befand. Hang zur Zerstreuung, Sehnsucht nach dem Anblick einer neuen, größern Welt, und Liebe zu einem freien, durch seine eigne Wahl bestimmten Leben, waren daher wohl die Hauptgründe zu dieser Uebersiedlung. Und warum hätt' er diesen Gründen nicht nachgeben sollen? Wie jener Weise, omnia sua secum portans, war er überall auf seinem Platze, überall seines Fortkommens, der Annäherung der vortreflichsten Menschen gewiß.

In Berlin beschäftigte ihn, mit Hülfe seines Freundes Mylius, die Herausgabe der Quartalschrift: Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, Stuttgard, 1750; nicht lange darauf erschienen seine Kleinigkeiten, mit einem Beifalle, der seine Erwartungen weit übertraf. Sein damaliger freundschaftlicher Umgang mit Richrer de Louvain, Sekretair bei Voltaire, verdient hier erwähnt zu werden, weil er die Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit diesem Götzen Friedrichs und der französischen Litteratur selbst wurde. Aber die Bescheidenheit des Deutschen und die Arroganz des Franzosen, die Freimüthigkeit des ersten und die Zurückhaltung des letzten taugten weder zu einem Einverständnisse des Geistes, noch des Herzens, und die Bekanntschaft zerschlug sich eben so rasch, als grell.

Lessing verließ Berlin wieder und ging nach Wittenberg, wohnte mit einem dort studierenden Bruder, jetzigem Konrektor in Chemnitz, auf einer Stube, studirte sehr emsig, sogar etwas nach dem Plane seines Vaters, und wurde, seinen Aeltern zu gefallen, Magister. Ein Titel, von

dem er nie Gebrauch machte. Was sind auch Titel im Reiche der Wahrheit und der Wissenschaften? Sie machen nur den etwas, der ohne sie nichts wäre; und erhalten erst einen Werth, wenn der, den sie schmücken, ihrer nicht bedarf. Und wer hätte ihrer je weniger bedurft, als Lessing? Die Uebersetzung des Huarte, die Kritik der Messiade, und ihre Uebersetzung in lateinische Verse mit Hülfe seines Bruders, die aber durch die Nachricht, daß ein gewisser dänischer Legazionsprediger zu Madrid eine solche Uebersetzung verfertigt habe, unvollendet blieb, die Verbesserungen und Berichtigungen des Jöcherschen Lexikons und die Streitigkeiten mit Pastor Lange waren die Produkte seines Fleißes in Wittenberg.

Seine Bekanntschaften hier waren nur wenige, folglich auch sein Leben sehr einförmig. Diese Einförmigkeit vertrug sich nicht lange mit seinem raschen, lebhaften Karakter. Wittenberg wurde ihm bald zu eng und seine Wünsche drehten sich wieder nach Berlin. In Jahresfrist war er dort, thätig und arbeitsam, wie immer. Er übernahm, an Mylius Statt, den gelehrten Artikel in der Vossischen Zeitung, gab den ersten und

zweiten Theil seiner kleinen Schriften heraus, denen die Verdeutschungen des ersten Theils von Marmy's Geschichte der Araber, der drei Schreiben Friedrichs des Zweiten an das Publikum und noch einer andern Schrift des Königs über den damaligen Streit zwischen England und Preußen folgten. Dann sammelte er an seines verstorbenen Freundes Mylius Werken, und beschloß die Jahre 1753 und 54 mit dem dritten und vierten Theile seiner kleinen Schriften und dem ersten und zweiten Stücke seiner theatralischen Bibliothek.

Diese außerordentliche Geschäftigkeit verbesserte seine Glücksumstände sehr. Edelmüthig wandte er sie zur Unterstützung seines Bruders in Wittenberg an, den er, wie einen andern Bruder, zur Erleichterung seiner Aeltern, nach Berlin kommen ließ. Diese wohlthätige Wirksamkeit zur Aufhelfung seiner Familie, war eine der herrschendsten Neigungen seines edlen Herzens. Es gab Situazionen seines Lebens, in denen er ärmer war, als der ärmste seiner Brüder, in denen er das nothwendigste entbehrte, und keinen Pfennig

sein nennen konnte, den er nicht erst verdienen sollte. In diesen drückenden Lagen klagte er über nichts mehr, als über das Unvermögen, seiner geliebten Familie nicht helfen zu können. Und wie sehr diese Klagen das reine Resultat seines zarten Familiengefühls waren, bewieß er, sobald er sich nur einigermaßen wieder bei Kräften sahe. Der Erwerb seines Fleißes war denn auch immer Erwerb für die Lieblinge seines Herzens. Die Welt erfuhr von dieser segnenden Thätigkeit nichts, er war keiner von denen, die das Gute, was sie thun, immer vor Augen- und Ohrenzeugen bringen, um mit ihrem Herzen Parade zu machen. Wahre Güte trägt sich nie zur Schau, sie wirkt unbemerkt, und ist keine Kokette, die sich Schminke auflegt, damit alle Welt auf sie sehe. Die jetzt so herrschende Mode, mit seinen guten Werken zu prahlen, ist ein trauriger Beweis, wie arm wir an wahren guten Werken sind; und es thut dem Freunde des reinen Guten wohl, in diesem geschminkten Zeitalter zuweilen auf Menschen zu treffen, die, wie Lessing, ihre Tugenden durch den Schleier der Bescheidenheit dem Blicke der Angaffer entziehen, die ohne Decke eben so wenig für die Augen

der Profanen taugen, als die schleierlose Wahrheit.

Ein sehr wichtiger Gewinn für Lessings Geist und Herz war, während seines damaligen Aufenthalts in Berlin, Nikolai's und Mendelsohns Bekanntschaft. Eine engere Verbrüderung denkender Köpfe hat es nicht leicht gegeben; der unterhaltendste und unterrichtendste Umgang, zu dem sich Geist und Herz nur immer verbinden können. Die fruchtbarsten Ideen wurden hier umgetauscht und berichtigt, und gingen von hier aus in die Lesewelt über. Lessings lebhafter Geist, sehr zum Widerspruch geneigt, veranlaßte oft die lehrreichsten Debatten, indem sein Scharfsinn zur Unterstützung seines Widerspruchs, Gründe von aller Art aufsuchte; dieser und der Geist des Frohsinns, der ihn damals noch belebte, gab ihnen einen Reiz, den der Geist des Widerspruchs sonst, an und für sich, nicht hat. Dazu gesellte sich seine nie sich mindernde Liebe zur Freimüthigkeit, die er eben so gern fand, als in jede Unterhaltung mitbrachte; seine feine Selbstkenntniß, die den Augenblick fühlte, wenn er sich von seinem Leichtsinne, seiner Disputirsucht, seiner Heftigkeit zu sehr hatte hinreißen lassen, und

ihn mit eins behutsamer in seinen Widersprüchen und seinen Ausdrücken machte. Sehr begreiflich, daß ein solches Bündniß, und unter solchen Menschen, ein Bündniß für die ganze Zeit ihres Lebens wurde; daß kein Zufall es schwächen, viel weniger trennen konnte. Kein Wunder, wenn der, welcher zulezt von diesem edlen Kleeblatte übrig blieb, sich zuweilen, selbst unter vortreflichen Menschen, allein dünken sollte; denn nicht alle vortrefliche Menschen sind und können uns gleichviel werden. Achtung und Schäzung werden wir für jeden vortreflichen Menschen empfinden, aber Liebe gebiert nur die Verwandschaft des Geistes und Herzens, und diese ist ein höchst seltner, und, wenn er einmal verloren ist, ein fast nie zu ersezender Gewinn unsers Lebens.

Aus Moses und Lessings gesellschaftlichem Studiren, und durch eine Preisaufgabe der Berliner Akademie veranlaßt, entstand 1755 die Schrift: Pope, ein Metaphysiker; und Ramler, Meil, Premontval, Sulzer, König und Süßmilch erweiterten Lessings Bekanntschaften in Berlin.

In eben diesem Jahre wurde Miß Sara

Samson zu Potsdam vollendet. Eine Reise nach Leipzig gab Gelegenheit zu einer Reise durch einen Theil des deutschen Reichs nach Holland, die Lessing, als Begleiter eines jungen Leipzigers, machte, die aber, wegen des Einfalls der Preußen in Sachsen, der den jungen Reisenden in seine Vaterstadt zurücknöthigte, bald ein Ende nahm. Lessing für das mißlungne Reiseprojekt, dessen Plan bis auf England ging, zu entschädigen, befand sich der Dichter Kleist bei der preußischen Besatzung, die in Leipzig eingerückt war. Diese beiden edlen Menschen verstanden sich bald, besuchten sich täglich, Lessings alter Freund, Weiße, war der dritte Mann in diesem interessanten Umgange. Bald darauf wurde er durch den jungen Brawe, den Verfasser der beiden Trauerspiele, der Freigeist und Brutus, vermehrt. Die schwärmerische Anhänglichkeit dieses jungen Mannes an die mystische Philosophie des damals noch vielgeltenden Crusius, gab dem prüfenden und denkenden Geiste dieses litterarischen Triumvirats neue Nahrung und neuen Stof zur Unterhaltung.

Lessings litterarische Arbeiten, um diese Zeit

— von 1755 bis 1757 — waren die Uebersetzungen der Hutchesonschen Sittenlehre der Vernunft, der Richardsonschen Sittenlehre für die Jugend, in den auserlesensten äsopischen Fabeln, und sogar eines Erbauungsbuches: Laws ernsthafte Ermunterungen an alle Christen zu einem heiligen und frommen Leben, von dem er aber nur den ersten Bogen lieferte, und seinem Freunde Weiße die Vollendung überließ.

Zu der Bibliothek der schönen Wissenschaften, die ihre Entstehung ganz allein Herrn Nicolai zu danken hat, und im Jahre 1757 zuerst erschien, lieferte Lessing nur eine Rezension, besorgte aber in Leipzig ihren Verlag und ihre Korrektur. Auch an den darin ausgesetzten Preisen für ein gutes Trauerspiel hatte er keinen Theil, sie rühren gleichfalls von Nikolai her, der sie auch ganz allein bezahlte.

Im Jahre 1759 erneuerte Lessing seinen Aufenthalt in Berlin; das Trauerspiel Philotas, und die musterhaften Briefe, die neueste Litteratur betreffend, zu denen er die erste

Idee gab, entstanden. In eben diesem Jahre traten die äsopischen Fabeln, und, bald darauf, mit Ramlern gemeinschaftlich die Herausgabe der Logauschen Sinngedichte ans Licht.

Im Jahre 1760 wurde er, auf des Probst Süßmilchs Vorschlag, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Sein Leben des Sophokles entstand, aber nur, um mit den ersten sieben bereits gedruckten Bogen wieder aufzuhören; woran wahrscheinlich seine damals erfolgende Beförderung nach Breslau, als Sekretär des General Tauenzien, viel Schuld hatte. Der Posten selbst nützte Lessingen auf manche Weise. Sein bisher des Zwanges ganz ungewohnter Geist mußte sich in die mannichfaltigen Launen seines Generals schicken lernen. Dadurch gewann er sich Biegsamkeit für so vielerlei Verhältnisse des Lebens, die sich nicht immer mit gleichen Füßen niederspringen lassen. Er kam mit Leuten von allerlei Stand und Beruf in Verkehr, gerieth in Gesellschaften von dem verschiedensten Schlage und Tone, das vermehrte seine Welt- und Menschenkenntniß sehr. Die feine, die Militair- und die Bürgerwelt öffneten, auf seiner Stelle,

seinem Beobachtungsgeiste ein weites Feld, und gaben höchst wahrscheinlich seinem Aeußern die höhere Politur, die ihn, ohne ihn zu überfeinern, und der Deutschheit seines Karakters zu schaden, so vortheilhaft auszeichnete, daß ihn die Großen der Erde eben so interessant fanden, als die Menschen aus seinem Zirkel. Selbst sein überwiegender Hang zum Spiele und zwar zum — wie sich sein Bruder in der von ihm herausgegebenen Biographie sehr richtig ausdrückt — zum gedankenlosesten unter allen möglichen Spielen, zum Pharo, ward ihm, zum Behuf seiner Welt- und Menschenkunde, vortheilhaft. Nirgends entwickelt sich der eigne Karakter eines jeden Menschen wohl so einleuchtend und in die Augen springend, als vor dieser gefährlichen Glücksbude. Die Leidenschaft reißt hier alles mit sich fort und läßt die Verstellung gar nicht aufkommen. Die sprühenden Augen, die bleichenden oder höher sich röthenden Wangen, die zusammen gebißnen Lippen, der derbere oder schwächere Kniff der Karten, der sich reckende oder stampfende Fuß; alles wird zum Verräther. Welch ein offner, fruchtbarer Schauplatz schon für den gewöhnlichen Beobachter! Nun vollends für den

Beobachtungsgeist eines Lessings, der oft mit dem ersten Blicke das Karakteristische eines Menschen, selbst dann erkannte, wenn er sich vor ihm verstecken wollte.

Als Schriftsteller vollendete er in Breslau die Uebersetzung des Diderot und entwarf den Plan zu seiner Minna; verließ dann 1765 die Dienste des Preussischen Generals und Breslau, besuchte seinen Vater in Kamenz und seine alten Freunde in Leipzig. Von da ging er nach Berlin, und arbeitete an seinem Laokoon, der auch das Jahr darauf im Druck erschien.

Im Jahr 1766 erhielt er die Einladung zu der berühmten Hamburger Theaterentreprise. Eine Gesellschaft von Freunden der Bühne übernahm das Akkermannsche Theater. Sie hatte viel Eifer und viel gute Absichten, die Lessing als Dichter und Kunstrichter befördern helfen sollte, und machte ihm daher sehr vortheilhafte Bedingungen. Lessing schlug ein, unterzeichnete den Kontrakt, und trat 1767 sein neues Amt an. Aber das Unternehmen mißglückte. — Die Direktoren harmonirten nur sehr kurze Zeit; man beging in der Verwaltung der Bühne mannichfaltige Feh-

ler, ergriff, sie wie[illegible] gut zu machen, falsche Maß-
regeln, und ha[illegible] überhaupt von dem Sinne des
größern Theils des [illegible]blikums und der meisten
Schauspieler für Ku[illegible] zu große Begriffe; so
fehlte die Unterstützung, un[illegible]essings Einsichten
wirkten und nützten nichts.

Um eben diese Zeit hatte der verdienstvolle Bode — Uebersetzer des Yorik's und Tristram Shandy — eine Druckerei in Hamburg angelegt *), mit der er einen großen, weitumfassenden Plan verband, den ihm Lessing ausführen helfen sollte. Dieser Plan ging hauptsächlich dahin: die von ihnen verlegten Bücher nicht selbst auf den Messen zu verkaufen, sondern sie noch vor jeder Messe, nach dem bescheinigten, kostenden Preise, mit 20 p. C. Vortheil, an einen Buchhändler zu verkaufen, der über die Summe seine Wechsel auf billige Zahlungstermine gerichtet, geben sollte; dann wollten sie nichts als die Werke der besten deutschen Schriftsteller drucken, und diese

*) Siehe Lessings Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nikolai, Brief 10, 21 und 32, Herrn Nikolai's Anmerkungen, aus denen diese Data entlehnt sind.

in einem Journale, wovon in Messe zwei oder mehrere Bände herauskommen, erscheinen lassen. Wirklich befand sich schon dazu sehr wichtige Beiträge in ihren Händen. Klopstocks Herman, seine Oden und Abhandlungen über das griechische Sylbenmaaß, Gerstenbergs Ugolino und Lustspiel von Zachariä. Dazu kam ein Gerücht vom Kaiser Joseph, zufolge dem, zur Aufnahme der deutschen Litteratur, die vorzüglichsten vaterländischen Gelehrten nach Wien gezogen, und durch sie in dieser Hauptstadt des deutschen Reichs eine Art Kolonie deutscher Litteratoren errichtet werden sollte. Durch die Herausgabe des Klopstokschen Hermans und eine damit verbundene Dedikation an den Kaiser, glaubte man zu diesem großen Projekte den Weg zu bahnen. Aber beide Plane scheiterten, der erste aus zu weniger Kenntniß von der eigentlichen Natur des deutschen Buchhandels, der andre aus zu großer Leichtgläubigkeit an das Wort eines Wiener Hofmanns, von dem sich das ganze Gerücht herschrieb. Die Lessingsche und Bodensche Verbindung zerschlug sich, das projektirte Journal kam nicht zu Stande, und der ganze Gewinn

der Klopstockschen Dedikation, war eine goldne Medaille mit des Kaisers Porträt für den Dichter. Je uneigennütziger und ehrenvoller Lessings Absichten bei seiner Unternehmung mit Bode waren, je größern Glanz und Vortheil er dadurch der deutschen Litteratur zuzuwenden dachte, desto tiefer kränkte ihn das Mislingen derselben; und jemehr er seine Hofnungen an die große Wiedergeburt der Wissenschaften in Wien genährt hatte, desto weher that es ihm, sie so ganz fehlgeschlagen zu sehen. Beides verstimmte und erbitterte ihn in einem so hohen Grade, daß dadurch der Entschluß nach Italien zu gehen und dort für die Gelehrten aller Nazionen lateinisch zu schreiben in ihm erzeugt wurde; daß er, da er nachher durch den Ruf nach Wolfenbüttel doch in Deutschland blieb, alle Wirksamkeit für die schöne Litteratur, gänzlich aufgab, und sich lieber in das antiquarische und theologische Fach warf. Wer dies an diesem großen Manne Schwäche nennt, versteht sich nicht auf die Natur einer wahren Thätigkeit. Diese beschränkt sich nicht auf den engen Kreis ihrer eignen Bequemlichkeit, ihres eignen Wohlbefindens, ihres eignen Daseyns; sie will das Wohl des Ganzen, die Vervollkommung

der Mit-, den Segen der Nachwelt. Lessings Plan war keine Finanzoperation für seine Gewinn- und Ruhmsucht. Er hatte die höhere Bildung der Nazion, die Hervorziehung und Belohnung des deutschen Verdienstes zum Ziele. Schon boten ihm, zur Erreichung desselben, die vorzüglichsten Köpfe die Hand; der mächtigste, vermögendste Fürst der Nazion schien ihm sogar auf halbem Wege entgegen zu kommen; große Schwierigkeiten schienen bereits überwunden; die Möglichkeit der Ausführung erhob sich beinahe zur Gewißheit; und auf einmal sah der edle, wohlwollende Mann, mit jedem Muthe, jeder Kraft für sein großes Werk, sich von seinem Ziele eben so weit zurückgeworfen, als er sich ihm nahe glaubte; sah dies schöne Zauberschloß nicht nur für diesen Augenblick, sondern für immer zertrümmert, und mit ihm nicht seine, sondern die Vortheile einer ganzen Nazion. Konnt es fehlen, daß diese gewaltsame Zurückstoßung aus einem Wirkungskreise, in dem zu handeln er sich so berufen fühlte, ihm jene Stimmung gab? Der große Mann kann ruhig Hofnungen fehlschlagen sehen, die nur ihn betreffen; aber fehlgeschlagne Hofnungen für die Erweiterung des Reichs des

Schönen und Guten greifen tiefer, spannen den Muth ab, und Mißmuth und Bitterkeit sind die natürlichen Folger dieser Abspannung.

Der Streit mit Klotz folgte dem gescheiterten Theater- und Buchhändlerprojekte. Die schönen Früchte dieses Streites waren die antiquarischen Briefe, und die Abhandlung: wie haben die Alten den Tod gebildet?

Im Jahr 1770 wurde Lessing Bibliothekar zu Wolfenbüttel. Er erhielt diesen Ruf auf eine sehr ehrenvolle Art. Ende April verließ er Hamburg und begann seinen neuen Beruf. Wie würdig er dieses ihm anvertrauten Postens war, ist in seiner Karakteristik als Schriftsteller bereits gezeigt worden. In diesem Jahre vollendete er seine Emilie Galotti, deren Plan schon im Jahre 1758 entworfen, und anfangs, mit allen Freiheiten der englischen Bühne, auf drei Akte angelegt war. Nach Herrn Nikolai's Zeugniß war damals die Rolle der Gräfin Orsina noch nicht vorhanden.

So rastlos nun auch Lessing in seinem Berufe, als Bibliothekar, arbeitete, und also auf diese Art wenig Zeit zur Langeweile übrig hatte, so ward ihm sein, von für ihn interessantem Um-

gange so ganz entblößter Aufenthalt in Wolfenbüttel bald zur Last. Er sehnte sich nach einer andern Bestimmung, als immer und ewig Bücher zu hüten, wünschte die Verbindung mit seiner Freundin König, einer Wittwe, deren Bekanntschaft er schon in Hamburg gemacht hatte, eben so anziehend durch Geist und Verstand, als durch eine männliche Entschlossenheit, die mit ihrer Weiblichkeit eben so fein als mild Hand in Hand ging. Sie war Mutter, und eine so zärtliche, daß selbst ihre Liebe für Lessing mehr auf dem Glück ihrer Kinder, als ihrem eigenen beruhte. Diese vortreffliche Frau sein zu nennen, war schon lange der Wunsch seines Herzens gewesen, aber noch immer fehlte ihm zur Erfüllung dieses Wunsches die Aussicht. Dieß machte ihn mißmuthig und erschlaffte seine Thätigkeit. Sich aufzumuntern, mußte er reisen.

Er ging auch wirklich nach Berlin, von da mit vielen Empfehlungsschreiben des Kaiserlichen Gesandten nach Wien, wo er eine sehr schmeichelhafte Aufnahme fand. Zu eben der Zeit traf der Prinz Leopold von Braunschweig, der eine Reise nach Italien machen wollte, daselbst ein. Lessing wurde sein Begleiter. Nach acht Mo-

naten waren er und der Prinz schon wieder in Deutschland, wo er im Februar des folgenden Jahres schon wieder in Wolfenbüttel.

Im Jahre 1776 [illegible]e er zur Theilnahme an der Errichtung eines sogen[illegible]en Nazionaltheaters in Manheim eingeladen, u[illegible] mit dem Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Manheimer Akademie beschenkt, verbunden mit dem fürstlichen Anerbieten einer jährlichen Pension von hundert Louisd'or, wenn er zu den Arbeiten der Akademie mitwirken, jährlich eine Abhandlung liefern, und, mit jedesmaliger Entschädigung der Reisekosten und dortiger Freihaltung, wenigstens alle zwei Jahr einmal ihren öffentlichen Versammlungen beiwohnen wollte. Der Herzog von Braunschweig erlaubte ihm, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, und verstattete ihm sogar die Reise nach Manheim. Aber der Geist des dasigen Ministeriums hatte weder über die Gründung eines Nazionaltheaters, noch über die Kultur der Wissenschaften, zu welcher der Eingeladne mitwirken sollte, in Lessings Geiste spekulirt. Die Theaterreformazion lief auf die Erlangung einer vollen Kasse hinaus. Dazu, und nur dazu soll-

ten Lessings Name und sein dramaturgischen Einsichten nützlich werden. Auf die Kunst und ihre Veredlung kam es [illegible]g an. Sie sollte nur gelten, insofern aus [illegible]ür die Einnahme kein Nachtheil entstände; [illegible] was die Schauspieler betraf, so war die [illegible] von berühmten; auch bei ihnen kam [illegible]auptsächlich ihr Name, ihr Talent [illegible] im Vorbeigehn in Anschlag. Mit der Akademie stand es ohngefähr eben so. Ihr Ruf sollte durch Lessings Beitritt und Arbeiten einen Zuwachs bekommen, ihre Verbesserung war mehr Vorspieglung als reine Absicht. Hierüber berichtigten mündliche Unterhaltung und Korrespondenz Lessings Verständniß nur zu bald. Das verleidete ihm die Lust, seine Hand im Spiele zu haben, gar sehr, und da es mit den Projekten zu seiner Versorgung im Pfälzischen nicht viel besser aussahe, so machte er sich wieder auf den Weg nach seinem ruhigen Wolfenbüttel. Das Jahrgehalt blieb aus, die ganze Sache ging zurück, und zur Entschädigung seiner Reisekosten bekam er von dem Minister, nebst einem Billette, ein schön vergoldetes und mit Leder überzogenes Kästchen, mit dreißig kupfernen Medaillen!!!

Die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente veranlaßte dem folgenden Jahre die theologischen Streitigkeiten, die den größten Theil seines noch übrigen Lebens beschäftigten und verbitterten. So offen, bescheiden und Wahrheit suchend auch die Erklärung war, mit der er jene Fragmente in die Welt sandte: die theologische Zunft achtete es nicht; und ihrem Karakter getreu, kämpfte sie nicht durch ruhige Untersuchung, nicht mit Gründen für die bestrittne Sache, sondern schrie Mord und Tod, und trug, das Schwert der Verdammung und Verfolgung in den Händen, blutigen Krieg in das Land. Der unglückliche Zufall, daß das Haupt des lutherischen Zions, Götze, bei einem Besuche in Wolfenbüttel Lessing nicht fand, und auf einen Brief, der ein Buch in der dasigen Bibliothek betraf, keine Antwort erhielt, setzte auch diesen geistigen Klopffechter in Harnisch, und machte dadurch den Streit allgemeiner, schreiender und bittrer. Nun galt es mehr dem Herausgeber, als den Fragmenten, und die ganze orthodoxe Parthei fiel mit den ihr so eignen unrühmlichen und unritterlichen Waffen der Verhetzung und Verketzerung über ihn her. Ohne diesen Zufall wäre viel-

leicht diese ganze Parthei aus dem Spiele geblieben, da Lessing anfangs es hauptsächlich mit den Neurern in der Dogmatik zu thun hatte. Seiner Meinung nach war mit der Orthodoxie so ziemlich zu Rande, und zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andre zu hindern. Diese Scheidewand rissen ihm nun jene Reformatoren nieder, und machten statt vernünftiger Christen, wie sie wollten, höchst unvernünftige Philosophen. Er verglich das alte System mit einem zerbrechlichen, baufälligen Hause, und die neuern Verbesserer daran mit Leuten, die, anstatt es abzutragen, es nur stützten und unterbauten. Zu dem ersten hätt' er gern hülfreiche Hand geleistet, aber das andere suchte er aus allen Kräften zu hindern; oder mit einem andern Gleichnisse, er wollte zwar, wie er sich ausdrückte, das unreine, welches längst nicht mehr zu brauchen, nicht beibehalten, aber auch nicht weggegossen haben, bis man wisse, woher besseres zu nehmen? Wenn die Neuerer, meinte er, statt der alten Unwahrheiten, nur neue zu Markte brächten, so wären die alten, bereits gangbaren, dem endlichen

Siege der Vernunft zuträglicher, als diese zwischen Seyn und Dünkel, zwischen Vernunft und Orthodoxie schwankt, zwischen Vernunft und Orthodoxie schwankt.

Diese seine wahre Meinung von der Orthodoxie wäre, ohne die gereizte Eitelkeit des damaligen Hamburger Pabstes, schwerlich verrathen worden. Aber da dieser durch alle Gebiete des rechtgläubigen Lutherthums „Feuer! Feuer!“ schrie, und den Herausgeber der Fragmente zu nichts wenigerm als dem Herostrat, nicht des dogmatischen Strohhauses, sondern des Christustempels selbst machte, so verhehlte auch Lessing nicht länger, was eigentlich umgeworfen, und was an die Stelle des umgeworfenen gesetzt werden müsse. Je entschiedener er nun aber die Wurmstichigkeit und die Fäulniß des alten Wohngebäudes darthat, desto lauter schrie der darin die Wacht habende Kapelan „Mordbrennerei!“ Nicht nur schriftlich, auch thätig arbeitete sein heiliger Eifer gegen den hellen Streiter für die Wahrheit. Bei theologischen Fakultäten, bei Konsistorien und weltlichen Ministerien bereitete er in seinen orthodoxen Schüsseln Tod gegen den Widersacher des Pastoralherkommens. Die Folge für Lessing war

Verlust der Zensurfreiheit im Braunschweigischen, und der Befehl, die berüchtigte Handschrift des Ungenannten, nebst den genommenen Abschriften, binnen acht Tagen höhern Orts einzuschicken, und sich allernern Bekanntmachung dieser und ähnlicher Schriften zu enthalten.

Sich für die theologische Klemme zu entschädigen, machte er sich wieder auf das freie Feld des Theaters, sein Nathan der Weise entstand; dieses herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung, wie es Mendelssohn nannte. Lessings erstem Plane zufolge, sollte er noch von einem Nachspiele, der Derwisch, welches auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stücks selbst wieder aufnahm, und zu Stande brachte, von verschiednen Erläuterungen und einer Abhandlung über die dramatische Interpunktazion begleitet werden. Aber beides blieb leider! unausgeführt.

Seine nächste Schrift nach Nathan dem Weisen war die Erziehung des Menschengeschlechts.

Unterdeß hatte Lessing den ersten Wunsch seines Herzens befriedigt, und seine Freundin Kö-
nig geheirathet. Aber er genoß das Glück ihres

Besitzes nicht [illegible]ge. Binnen einer Frist von zwei Jahren verlor [illegible]e in einem schweren Wochenbette. Wie viel er verlo[illegible]e schwer sein Herz diesen Verlust empfand, davon [illegible]gen nur einzle, aber desto rührendere Ergießungen [illegible]nes Schmerzes in den Busen der Freundschaft und [illegible]r Bruderliebe. Unwillkührlich machte das volle Herz sich hier Luft. Nicht als ob der Edle sich seines Schmerzes geschämt hätte? Nur übermannen sollt' er ihn nicht, nur nicht die Unterhaltung von Stadt und Land werden. Auch ist wahre Betrübniß nie wortreich, klagt nicht in langen und schönen Phrasen; hat nie viele, vielweniger ein ganzes Publikum zu Zeugen. Wenn Lessing von dieser geliebten Frau am Tage ihrer Entbindung seinem Freunde Eschenburg schreibt: „noch ist wenig Hofnung, daß ich sie behalten werde. Ich wollt' es auch einmal so gut haben wie andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen;“ wenn er eben diesem Freunde ihren Tod mit den Worten meldet: „meine Frau ist todt. Diese Erfahrung hab' ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig seyn können, und bin ganz leicht;“ und nach dem Tage ihrer Beerdigung:

„wenn ich noch mit der einen H[illegible] meiner Tage das Glück erkaufen könnte, die a[illegible] Hälfte in der Gesellschaft dieser Frau zu l[illegible]eben: wie gern wollt' ich es thun. Aber [illegible] geht nicht; ich muß nur wieder anfangen, [illegible]nen Weg allein so fort zu duseln;" oder s[illegible]n Bruder erklärt: „Wenn du sie gekannt hä[illegible]t! Aber man sagt, es sey nichts als Eigenlob [illegible]eine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber, wenn du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürcht' ich, nicht wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat, so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden;" wer erkennt nicht in jedem Worte den wahren Ausdruck des Schmerzes? Mit gesenktem Blicke steht der Leidende am Grabe der Eingebüßten, der hervorstürzenden Thräne nicht wehrend, aber schnell sie trocknend und vom Grabhügel wegeilend.

Was diesen Schmerz noch hervorspringender macht, ist der Witz, hinter den er sich zu verstecken sucht, um ihn, so zu sagen, abzustumpfen; der sich aber doch durch die leise Hülle von Wehmuth verräth, die ihn umfließt; zum Beispiel in folgender Stelle an Eschenburg: „Meine Vaterfreude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen

Sohn *). Denn er hatte so viel Verstand, so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben. Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er sobald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? Freilich zerrt mir der kleine Nuschelkopf auch die Mutter mit fort.“ Wahrlich, dieser bitterwehmüthige Witz des gebeugten Gatten und Vaters ist eine lebendigere Karakteristik seines Schmerzes, als es die weichste, in den schwermüthigsten poetischen Bildern dahinströmende Elegie hätte seyn können.

Schwerlich bedarf es einer Entschuldigung, daß ich in diesem Denkmale Lessings bei dieser Szene seines Privatschmerzes so lange verweile. Was ist an einem großen Manne interessanter, als solche Züge eines menschlich schönen Gefühls? Was macht ihn uns ehrwürdiger, als die feine Empfänglichkeit auch für das einfache Glück des häuslichen

*) Er starb bald nach seiner Geburt.

Lebens? Wohnt nicht in ihm de[illegible]einste, höchste Genuß? Und ist der Anblick des[illegible]en nicht um so anziehender, je seltner er ist? Und warum soll nicht neben seinem Den[illegible]le auch das Denkmal des edlen Weibes [illegible]gen, die seinem Herzen in diesem bunten [illegible]warr des Lebens die Fülle gab, die es, [illegible] seinem Besitze nicht finden konnte? Nu[illegible] zu ungerecht sind wir gegen ein Geschlecht, das unsre Verehrung allgemeiner verdienen [illegible]de, wenn wir ihm Recht widerfahren zu lassen, nicht so oft fälschlich unter unsrer Würde hielten.

Lessings Leben in Wolfenbüttel war äußerst einfach. Sein Hang zur Gesellschaft hatte hier wenig Befriedigung, ob es ihm gleich nicht an Unterhaltung mit würdigen und geistreichen Männern fehlte. Aber sein ehemaliges Leben hatte ihn an mannichfaltigern Umgang gewöhnt. Nur seine Frau ersetzte ihm diesen Mangel. Jetzt verlohr er auch sie, die ihm mit jedem Tage unentbehrlicher geworden war. Ganz zog er sich nun in die Einsamkeit zurück. Litterarische Beschäftigungen — bei denen ihn aber der Tod bald überraschte — und die zärtlichste Sorgfalt für seine Stiefkinder, nah-

men den größten Theil seiner Zeit weg. Aber diese Einsamkeit hatte bald die nachtheiligsten Folgen auf seine Gesundheit. Auch ist das einsame Leben nur eine Wohlthat für unser Herz durch das Einverständniß mit einem Herzen, dem wir eben so unentbehrlich sind, als es uns ist. Das war es, was Lessing fehlte. Daher die Abspannung seines Geistes, sein Kränkeln; die unwiderstehliche Schlafsucht, die ihn oft überfiel; der gänzliche Verlust seiner Heiterkeit und der Empfänglichkeit für Lebensgenuß, die den Rest seiner Tage ausfüllten.

Vergebens unternahm er, zu seiner Wiederherstellung, eine Reise nach Hamburg. Er war kaum wieder in Wolfenbüttel, so verschlimmerte sich das Uebel. Er ward äußerst engbrüstig und nicht im Stande, zwanzig Schritte zu gehen, ohne müde zu werden. Seine Augen ermatteten, wie seine Munterkeit; er hatte keine frohe Stunde mehr.

In der Wintermesse 1781 zu Braunschweig glaubte er sich zu erholen. Aber er sollte uns entrissen werden. Den 3ten Februar überfiel ihn seine Engbrüstigkeit stärker als jemals. Das Uebel ward immer schlimmer, am funfzehnten starb er im zweiundfunfzigsten Jahre seines Lebens.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pantheon der Deutschen

Bd.: 2

Chemnitz 1795

Biogr.c. 244 c-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10209402-3
VD18 80083153